

Friedrich Dernburg.

Russische Leute.



Berlin.

Verlag von Julius Springer.

1885.

Friedrich Dernburg.

Russische Leute.



Berlin.

Verlag von Julius Springer.

1885.

Russische Leute.

Von

Friedrich Dernburg

Chefredakteur der Nationalzeitung.



Berlin.

Verlag von Julius Springer.

1885.

ISBN-13: 978-3-642-98728-1 e-ISBN-13: 978-3-642-99543-9
DOI: 10.1007/978-3-642-99543-9

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1885

Inhalts-Verzeichnis.

Nach Oſten.		Seite
Ueber die Grenze		3
Warſchau		13
Warſchauer Schlöſſer		21
Ruſſen und Polen		34

Küſterchen Moſkau.		
Die Romantiker des Kremls		51
Zwan der Schreckliche		57
Das ruſſiſche Forum		63
Die Frauen im Kreml		71
Die ſchöne Mariſchkin		79
Napoleon im Kreml		87
Der Generalgouverneur von Moſkau		96
Die offizielle Geſellſchaft		100
Im Moſkauer Rathhaus		114
Moſkau, die Stadt		124
Ein Nihilistenheim		132
Auf dem Jungfernfelde		150
Das Moſkauer Findelhaus		160
In der Professorenwelt		177
Mit ruſſiſchen Studenten		187
Ein deutſcher Gymnaſiallehrer in Rußland		191
Moſkauer Gerichtshöfe		198
Der Chitrow Rynof		208
Die Petrowſki-Rajumowſki-Akademie		218

Intermezzo an der Wolga.

	Seite
Eine russische Idylle	231
Die Messe von Nischny-Nowgorod	249
Zenseits der Oka	263
Der Gouverneur von Nischny-Nowgorod	270
Ein Frauenarzt	279
Mehrmusik	284

Letzte Tage in Moskau.

Auf der Gouvernantensuche	293
Die alte Excellenz	301
Zu russischen Bad	311
Deutsche und Russen	324
Zu goldenen Bauer	334
Epilog	343



Nach Osten.

(Juli 1884.)

Ueber die Grenze.

In Berlin schlug ich das Coursbuch auf. Nach Warschau Courierzug in sechzehn Stunden.

Das wirkte auf mich wie eine Enthüllung. Also sechzehn Stunden von Berlin liegt eine große Stadt, von der wir täglich hören, sprechen, lesen und schreiben und die uns so fremd ist, als läge sie ebenso viel Tagesreisen entfernt. Denn auch von meinen Freunden war noch keiner in Warschau gewesen. Und als ich erklärte, ich wolle meine Sommerferien an der Moskwa und Wolga zubringen, sah man mich spöttisch an.

Hätte ich nach dem Pit von Camerun oder dem Strand von Angra Pequena gehen wollen, man hätte es kaum weniger auffallend gefunden.

Der Weg aus Berlin nach Warschau führt zuerst zum Polizeilieutenant und dann auf den Molkenmarkt — natürlich des Passes wegen. Der Zudrang nach Rußland und Polen ist mitten in der Reisezeit auch kein besonders starker. Es ist sehr grau und staubig und einsam in der Lokalität, wo der Paß ausgeschrieben wird

Ein knochiger Herr mit etwas gelber Hautfarbe saß mir im Coupé gegenüber, er begann mich zu fixiren.

Ich betrachtete ihn wieder: offenbar kein Deutscher, aber auch kein Slave, kein Franzose, kein Engländer. Wo mag der Mann her sein und was mag er wollen.

Er fixirte mich noch immer.

— Sie erinnern sich meiner nicht mehr, sagte er endlich in hartem Französisch, wir haben uns doch erst vor wenigen Monaten im Ajuntamiento zu Valencia gesprochen, wo ich Ihren Kronprinzen empfangen half.

Also ein spanischer Gastfreund hier im Osten — wie nah liegen wir doch in Europa zusammen!

Ein Bankier aus Valencia — reist nach Posen, Preußen und den Ostseeprovinzen im Auftrage der Weinproduzenten der Huerta zum Ankauf von Spiritus. Zu welchen Ehren ist die bescheidene posensche Kartoffel berufen.

Zwischen den flachen Kartoffelfeldern, durch die wir fuhren, und den hinter Drangenhainen herausschauenden Reihgehängen der goldenen Huerta di Valencia, schlingt mein Gegenüber ein enges Band. Er gab mir noch eine Reihe belehrender Randbemerkungen zu den Vorgängen in Valencia bei Anwesenheit des Kronprinzen. Da die Szene in Spanien spielt, handelt es sich natürlich um Verschwörungen und Gegenverschwörungen, dann kamen wir auf Cholera und Banditen zu sprechen und unter solchen anmuthigen Wechselgesprächen dampften wir in die Werke und dann in den Bahnhof von Posen ein.

Wenn die Berliner nicht viel von Posen wissen, so wissen die Posener umfomehr von Berlin. Auf Schritt und Tritt bemerkt man die Beziehungen, die das Geheime-

raths- und Offiziersviertel von Posen mit der Mutterstadt der Kolonie, der Potsdamer Vorstadt, verbinden. Unsere Garnisonen im Osten werden stark vermehrt, und man hört nur von Umzug und Wohnungsnoth.

Dieses posensche moderne Viertel sieht sehr flach und nüchtern aus. Um so polnischer ist es in dem polnischen Straßenzug der Wallischei, ja es ist in vieler Beziehung das polnischste, was ich trotz meines Warschauer Aufenthaltes gesehen habe. Eine lange Straßenzeile, deren einstöckige Häuser sich nur mühsam aus dem Sumpf und Schmutz des Bodens erheben, — Schnapsbuden, Läden mit alten Kleidern und allerhand Trödel reihen sich an einander. Dazwischen zirkulirt eine arnselfige und verkommene Bevölkerung, Sackleinwand ist hier schon ein feinerer Artikel, Kinder, barfuß und nothdürftig mit Lumpen behängt, patzchen in den Floßen herum.

Man könnte glauben, diese Lumpenallee sei das letzte traurige Auslaufen der Stadt. Aber im Gegentheil wir sind auf dem Weg nach einem beherrschenden Centrum.

Denn die Wallischei läuft in einem stillen Platz aus, einer Art von Insel in die Flußarme der Warta und die Festungsgräben hineingebaut — hier hat das geistliche Posen seinen Sitz aufgeschlagen. Ein gelbgestrichener Bau mit fünf Thürmen — stumpfe Pyramiden sind auf die Zwiebeldächer gestülpt — wird mit dem Namen Dom beehrt. Um diesen Bau herum stehen stille Priesterhäuser mit Gärtchen im Bauernstyl, verwitterte Frauenköpfe schauen aus den Fenstern, dann noch eine alte Backsteinkirche und altes baufällig ausschauendes Gelärre.

Das frühere Hauptquartier des Cardinals Ledochowski, weiland Erzbischofs von Posen und Gnesen ist hier.

Die Hoffnung zurückzukehren hat Ledochowski immer noch nicht aufgegeben — eine Zeitlang schien sich die ganze Kirchenpolitik auf die Ledochowskifrage zuzuspitzen. Zum letztenmal war ich auf die Spuren des Cardinals im verflohenen Dezember im Vatikan gestoßen. Als der Kronprinz zum Besuche des Papstes Leo die Treppe herauf stieg, die vom Damastianischen Hof nach dem klementinischen Saale führte, kam er mit seinem Gefolge von Offizieren und Diplomaten, mit seinem Geleite von Priestern und vatikanischen Hofbedienten an einer leicht angelegten Thür vorbei, hinter der Spalte derselben lugten ein paar forschend blickende Augen heraus. Sie gehörten dem Cardinal Ledochowski, der hier seine Wohnung hatte. Der Papst hatte versprochen den Kronprinzen für die Heimkehr Ledochowskis zu gewinnen — er hat sein Wort ausgelöst, aber das Schicksal des Cardinals hat er nicht gewendet.

Aus dem Palast des Vatikans, von dem Blick auf Rom und seine Herrlichkeiten, aus dem Mittelpunkt der geistlichen Weltmacht hinweg, sehnt sich Ledochowski immer noch nach der gelben Zwiebelkirche in den Sümpfen der Warta und nach den verfallenen Häusern, die dort hingleiten . . .

Die nach der Verstaatlichung vereinigten Posener Bahnhöfe sind zu einem wahren Labyrinth konstruirt. Ich wollte mit dem Schnellzug weiter, verfing mich aber selbstverständlich in den Gängen.

— Sie sind heute schon der Dritte, sagte der freundliche Bahnhofsinспекtor, dem ich mein Schicksal meldete. Es war fünf Uhr Morgens.

Diesem Umstande verdankte ich es, den Sonntagsmorgeneinzug der Anwohner in Posen mit Muße beobachten zu können. Ich sah das Landvolk noch gerade so polnisch ausstaffirt, wie ich es in dem Orbis pictus meiner Jugend gemalt gesehen, ernst und stattlich, zu Wagen und zu Fuß zog es in Schaaren in die Stadt. Die Männer in knopflofen Schnurröcken, mit Filzhüten und weiten Hosen, der sorgfältig herausrasirte Schnurrbart giebt ihnen etwas Martialisches. Einige Schritte hinter dem vorausmarschirenden Familienhaupt kommt das Weibervolk in rothen, kurzen und aufgebauschten Röcken, mit rothen Kopftüchern, rothen Miedern, nur selten mischt sich eine andere schreiende Farbe hinein.

Dazwischen zeigen sich auch einzelne Gruppen städtisch gekleideter Leute, Männer und Frauen, Fabrikarbeiter, lärmend und schon halbbetrunken. . . .

Thorn ist eine Stadt im Styl von Lübeck und Danzig und doch wieder ganz eigen, die Gassen gerade und regelmäßig abgetheilt, wie die Zeltgassen eines Lagers. Die Einheit der burgartig unmauerten Stadt wird jetzt durch den unerbittlichen Zwang der Wohnungsnoth gebrochen und vor den Thoren beginnt man damit ein Quartier aufzumauern. Ein Grundzug bürgerlicher Solidität und Ehrbarkeit liegt über der Stadt. Auch die polnische Bevölkerung, die in ihrem Sonntagstaat vor der katholischen Kirche versammelt ist, steht unter diesem Einfluß.

Ein merkwürdiger in seiner Art einziger Backsteinbau ist das spätgothische Rathhaus — hier steht auch die Bildsäule des großen Thorner Kopernikus.

Vor dem Denkmal dieses Mannes, um den sich Deutsche und Polen streiten, fühlte ich mich auf der Grenzscheide nicht nur zweier Völker, auch zweier Weltzeitalter, denn mit der größten aller Entdeckungen hat das neue Weltzeitalter begonnen. Wie verschwindend erschien mir die Frage nach der Nationalität des Mannes, welcher die Erde so klein gemacht hat und den Menscheng Geist so groß.

Nur eine kleine Anzahl von Passagieren versammelte sich auf dem Perron des Thorner Bahnhofes, wo der Bummelzug über die Grenze zusammengestellt wurde. Ein langaufgeschossener, junger Herr in kurzem Saquet, großkarrirten Hosen, ein kleines Hütchen fest auf dem Hinterkopfe, sein kleines Stöckchen schwingend und eine Chansonette pfeifend, ging anscheinend vollständig unbetheiligt auf und ab.

Bon Zeit zu Zeit fiel indessen ein scharfer Seitenblick auf mich.

Wie ich meinen Platz im Coupé gewählt hatte, fand sich schnell auch der lange Herr ein und setzte sich mir gegenüber. Man hätte ihn seinem Wesen nach für einen Vergnügungszügler halten können; es bedurfte aber gar nicht des eigenthümlichen Vorganges mit dem Eisenbahnbillet des Herrn, das der Schaffner nicht weiter ansah und unkoupiert zurückgab; ich hatte es bereits auf der Zunge zu sagen: Bitte Herr Lieutenant inkommodiren Sie sich nicht, wir sind ja alte Bekannte von Berlin her, ich

hatte schon die Ehre Sie auf meinem Bureau zu begrüßen. Ich zog indessen vor, das Abenteuer ausreifen zu lassen und die Operationen meines Beobachters nicht zu stören.

Es war eine elende Kiefernshonung, durch die wir fuhren — der Herr hatte sein kleines Täschchen vor sich auf dem Schooße, was er darin verwahrte, ein Cigarrenetui oder einen Revolver — das für den Verkehr mit Nihilisten unentbehrliche Requisite — das unternehme ich nicht zu entscheiden.

Nihilist oder Kubelfälscher — ich weiß nicht, wohin mich mein geehrtes vis-à-vis rubriziren mochte: wir waren allein im Coupé und der Herr, wenn er mich nach dem Coupéfenster blicken sah, mochte sich überlegen, ob ich wohl einen Sprung heraus riskiren würde.

Ganz wie der Anfang eines Romans — ich kam mir plötzlich höchst interessant vor — welcher Faden ließ sich nicht daraus weiter spinnen — ein Eisenbahnzug an der russischen Grenze, ein Polizeilieutenant mit einem verdächtigen Individuum allein im Coupé — Fluchtversuch — Kampf — Rettung — Arretirung — es kann Alles noch kommen. In Alexandrowo endete die Sache höchst bureaukratisch-prosaisch. Der Roman scheiterte an der Unzweifelhaftigkeit meines Passes. Als die Pässe auf der russischen Station abgenommen wurden, hatte ich meinen Polizeilieutenant zur Seite. Dann verschwand er; er mag mich wohl einem der bebarteten Gendarmen einstweilen empfohlen gehabt haben. Wie wird der Lieutenant gelacht haben, als er mich aus dem Paß in dem Bureau der russischen Polizei konstatirt hatte.

— Also der! . . .

Gendarmen und Militärs an den Grenzstationen sind es gewohnt von dem Publikum angestiert zu werden, sie sind die ersten Offenbarungen einer neuen Macht, in deren Hände sich jetzt der Reisende gegeben fühlt. Hier beginnt das Studium der vergleichenden Völkerphysiologie und der vergleichenden Uniformkunde. Die russischen Gendarmen in Alexandrowo in ihren Lammfellmützen, Bump-hosen und hohen Stiefeln, den Säbel nach türkischer Art gehängt und den Revolver — nie ohne diesen! — im Futteral zum Griff bereit, repräsentirten nicht ohne einen theatralischen Anstrich aber ohne Ueberhebung.

Die Landschaft hatte sich nur wenig geändert, als wir in Russisch-Polen dahinrollten, aber die Besetzung und Lokalfarbe im Coupé war eine vollständig verschiedene.

In unserem Coupé herrschte unbestritten ein jüdischer Geschäftsmann, der bald hinter Alexandrowo eingestiegen war. Er stellte in der That ein fahrendes Bureau dar. An jeder der Stationen, wo der Bummelzug verweilte, traten Geschäftsleute an ihn heran, besprachen sich kurz und eifrig, erhielten oder gaben Aufträge und Auskunft, telegraphische Depeschen wurden nach vorwärts und rückwärts gesandt, jeder der Juden, die schaarenweise auf den Bahnhöfen standen, war wie selbstverständlich der Agent meines Coupégefährten, jedenfalls eines mächtigen Mannes — er rief sie herbei, entsandte sie, ertheilte Bescheide, die ohne Widerrede aufgenommen wurden.

Ich bestaunte diese Organisation, die sich wie selbst-

verständlich gab, und der ich doch nichts Aehnliches an die Seite zu setzen wußte. Sie kommt der geschäftlichen Allwissenheit so nahe wie möglich. Die Waare, die zu kaufen steht, die Bedürfnisse, Zahlungsfähigkeit, Charakter eines Jeden, seine Stärken und Schwächen — der Geschäftsmann, dem diese Organisation zu Gebote steht, liest das Alles wie in einem offenen Buche. Wer kann mit ihm konkurriren, der alle Karten des Spieles kennt, auch die in der Hand der Gegner?

Zwei polnische Gutsbesitzer waren weiter im Coupé — sie hatten von den Ueberschwemmungen gelitten, welche in den letzten Wochen Polen verheerten und fuhren nach Warschau um sich Hilfe zu holen. Große stattliche Männer, junkerhaft, hämisch und verbittert. Dem Geschäftsmann machten sie in auffallender Weise den Hof — als dieser sein fahrendes Bureau eine Zeitlang in ein anderes Coupé verlegte, kam hinter seinem Rücken Haß und Hohn zum wilden Ausdruck.

Auf allen Bahnhöfen neben den Juden, die ihre nie abreißende Börse hielten, herumstehende Offiziere — die Betrachtung des vorüberfahrenden Eisenbahnzuges ist offenbar ein Hauptmittel um ihrer in der Dede des Garnisonlebens erlahmenden Phantasie einige kleine Schwüngen zu geben.

Im Ganzen ein wohlangebautes Land und worth having it — hie und da Fabrikkomplexe, Bremmereien, Zuckerriedereien, meistens deutsche Niederlassungen.

Gegen Mitternacht fuhren wir in den Bahnhof von Warschau ein.

Ein seltsames Geschrei empfing uns, als wir dem Ausgang naheten. Eine gewisse stoßweise Regelmäßigkeit darin, wie bei dem Quaken der Frösche im Sumpf, dann wieder ein wildes Durcheinanderrufen und Gellen. War in Warschau eine jener Aufstände ausgebrochen, die uns schon als Knaben die Phantasie erfüllt hatten?

Nein — es war nur das Geschrei und Gejohle, mit welchem die Droschkenfutscher die ankommenden Fremdlinge zur vorzugsweisen Benutzung ihrer Fuhrwerke aufforderten.

Dunkel und schlafend lag Warschau da, als wir zum Gasthof fuhren. Eine Reise machen, um eine Stadt zu sehen und in der Dunkelheit ankommen, das gemahnt an den Zustand, wenn gerade im Schlußkapitel, bei der Pointe eines langen Romanes das Licht weggenommen wird.

Seit langem war mir Warschau ein Räthsel gewesen — mit Ungeduld erwartete ich den Morgen, der es mir lösen sollte. . . .



Warschau.

Warschau ist eine der seltsamsten Städte, ein Bild, das, wenn man es fassen will, wie unter den Händen verschwindet, jeden Augenblick anders, neu, überraschend, die verschiedenartigsten Charaktere in sich vereinigend.

Von der Vorstadt Wola, dort in der Nähe des alten polnischen Wahlfeldes, wo der polnische Dorfcharakter vorherrscht, bis an das alte Stück nächst des Schlosses und von da wieder bis an die Villen und Parke vor den südlichen Stadtausgängen, welcher unaufhörlicher Wechsel!

Polen, Russen, Deutsche und Juden, Militärstadt und befestigtes Lager, auf der einen Seite eine gewaltig auftretende Industriestadt, auf der anderen alte polnische Adels Häuser, in denen sich Bürger und Handwerker ansiedeln, neuauftretende stolze Paläste von Bankbaronen und reiche Villen von Kaufleuten und Fabrikanten — eine sinkende und eine sich erhebende Welt, die moderne Großstadt und die polnische Landstadt nebeneinander, durcheinander.

Dann wieder die Reste des polnischen Königthumes und Reiches, Mittelalter, Gegenreformation, die platte

Möglichkeit des Ausganges des 18. Jahrhunderts und dessen raffinirteste Feinheit.

Nirgends ein System, ein Zusammenhang, eine Konsequenz.

Dazu die Willkür autokratischer Verwaltung, die alles auf den Kopf stellt, aus einem Palast eine Kaserne, aus einer Kaserne eine Schule, aus einer Schule ein Hospital, aus einem Hospital ein Kasino macht.

Laune, Zufall, Willkür, Monarchen, die kein Morgen kannten, Adlige, die nach dem Prinzip von der unausbleiblichen Sündfluth gelebt hatten, Herrscher, die keine Sympathie für die Stadt und ihre Traditionen haben konnten.

Der Russe, im Gefühl ewig bedrohter, aber durch seine Waffen gesicherter Herrschaft — der Pole, immer bedacht, sein heißes Temperament zu bändigen, sich in's Unabänderliche zu schicken, nie damit zum Abschluß kommend — der Jude, mit eifriger Geschäftigkeit oder mit lauern dem Abwarten, aber nie zwecklos, wie eine Postenkette auf allen Straßen vertheilt.

Dann der Deutsche, der unbekümmert um Polen, Juden und Russen seine Fabriken baut, seine Geschäfte betreibt, dem halbbruirten Ackerbaustaate das moderne Wunderelixir der Industrie eingeflößt hat. Ihn kümmert es nicht, über was sich Polen und Russen streiten. Wie in Cincinnati, Newyork, in Havre und London sucht er in Warschau den Weg zum Besitz und er findet ihn sicher.

Das ist Warschau. —

Der Hauptsache nach ist Warschau allerdings eine moderne Stadt, wie Berlin und Potsdam. Aber auch Requiriten einer mittelalterlichen Stadt sind noch vorhanden, ein festungsartiges Schloß, ein Münster. Das alles wesentlich modernisirt. Aus dem Kastell der Herzoge von Masowien ist unter der Hand der Könige des letzten Jahrhunderts ein plattes, wie eine große Kaserne aussehendes Stadtschloß geworden, der alte Marktplatz, ein echter schlesischer Ring ist sammt seiner Umgebung die Zufluchtsstätte der letzten Ausläufer des Kleinhandels, ein Mühlendammbau im Großen und selbst im gothischen Münster, der am besten widerstand, haben die Verbesserungen und Erneuerungen viel Uebel gethan. Daß dies alte Warschau nach deutschem Muster gegründet, daß es den Städten der Ordensritter abgesehen ist, liegt auf der Hand.

Durch einen langen Gang, ähnlich wie er den Vatikan mit der Engelsburg verbindet, gelangt man von dem Schlosse nach der königlichen Loge in dem Dom; wie er sich jetzt darstellt, ein Gebäude später und nüchterner Gothik.

Kommt man aus dem Dom heraus und biegt um die Ecke, so steht man an dem alten Markt und hat ein Haus mit alterthümlichem Erker neben sich. Von diesem Erker aus, so erzählt mein polnischer Begleiter, hat der Jesuit Skarga seine wilden und zündenden Reden gegen Kezer und Kezerthum an die Massen gehalten, die den weiten Markt füllten.

Geht man dann von dem Markt durch den Hauptzugang nach dem Schloß zu, so sieht man die Sigismund-

fäule ragen, auf der Spitze den König Sigismund, den Freund und Gefinnungsgenossen des spanischen Philipp und des Herzogs von Alba, in der rechten Hand ein Schwert, in der linken das Kreuz haltend. Eine Inschrift feiert in pomphaften lateinischen Worten die Verdienste des Königs auf der Erde und den Lohn desselben im Himmel.

Die Politik, welche von jenem Erker am Marktplatz gepredigt wurde symbolisirt durch das Schwert und das Kreuz in den Händen des Königs, hat für Polen bittere Früchte getragen. Aber ungewarnt durch die Vergangenheit, bleibt die polnische Politik festgelegt in den gleichen Bahnen. Wie verzweifelte Spieler, die immer auf dieselbe Karte setzen, die immer gegen sie geschlagen hat und von der sie einen letzten Glückswechsel erwarten. . . .

An dem alten Marktplatz zu Warschau steht ein gutes Haus, das die Geschichte in feiner Weise pflegt und lebendig erhält. Dort haben seit dreihundert Jahren die Fulkier ihr Weinlager gehalten; aus Augsburg sind sie gekommen, der Tradition nach ein Zweig der berühmten Fugger daselbst.

Heiß liegt die Julisonne auf den Steinen des Marktes, vertrauensvoll magst du durch die alte eiserne Thüre in die gewölbte Schenkhalle eintreten, man wird dir ein solides Glas Ungarwein nach deiner Wahl kredenzen. Von Zeit zu Zeit aber kommt ein Fremder, der tiefer in die Geheimnisse des alten Hauses eindringen will. Dann ergreift der Wirth mit geheimnißvoller Miene einen gewaltigen Bund Schlüssel, eine Thür öffnet sich, die in

den Keller hinunterleitet. Von wißbegierigen Fremden wird Warschau nicht gerade überlaufen. Der Letzte, der vor mir die historischen Schätze dieses Kellers zu sehen beehrte, war Don Carlos.

Die Keller sind für Flaschen, für die schmalen Gebinde, in denen der Ungarwein versandt wird, höchstens für französische Orhoße eingerichtet, ein rheinisches Stückfaß fände hier schwerlich Unterkunft — aber wie sie sind, ziehen sie sich in langer Folge unter drei Häusern weg. Den Mittelpunkt der schätzbaren Collekction bilden in jeder Richtung die Sammlungen von Flaschenweinen.

Der Staub von Jahrzehnten und Jahrhunderten hat mit Hilfe der Feuchtigkeit, die von der Weichsel herdringt — der Ungarwein liebt im Gegensatz zum Rheinwein feuchte Keller — ein dickes sammetartiges Gehänge um die Holzgestelle gezogen, auf denen die Flaschen stehen. Auch über die einzelne Flasche breitet sich ein solcher Ueberzug, der nur sorgfältig in der Höhe abgeschnitten wird, wo Ursprungsort und Jahreszahl angegeben ist. Ich hätte beinahe gesagt der Stammbaum, denn auch das Datum des Erwerbes, der Name früherer Besitzer ist sorgfältig bezeichnet.

— Sechszehnhundert und sechs, sagte der Wirth, indem er auf eine kleine Zahl von Flaschen wies und den Eindruck abwartete, den diese Zahl auf mich machen würde.

— Und ist der Wein noch trinkbar? frug ich.

In seinen Gefühlen verletzt, sah mich der Wirth an.

— Wenn Sie eine solche Flasche öffnen, so füllt sich

das ganze Zimmer mit Wohlgeruch und seine Süße ist ihm vollständig geblieben. . . .

Diese Probe haben wir indessen nicht gemacht. Wir durchwanderten kurlandisch das siebzehnte Jahrhundert. Sigismund, Gustav Adolf, Wallenstein, der große Kurfürst, jeder fand seinen Zeitgenossen.

Und ist es nicht etwas besonderes um den Wein? Ihm wird etwas Individuelles zugeschrieben, beinahe etwas Befehltes möchte man in ihm erkennen. Es ist als müßte er von den alten Welthändeln, die er erlebt, persönlich berichten können.

Etwas tiefer ließen wir uns in das achtzehnte Jahrhundert ein, eine Flasche 1756er — als die Preußen marschirten vor Prag, Prag die schöne Stadt — beschäftigte uns spezieller. Der Ungarwein vermöge seines großen Gehaltes an Zucker und Alkohol konservirt sich ungleich besser als der Rheinwein. Der älteste Jahrgang, von dem meines Wissens überhaupt die Rede ist, ist der 1684er im Bremer Rathskeller. Als man uns in den siebziger Jahren bei einer Reise des Reichstags nach Bremen und Wilhelmshaven von diesem Rosenwein vorsetzte, fanden wir ihn merkwürdig, aber herbe und unerfreulich zu trinken. An dem historischen Ungarwein, den wir in Warschau tranken, war ein Jahrhundert und mehr beinahe spurlos vorbeigegangen.

Was mich am meisten an dieser Weinsammlung wunderte, war die Thatsache, daß sie da war. In dieser Stadt, die in den letzten Jahrhunderten in ihren Umgebungen und Straßen so oft das Schlachtfeld abgeben

mußte, in die so viele fremde Eroberer eingezogen waren, in der so viel geraubt und gerollt wurde! Jedenfalls ist es diesen unterirdischen Schätzen besser gegangen, als den über der Erde verwahrten. . . .

Die Erinnerung an die Zeit der sächsischen Auguste hält vor Allem der sächsische Garten aufrecht. Dieser Garten ist der Spielplatz der Kinder, das Casino der Erwachsenen, das Forum von Warschau, wenn bei einer so schweigenden Stadt von einem Forum gesprochen werden kann, man streift ihn bei jeder Fahrt, man kreuzt ihn bei jedem Ausgang, er hat ein Sommertheater, Cafés, Molkenanstalt — kein großer und kein besonders gepflegter Garten, aber ohne ihn ist Warschau noch weniger denkbar, als Dresden ohne die Brühl'sche Terrasse. Hier vollzieht sich auch die einzige Annäherung zwischen polnischer und russischer Nationalität, die ich in Warschau zu beobachten Gelegenheit hatte. Zarte, aber unzerreißliche Bande ziehen sich von dem Kindermädchen zu dem Krieger, dieser Zug spottet aller nationalen Zwiste, er ist international, kosmopolitisch, er verleugnet sich auch im sächsischen Garten in Warschau nicht.

Zwischen den sächsischen Garten und den sächsischen Platz schiebt sich der sächsische Palast ein, zwei Häuserwürfel, die durch ein als Durchgang nach dem Garten dienende Säulenhalle verbunden sind. Von der plumpen Massenhaftigkeit dieses Bauwesens hebt sich um so feiner, geistreicher, prickelnder das daran gefetzte Brühl'sche Palais ab — ein gewissenloser und unglücklicher Politiker, dieser Graf Brühl, aber — man kann es ihm nicht abstreiten — ein Mann von Geschmack. . .

Auf dem sächsischen Platz steht ein massiger schwarzer Obelisk von Eisen. Kaiser Nikolaus hat ihm zum Andenken an die Rußland im Jahre 1830 treu gebliebenen polnischen Generale errichten lassen. Wenn die polnische Aristokratie, die sich jetzt nur in ihren Festen zählt und sammelt, in den Straßen die den Platz umziehen, ihre prunkenden Auffahrten hält, dann mag sie jene finstere Eisenmasse, wie ein drohend aufgehobener Finger bedünken, ein Finger aus der eisernen Hand, die Warschau und Polen hält. . . .



Warschauer Schlösser.

Stadtschloß, Lazienki, Belvedere, Willanow.

An den Schlössern in und um Warschau wird im Augenblick viel reparirt; in den Zeitungen ist davon die Rede, daß Kaiser Alexander im August nach Warschau kommen will, in Warschau selbst weiß Niemand etwas Bestimmtes darüber, will wenigstens Niemand darüber etwas wissen. Ein gemessener und ausnahmsloser Befehl verbietet bis auf Weiteres die Besichtigung der Schlösser. Die zahlreichen Verhaftungen, die nie verstummenden Dynamitgerüchte geben auch selbstverständlichen Maßregeln wie der Schließung der Schlösser während der Reparaturarbeiten eine düstere Pointe. Man sucht nach Dynamitminen und will dabei nicht beobachtet sein, hieß es in Warschau. Nichtsdestoweniger erhielt ich in Folge ganz besonderer Verwendung die Erlaubniß, die Schlösser zu sehen. Ich kann daher zunächst bestätigen, daß ich die Tapeziere und Maler an der Arbeit gesehen habe, aber weder Sappeure noch Feuerwerker.

Am Eingang des Schlosses stand ein Gendarmereiposten, der uns scharf und mißtrauisch musterte, als er aber sich von unserer Legitimation überzeugt hielt, schien es, als wäre uns das Schloß allein überlassen.

Wir gingen durch Bureaux, die offen standen, in denen Niemand war, wir kamen über lange Gänge und Treppen, in denen uns Niemand störte oder nur begegnete.

Nichts Monumentales in alle dem, ein Bau von Holz und Ziegelsteinen, von Königen errichtet, die auf wackelnden Thronen saßen und deren Söhne kein Recht hatten an dem, was die Väter schufen.

Endlich gelang es uns, den Schloßinspektor aufzutreiben, er hielt gerade seine Siesta, die den Mittelpunkt des Tagewerkes des freundlichen Herrn zu bilden schien. Er gab uns einen Diener mit und damit nahm unser Zug durch das Warschauer Schloß geordnete Wege an.

Wir waren zu Zweien gekommen, dann schloß sich uns der Dritte an, dann der Vierte, Fünfte, Sechste und Siebente. Ich glaube, wir waren schließlich zu acht, lauter freundliche Ciceronen hatten sich zugesellt; nur schade, daß es sogar zu wenig zu zeigen gab.

Aus der polnischen Zeit haben die verschiedenen Sieger, die nach einander in dem Warschauer Königsschlosse einzogen, außer dem, was absolut niet- und nagelfest war, auch nicht das Geringste übrig gelassen. Napoleon war definitiv geschlagen und saß auf St. Helena, als Alexander I. das Schloß neu einrichtete, aber es war im Stil Empire, in welchem dies geschah. Man zeigte uns die Gemächer, welche die russischen Kaiser zu bewohnen pflegen, die Festsäle, dann die Wohnung der Generalgouverneure, das Arbeitszimmer Gurko's, eine Dienstwohnung, in der noch Niemand daran gedacht zu haben scheint, es sich behaglich zu machen — auch der jetzige

Inhaber nicht, der auf Urlaub weilt und sammt seiner Familie abgereist ist.

An den Wänden der Säle die Porträts der Kaiser und Kaiserinnen, der Großfürsten, die hier eine so besondere Rolle spielten, des ersten und des zweiten Konstantin — die beiden polenfreundlichsten Russen, die es gegeben und die getrennt durch ein Menschenalter mit den Polen die gleiche Erfahrung gemacht haben.

Als der zweite Konstantin mit dem Marquis Wielopolski als Berather hier Versöhnungspolitik führte, da schien es, als sollte noch einmal ein Sonnenstrahl in diese Räume fallen. Dann aber kam von allen Thorheiten, welche die Polen gemacht haben, die größte, der Aufstand von 1862/63 und das Schloß verfiel seitdem wiederum dem tragischen Ernst.

Es giebt Häuser, die wie von dem Schicksal schwarz angekreuzt sind, nur Unglückliches kann in ihnen geschehen.

Der nach der Stadt zu gewandte Theil des Schlosses ist zu einer Kaserne umgewandelt. Aus den Sälen, wo der polnische Reichstag im Anfang der neunziger Jahre und der ersten Periode russischer Herrschaft in Warschau tagte, sind Kasernenzimmer geworden. Die Wohnungs- und Festräume gehen nach der Weichelseite zu. Dort fällt das Ufer ziemlich steil ab, der alte Festungscharakter hat sich hier nicht ganz verwischen lassen.

Ueber den stolzen Strom mit der langen Eisenbrücke hinüber sieht man die Vorstadt Praga aus grünen Baumwipfeln sich weiß herausheben, die goldene Kuppel einer rechtläubigen Kirche zeichnet sich aus. Dahinter liegen

die Schlachtfelder, auf denen Polens Schicksal besiegelt wurde. Von den Fenstern seines Zimmers hat der russische Generalgouverneur sie immer im Auge . . .

Eine dreifache Linden-Allee, der Korso von Warschau, führt nach dem Parke hinaus, in welchem Schloß Lazienki steht, die Schöpfung von Stanislaus August — es erinnert an das Marmorpalais in Potsdam, ein anmuthiger und künstlerisch gebildeter Geist hat es erdacht.

Das weiße Haus ist zwischen zwei Teiche gestellt, Bäume drängen sich von allen Seiten heran, nur einige Säulen, welche die Mitte des Gebäudes markiren, zeigen darauf hin, daß hier noch etwas anderes gebaut werden sollte, als ein gewöhnliches Landhaus.

Lazienki stammt aus der Zeit, da den Fürsten die ernsthafte Pracht ihrer Paläste lästig ward, und das Spiel mit den Gedanken und Vorstellungen einer neuen Zeit noch lustig und ungefährlich schien. Was einen hier umgiebt, ist volles achtzehntes Jahrhundert, wir begegnen Voltaire und Rousseau auf Schritt und Tritt.

Man sieht sie majestätisch und weiß gestrichen in Sandstein auf Sesseln in einer Versammlung von Weisen im Garten thronen. Man findet ihre Köpfe in Stichen an den Wänden, als Wachspuppen halb Karrikatur stehen sie unter Glaskasten auf dem Kamin. Der letzte König Polens, der dieses Landhaus baute, wollte offenbar nicht weniger Philosoph sein als der Philosoph von Sanssouci und die große Semiramis des Nordens.

Aber dieser arme polnische Schattenkönig hatte keine hunderttausend Mann unter dem Gewehr wie Friedericus

Kex, keine Feldmarschälle Potemkin und Suwarow wie Katharina. Er hätte genug Ursache gehabt, ernst zu sein in jener furchtbaren Entscheidungszeit für Polen. Aber gerade dem Ernst und der Tragik seiner Lage wollte er entfliehen, und so baute er sich Lazienki.

Während die Mächte Polen theilten und sich zu neuen Theilungen vorbereiteten, hielt Stanislaus hier seinen lustigen Hof, mit seinen Philosophen und Poeten, mit seinen großen Damen und länderfahrenden Schauspielerinnen.

Der Herr, der mich umherführte, erklärte mir die Portraits der Frauen, die das Andenken an jene tolle Farce hier aufrechterhalten — aristokratische Polinnen mit hellen und dunkeln Augen, schwachtende und leidenschaftliche Schönheiten, die italienische Sängerin dazwischen mit den festen Zügen einer Abenteurerin. Immer wiederkehrend aber die Gräfin Dgrolska mit einem so hellen und frischen Lachen im Gesicht, als wenn es keine Sorgen auf der Welt gäbe.

— Sehen Sie hier dies große Gemälde — erläuterte mein kundiger Führer — König David bringt Bathseba seine Huldigung dar.

Ich sehe auf dem Bilde einen alten Herrn mit weißem Haar und langem weißen Bart in einer klassischen Phantastetracht, seine Knie vor einer spöttisch lächelnden blonden Dame im Göttinnenkostüm beugend — rings herum ein Kreis ähnlich kostümirter Frauen, die dem interessanten Vorgang zuschauen.

— Es ist wiederum König Stanislaus und sein Hof,

den sie vor sich sehen, auf des Königs ausdrücklichen Befehl hat sein italienischer Hofmaler dieses Bild gefertigt . . .

Und nun sehen sie auf jene Wand.

In goldnen Lettern las ich daselbst

1793 . . .

Es war mir als hätte ich an der Mauer in Belsazar's Saal das Mene Tekel Apharsim gelesen.

Noch kurze Zeit und der Donner der Geschütze vor Praga wird über die Weichsel herübertönen, diesmal werden ihn das Klirren der Champagnergläser, das Lächeln der Dgrolska und die Triller der Biga nicht übertönen. Dieser Kanonendonner verkündet die Niederlage Polens, den Sieg Suwarow's; die Orgie von Lazienki ist zu Ende, König Sardanapal verbrennt sich nicht mit seinen Frauen in dem Sommerpalast, er geht nach Petersburg ab und stirbt als Pensionär seiner Besieger.

Auf den Eckpfeilern einer Halle des Hauses hat Stanislaus die Standbilder von vier berühmten Polenkönigen aufstellen lassen, Kasimir den Großen, Stephan Batory, Johann Sobieski und Sigmund I. Wie war es möglich, daß König Stanislaus an diesen stummen Zeugen seiner Schande täglich vorbeigehen konnte, ohne vor Scham in den Boden zu sinken!

Die Polen indessen, die ich über ihr Urtheil bezüglich Stanislaus befragte, waren voll merkwürdiger Nachsicht gegen ihn.

— Er war ein schwacher Mann, er war den Verhältnissen nicht gewachsen — aber er hat es gut gemeint und was seine Fehler angeht — ja gerade in seine Fehler

sind wir verliebt. Daran ist Alles polnisch und wir können ihm auch heute noch nicht darüber grollen.

In der gothischen Kathedrale zwischen Stadtschloß und Altmarkt steht an der Wand des Schiffes links vom Hochaltar ein marmorenes Grabdenkmal von der Hand Thorwaldsens, in der Art des Aufbaus wandelt Thorwaldsen hier auf den Wegen Canova's. Der Reichstagsmarschall Graf Stanislaus Malachowski, der Hauptgründer der polnischen Konstitution von 1791, in der Tracht eines römischen Senators auf einem Sessel zurückgebogen ruhend, als überwache er eine gährende Versammlung, zu Füßen des Marschalls eine in Trauer versunkene Polonia und ein Krieger, der sich in lebhafter Bewegung zu dem Marschall wendet, als wolle er ihn zu einer letzten That auffordern. Gines der wenigen polnischen Erinnerungszeichen, die in Warschau aufrecht geblieben sind.

Wie oft mag dieser ehrliche und entschlossene Patriot den Weg nach Lazienki genommen haben, den weiblichen König zu energischem Aufrufen, zu entsagender Arbeit rufend. Auch schien es einen Augenblick, als wolle der König ein anderer, ernsterer werden. Aber aus einem Epikuräer macht man niemals einen Stoiker. Dem Durcheinanderrufen der Parteien, den Stricken und Finessen der Diplomaten, den Schnurrbärten und dem Säbelrasseln der Generale, der Gier nach Reichthum und Gewalt im Untergang des Landes setzte Stanislaus schließlich nur noch das cynische Lächeln entgegen, womit er als David zu den Füßen Bathseba's eilt, als wolle er sagen, es ist Alles eitel außer Frauenschönheit. Und auch diese ist es.

Der Landtagsmarschall spricht immer noch ernst und mahnend zu seinem Volke aus dem marmornen Denkmal in dem alten Dome, den König übermittelt eine Travestie der Nachwelt . . .

Dicht neben Lazienkipark, wie in einer Lichtung desselben stehend, fällt ein langes, weißes Gebäude auf. Wie das Glacis einer Festung legt sich ein mit Staketten hoch umzäunter Hof davor, dessen Breite das Haus noch niedriger, dessen Leere den Anblick noch verlässener macht.

Es ist Belvedere, die Wohnung, die sich der erste Konstantin gebaut hat, in der er mit seiner Gemahlin, einer Polin, Fürstin Lowitsch genannt, wohnte. Schärfer kann sich der Gegensatz zwischen den Siegern und den Besiegten nicht ausdrücken, als wenn man von Lazienki nach Belvedere kommt.

Hier in Belvedere ist nichts von der leichtfertigen Heiterkeit und der spöttischen Genußsucht, wie sie das polnische Lustschloß charakterisirt. Eine Mischung aus den Offizierzimmern einer Wache mit den Räumen einer Kanzlei — ein militärisch-bureaucratischer Geist hat hier gewaltet.

Belvedere ist eines der wenigen nicht strengmilitärischen Zwecken dienenden Gebäude, welche die Russen in Warschau geschaffen haben. Nie erhält oder verlangt ein Pole die Erlaubniß, es zu besuchen. Der Bildsäule des Fürsten Paskeiwitsch auf dem Gouvernementsplatz, dem eisernen Obelisken auf dem sächsischen Platz, kann der Pole nicht ausweichen. Aber das, was ihn in Belvedere erwartete, mußte er absichtlich aufsuchen — eine russische Siegeshalle in Warschau.

In der langen Reihe der Zimmer hängt Schlachtenbild an Schlachtenbild, die Siege der Heere des Zaren verherrlichend. Es sind vor Allem die Entscheidungskämpfe aus dem Aufstand von 1830, welche der Pinsel der russischen Maler gefeiert hat. Die letzte Schlacht vor den Thoren Warschau's, nächst der Wahlebene von Wola, welche Warschau's Schicksal besiegelte. Auch der ungarische und der letzte türkische Krieg sind noch in den Darstellungen einzelner Hauptschlachten angefügt worden.

Noch zeigt man in der Nähe das kleine, im Wald versteckte Haus, wohin Konstantin mit seiner Gemahlin vor den Aufständischen flüchtete. Mit Paskeiwitsch zog der Großfürst Michael in Warschau ein und nahm seine Wohnung im Belvedere. Dort ist er auch gestorben; das Zimmer, in welchem der Großfürst verschied, ist in eine Art von Kapelle umgewandelt, eine ewige Lampe brennt vor einem Muttergottesbilde an der Stelle, wo das Bett des Sterbenden stand.

Thatsache ist, daß die kaiserliche Familie seitdem den Aufenthalt in Belvedere meidet. Jetzt erinnert man sich, daß Belvedere auf einem kassirten Kirchhofe errichtet ist. . .

Eine rauhe Hand ist über das hingegangen, was den Polen an historischen Denkmalen theuer und ehrwürdig ist. Vieles ist in den furchtbaren Zusammenstößen zwischen Polen und Russen zerstört, ein großer Theil nach den Schlössern und Sammlungen von Moskau und Petersburg gebracht worden.

— Gehen Sie nach Wilanow, sagte mir ein Pole, wenn Sie etwas aus Polens Vergangenheit sehen wollen.

Ein frischer, sonniger Morgen. Wir fuhren durch die stattlichen Lindenalleen, welche nach Lazienki und Belvedere führen, zwischen den prächtigen Villen, die sich an denselben hinziehen, ließen das Zeltlager, das dicht an der großen Promenade aufgeschlagen ist, die Luftschlöffer und Parke hinter uns liegen, dann ging es durch Gärten und Haine, bis wir das freie Feld gewannen. Mühselig schleppten die Pferde den leichten Wagen durch den Sand, denn bald hinter Warschau hatte die Chaussee aufgehört.

Schon von Weitem leuchten uns ein paar große weiße Sandhaufen entgegen, die sich aus der grünen Ebene hervorheben. Es ist eines der siebenzehn Forts, die jetzt um Warschau herum gebaut werden; dieses Fort ist noch sehr in seinen Anfängen begriffen, und nach der kleinen Zahl von Arbeitern, die in Bewegung sind, ist das Tempo der Ausführung kein besonders rasches.

Dicht unter den Zukunftskanonen dieses Forts liegt Wilanow.

Als wir uns den Vorgebäuden näherten, fuhr eine Kutsche langsam an uns vorbei. Darin saß eine kleine alte Dame, die hellen klaren Augen, mit denen sie uns scharf musterte, fielen uns auf. Unser Gruß wurde mit freundlicher Würde erwidert — es war die jetzige Besitzerin von Wilanow, die Gräfin Potocka, die ihr ganzes Leben und ihr ganzes Vermögen dem Kultus ihres kostbaren Besitzthumes geweiht hatte.

Johann Sobieski hat das Schloß durch einen italienischen Architekten Bellotti aufführen lassen. Türkische

Gefangene haben daran gemauert — aus Frankreich und Italien, aus Deutschland und den Niederlanden, aus China und Japan hat man Kunstgegenstände, Merkwürdigkeiten zusammengebracht. Es ist schwer, sich aus der Masse von auseinanderstrebenden Eindrücken ein Gesamtbild zu machen. Doch dominirt schließlich die Persönlichkeit des schönen, kraftvollen und kunstliebenden Königs, der sich dies Haus gebaut und dies Museum gegründet hat.

Man wäre nicht überrascht, einer solchen Villa in der Umgebung von Venedig oder Ferrara zu begegnen, nur daß statt der Haussteine ein weißgestrichener Ziegelbau vor uns steht, in dessen im besten italienischen Stil angelegten Garten gewaltige Fichten die Stelle von Pinien vertreten und eine Buchenwand die Rolle von Larushecken übernehmen muß.

Die Weichsel fließt unmittelbar neben den letzten Alleen des Gartens hin, und über dem stolzen Fluß drüben zieht sich ein langer Aushau durch den Hain, mit einem anderen Lustschloß abschließend.

Von den zahlreichen Bildern des Königs ist ein von Kaspar Netscher gefertigtes hervorstechend. Große freie, freundliche Züge, im Blick eher etwas unbestimmtes, ein Angesicht von dem man sich denken kann, wie es am Tage der Schlacht gestrahlt, eine heldenmäßige Gestalt.

Die Königin eine vornehme Dame vom Hofe Ludwigs XIV., echt französischer Typus. Im Boudoir thront sie selbst als Flora in überaus mythologischem Kostüm an der Decke. Die Ausmalung der Wohnung rührt von

sehr verschiedenen Kräften, treffliche Maler und Kleckser und Stümper haben neben einander gearbeitet. Von der Hand der letzteren sind die Liebesabenteuer Jupiters in den Zimmern der Königin wiederum höchst mythologisch.

Die Zusammenbringung der Sammlung zeigt von einem ausgebreiteten Interesse, aber von einem großen Mangel an künstlerischer Kritik. Der Türkenkrieg und die Beziehungen zum Papste spielen die Hauptrolle. Geschenke, die der Papst geschickt hat, ein Kunst-Schrank, der mit Ehrfurcht gezeigt wird — der Papst hatte keine große Meinung von dem Kunstgeschmack des Königs.

Der Grund zu der Sammlung scheint durch Ankäufe in Rom bei Gelegenheit der Sendung des Fürsten Radziwill nach Rom gelegt worden zu sein. Ein großes Gemälde zeigt diesen Einzug ausführlich. Scene porta del popolo. Ein großer Zug: Mittelpunkt Fürst Radziwill im alten polnischen Kostüm und Hermelinmantel. Eine Menge von Personen zu Pferde und zu Fuß. Ein Musikkorps — Türken, Mohren, Kameele, Hunde. Das Ganze hat absolut nichts vom Occident. Diese Gesandtschaft mag mit der Masse von falschen Tizian's, Guido Reni's, Corregio's, die in der Gemäldegallerie zusammenhängen, heimgekommen sein. Die Römer werden schnell gemerkt haben, daß sie sich dieser Gesellschaft gegenüber nicht zu geniren brauchten.

Spätere Besitzer haben der Sammlung einige Bilder von Greuze beigelegt, deren sentimentale Sinnlichkeit zum Besten gehören mag, was der Meister geschaffen. Eine kleine Farbenskizze Albrecht Dürer's, die durch den Holz-

schnitt so bekannte Familienscene Joseph als Zimmermann und Maria mit dem Kinde darstellend.

Eine Sammlung von vieux Saxe, unschätzbar für den Liebhaber, dann wieder historische Erinnerungen, türkische Sattel, eine silberne Schüssel, den Einzug Sobieski's in Danzig vorstellend.

Das Sterbezimmer des Königs ist das letzte Wort von Willanow, — es ist zu einer Kapelle umgewandelt.

Der Ruf Kosziusko's: *Finis Poloniae!* ist bekanntlich eine jener historischen Fabeln, an welchen die autorisirtesten Widerlegungen spurlos vorbeigehen. Aber hier in dem Sterbezimmer Johann Sobieski's wo wir gedankenvoll stehen ist das polnische Königthum erblichen. Die Nachfolger waren traurige Spielzeuge in den Händen der Parteien und Mächte.

Dieses stolze Königthum, das seine Waffen bis Wien trug, das in Preußen herrschte und dessen sich Moskau unter Anstrengung aller Kräfte kaum zu erwehren wußte — hier in diesem Zimmer hat es geendet. . .



Russen und Polen.

Russen und Polen — ein heißes Thema aber es ist der Inhalt von Warschau.

Ein Urtheil abzugeben in dem Hader der streitenden Nationalitäten fühle ich mich weder berufen noch im Stande, ich werde einfach erzählen, was ich erlebt habe.

— Die Polen sind unser Verderben, sagte mir ein Russe. Wir sind so ineinander verwachsen, daß wir nicht auseinander kommen können — selbst wenn wir wollten. Ja, wenn wir sie nur im Königreich gegen uns hätten, — aber sie durchziehen unser ganzes russisches Reich — nicht nur in Litthauen und Kleinrußland, in Wilna und Kiew stehen sie uns gegenüber, nicht nur in Petersburg und Moskau sitzen sie, nirgends ist man sicher nicht auf einem Boden zu stehen, den sie unterhöhlen. Am gefährlichsten aber sind uns die polnischen Frauen, wie manchen von unsern besten Männern haben sie der russischen Sache abspänstig gemacht. Was Sie auch gegen uns in Warschau hören mögen — glauben Sie nur dem, was Sie sehen.

Sehen Sie nicht ein sich kräftig entwickelndes Land und eine aufblühende Stadt?

Fragen Sie doch die Polen selber, ob jemals ihr Land so geordnet, so materiell gedeihend war, wie heute. Und wenn der moralische Zusammenklang mangelt, an wem liegt es denn, als an den Polen, die sich in das historisch Gegebene, unwiderrufflich Gewordene nicht schicken wollen!

— Streit unter Brüdern, sagte ich.

— Ja unter Brüdern. Wir Russen meinen es gut mit den Polen. Aber sie meinen es schlimm mit uns, das macht uns die schiefe Position. Die Polen haben beim Jesuiten und beim Juden studirt und damit sind sie uns über. . . .

Warschau ist in der Sommerruhe. Das Sommertheater im sächsischen Garten spielt vor leeren Bänken, in der breiten Allee, die nach Lazienki hinausführt, rollen nur ein paar vereinzelte Equipagen. Auch macht es den Warschauern offenbar kein Vergnügen, an den Zeltgassen des Lagers vorüberzufahren, das an ihrer Lieblingspromenade aufgeschlagen ist. Wer kann, ist dem Staub und der Hitze der Stadt entflohen und diejenigen, die an die Stadt gefesselt sind, haben wenigstens ihre Familien auf das Land gebracht und schließen so früh wie möglich ihr Geschäft. Der Abend führt sie zu den Thyrigen in der Umgegend.

Ein Kaufmann, dem ich in Berlin früher einen kleinen Dienst erweisen konnte, lud mich ein, den Abend in seiner Sommerwohnung, wenige Eisenbahnstationen von Warschau entfernt, zuzubringen.

— Meine Frau, sagte der Herr, als wir ausstiegen,

zieht es immer noch hierher. Ihr Vater war hier Gutsherr. Als Miljutin und Samarin 1864 nach Polen kamen und den Bauern Landgüter aus den Besitztungen der Adligen zuschnitten, konnte er sich nicht mehr halten. Seitdem ist das Gut von einer Hand in die andere gegangen — auf dem alten Dekonomiehof ist eine Zuckerfabrik, und was vom Park übrig ist, hat unser Schlächter gekauft, der vor dreißig Jahren mit dem Tornister und dem Wanderstock nach Warschau kam und dessen Frau zu ihrem Stadthaus jetzt auch ein Landgut haben wollte. Natürlich sind es Deutsche.

Die Lindenallee, die früher mitten durch den Park gegangen sein mochte, war jetzt rechts und links von Rübenfeldern begrenzt. Die Allee erweiterte sich am Ende zu einer Art von Platz, an dem ein größeres und vier kleinere Landhäuser standen im Schweizerstyl und freundlich mit wildem Wein umzogen; weiter ein kleiner Hain, hinter dem die Weichsel floß. Ich bitte aber, der Scenerie nicht allzu genau nachzugehen, denn aus bewegenden Gründen habe ich sie absichtlich etwas verschoben.

Auf der Veranda vor dem größeren Landhaus war der Theetisch bereitet. Die Frau des Hauses trat uns entgegen, eine große schlanke Dame in bequemer Sommertracht, eine kaum zu bändigende Fülle goldblonden Haares legte sich in Ringeln um Kopf und Hals. Auch einige Herren aus Warschau oder aus der Nähe waren gekommen. Die Vorstellung hatte jenen feinen Anflug von Kameradschaftlichkeit, die alsbald jede Steifheit zu einem Verstoß macht. Ein Aristokrat bekannten Namens, ein

geistlicher Herr, ein Journalist, ein junger Advokat, eine bunte Gesellschaft, die sich offenbar genauer kannte.

Die erste Frage auch in Warschau ist: Was giebt es Neues? — sie war an den Journalisten gerichtet, den wir unter uns hatten.

— Ich bitte um Alles keine Politik, sagte der Hausherr, sie ist wirklich kein Vergnügen.

— Mein Freund, erwiderte die schöne Frau, indem sie sich zu ihrem Manne wandte, wenn die Politik mich in Frieden ließe, ich würde sie gewiß nicht auffuchen. Aber ist es Politik oder nicht, wenn man uns den Kalender in das Mittelalter zurückschiebt, und uns Palmsonntag feiern heißt, wenn schon lange Ostern gewesen ist? Wenn die Kinder unwissender aus der Schule kommen als ich sie hineingeschickt habe, weil Lehrer und Schüler ihre Zeit mit russischen Vokabeln verbringen müssen? Vor einigen Tagen hörte ich es draußen klingeln, ich meinte es wären Zigeuner da, wie ich zusehe, sehe ich, daß man unserem Postknecht das Horn genommen hat und dafür das Pferd mit russischen Schellen behängt — das Horn war noch zu polnisch.

Und war es keine Politik, die meinen Vater von Haus und Hof vertrieben und mich auf unserem alten Erbe zur Sommerfrischlerin gemacht hat?

— Treiben wir ruhig unser Geschäft, sagte der Hausherr, machen wir keine Thorheiten — Geld ist Macht und das Uebrige findet sich.

— Ich weiß, das ist Deine Meinung. Ich aber habe das Gefühl, das Geschäft wird uns in Polen in

zehn Jahren mehr zerstören als die Russen es in hundert Jahren vermögen.

Sehen Sie Warschau an. Auf der einen Seite ist das russische Lager, die Citadelle, die Kasernen, die Truppen — jetzt sind sie noch da, auf einmal können sie nicht mehr da sein; dann könnten wir die russischen Schilde abnehmen und sie wären, wie nie dagewesen. Aber sehen Sie die Geschäfte, die uns überziehen. Die Zuckerfabrik gehört einem Deutschen, gerade wie das Stück Erde, auf dem wir sitzen. Die Russen können einmal gehen, aber die Fabriken bleiben und in den Fabriken herrscht der Deutsche und der Jude.

— Wir Polen werden auch Geschäftsleute, sagte der Aristokrat, nehmen Sie doch nur die beiden Grafen, die sich in den Läden des Hotel de l'Europe in Warschau als Theehändler etablirt haben. Sie wiegen dem Publikum den Thee pfundweise zu, aber sie sind nicht aus ihrer Klasse gefallen, in unseren Reihen zählen sie wie früher. Wir haben nur noch Respekt vor dem, der arbeitet.

— Und haben die Fabriken uns nicht die Sozialdemokraten in das Land gebracht, die unsere schöne Einigkeit stören?

— Die Sozialdemokraten fürchten wir nicht, fiel der Priester ein, ein großer, stattlicher Herr, schwarze, dicke Haare, feurige Augen, mit einer lebhaften, brüskten Geste. Und wie Sie sagen, meine Gnädige, noch nie war Polen so einig wie heute — niemals in seiner ganzen Geschichte. Was der Adel unter der Depossidierung verloren hat, das hat das Land gewonnen. Seit der Bauer ein freier

Grundbesitzer ist, erinnert er sich, daß er ein Pole ist.

Ganz Warschau spricht im Augenblick von der Verhaftung zweier russischer Friedensrichter in ihren Amtsstuben, von der Flucht eines Dritten mit Hinterlassung von Kassendefekt, von dem geheimnißvollen Selbstmorde zweier Offiziere des Garderegiments König Wilhelm, von zahlreichen Verhaftungen unter der russischen Kolonie.

Die Polen triumphiren.

— Beim Friedensrichter Bardowik, fuhr der Priester fort, hat man eine Liste der Verschworenen gefunden. Zimmer hieß es, die Polen sind unverbesserliche Verschwörer — auf der Liste des Friedensrichters stand kein katholischer Name — nur Russen, Serben, Bulgaren.

— Diesen Bardowik habe ich ganz gut gekannt, schaltete der Advokat ein — ich bin oft auf seiner Kanzlei gewesen nächst der Senatorskaja, eine kleine, unansehnliche Persönlichkeit, mit aufgeregten Manieren. Er war früher bei dem Obergericht in Ploßk, ließ sich nach Warschau versetzen. Mir war er längst bedenklich, ein Spieler und Trinker. Die armen jungen Leute thun mir leid, die er in das Unglück gebracht hat, die Verhaftungen dauern immer noch fort.

— Wie vollziehen sich die Verhaftungen?

— Meist in der Nacht. Einer oder zwei Gendarmieoffiziere, eine Anzahl Gendarmen, Gorodniks und Polizisten stehen mit einem Schläge im Schlafzimmer. Man faßt zuerst die Handgelenke, damit der Arretirte keine Zeit hat nach dem Revolver zu greifen. Bardowik

haben die Gendarmen aus seiner Kanzlei weggeholt. Oder auf der Straße ist eine kleine Ansammlung, unversehens haben die Gorodniks einem Passanten die Hände fest gemacht, in einen Fiaker und fort. Das kommt bei uns jetzt öfters vor. Wenn Sie Glück haben, können Sie es selber sehen.

— Wohin bringt man die Gefangenen?

— Sie haben vielleicht die Citadelle gesehen? Man hat ihr ein Glacis gemacht aus einem Stadttheil, den man wegriß, hinter Bäumen ragen die oberen Theile eines gelben Gebäudes hervor. Das ist der zehnte Pavillon. Wer dort einmal ist, der hat mit dem Leben abgeschlossen.

— Schrecklich! sagte der Geistliche.

— Hm! Hm! meinte der Herr des Hauses, das ist doch nicht ganz so. Es sind doch Richter und Behörden da, die sorgfältig prüfen und untersuchen. Vor kurzer Zeit fehlte Morgens im Comptoir eines Geschäftsfreundes ein junger Mann, Lehrling. Man schickt nach ihm. Antwort: heute Morgen vier Uhr hat ihn die Gendarmerie geholt. Mein Geschäftsfreund läßt anspannen, es ist 10 Uhr Vormittags. In der Nähe der Citadelle begegnet ihm der Lehrling, man hatte ihn schon wieder losgelassen.

— Das ist allerdings prompt. Was hatte den Züngerling denn verdächtigt?

— Er war im Besitz einer Zeitung gesehen worden, deren Vertrieb nicht gestattet ist.

— Das ist auch ein Kapitel — die Presse, sagte der Journalist, die mißtrauischste Präventivcensur und dann noch verantwortlich! Vor einiger Zeit wurde der

Redakteur eines Blattes augenblicklich zum Polizeimeister bestellt. Er fand ihn in außerordentlicher Erregung. Was war der Grund? Unter den Lokalnachrichten des Blattes stand die Notiz, daß das Wetter in Warschau stürmisch und regnerisch sei, während in Krakau heiterer Himmel herrsche. Die unschuldigste Notiz von der Welt — aber was hatte man alles darunter gemuthmaßt — schönes Wetter in Krakau — politische Anspielung; Krakauer Wetter unter Warschauer Lokalnachrichten — nationale Anspielung.

— Und was war die Folge?

— Die Censur sandte zwei Monate lang die censurten Zeitungsspalten erst 36 Stunden nach der Einreichung zurück und die Zeitung war thatsächlich suspendirt.

— Und giebt es keine Hülfe gegen solche Chikanen? frug ich.

— Zu wem wollen Sie gehen? sagte der Advokat. Die ganze Verwaltung ist ein Schachtelsystem, eine Schachtel steckt in der andern, und man weiß nie, wie man an die kommt, in der das letzte Wort ruht.

Die Kanzleien in Petersburg suchen so viel Geschäfte an sich zu ziehen als möglich. So hat man erst jüngst den Gouverneuren wichtige Befugnisse genommen und in die Ministerien verlegt. Natürlich, wer den Schlagbaum hat, hebt den Zoll.

— Wie so? frug ich.

Die Frage war offenbar naiv. Die Gesellschaft lächelte.

— Eine sehr geläufige Sache, sagte der Advokat, ein

Beispiel statt aller wird sie ihnen verdeutlichen. Nehmen Sie an, ein deutscher Fabrikant führt irgend ein Chemikal ein, Chinin oder Holzessig, oder was sie wollen. Mit einem Male kommt ein Verbot, vor eingeholter spezieller Erlaubniß die Waare weiter zu vertreiben. Der Fabrikant macht eine Eingabe nach der anderen, er erhält keinen Bescheid. Der Fall wird ihm klar gemacht — er reist nach Petersburg, — hat an der richtigen Stelle eine verständnißsinnige Unterredung und die Erlaubniß zum Vertrieb des Fabrikats wird gegeben. Das Geschäft geht gut, der Fabrikant beschließt, eine Fabrik in Polen zu bauen — er weiß schon den Weg, und holt sich gleich selbst an der betreffenden Stelle die Bauerlaubniß. Bald steht die Fabrik unter Dach, Fabrikation und Vertrieb haben begonnen. Da erscheint eines Tages der Steuerbeamte auf der Fabrik und verlangt die Papiere zu sehen. Der Fabrikant legt sie voll Zuversicht vor. Der Beamte prüft sie, dann sagt er kühl:

— Sie haben die Erlaubniß, Holzessig aus Deutschland einzuführen, auch die Erlaubniß, eine Holzessigfabrik in Rußland zu bauen, haben Sie. Aber die Erlaubniß, in Rußland fabrizirten Holzessig zu verkaufen, finde ich nicht in den Papieren. Sie sind straffällig. . .

Eine neue Verhandlung muß jetzt beginnen. Das nenne ich die Lehre vom Schlagbaum. Der Russe nennt es sinnig Krutschki — Häckchen.

Da haben wir den Fall mit den verhafteten Friedensrichtern. Früher sagten uns die Russen, ihr dürft uns nicht nach den Verwaltungsbeamten und Lehrern beur-

theilen, die wir euch schicken, auch gehen unsere besten Leute nicht nach Polen. Unsere Justiz aber, unsere Friedensrichter, die sind unser Stolz. Nun haben wir russische Friedensrichter hier gesehen.

— Mit den russischen Lehrern, die man uns schickt, ist es auch nicht anders — sagte der Journalist — verkappte Nihilisten! Habe ich doch selbst einen russischen Lehrer, den ich ganz gut kenne, bei dem Auflauf an der Kreuzkirche einen Haufen Arbeiter haranguiren hören. Wie steht ihr so ruhig, rief er, greift doch zu. Und mit solchen Männern will man uns russifiziren! Pro nihilo. Wie viel hunderttausende polnischer Kinder zwingt man Jahr aus Jahr ein russisch zu lernen. Und nun fragen Sie in einer Buchhandlung in Warschau wieviel russische Bücher gekauft werden, oder wie es mit dem Abonnement auf russische Zeitungen steht, oder wer sie in den Cafés fordert und liest. Pro nihilo! Und wenn man die Schilde in den Straßen nur noch russisch duldet und jeden polnischen Unterricht verbietet — so sage ich noch mehr: pro nihilo. . .

Und er lachte spöttisch.

— Und ist denn keine Versöhnung möglich zwischen Ihnen und den Russen? frug ich.

Niemals, sagte die Dame; niemals, fiel der Advokat ein; niemals, betonte der geistliche Herr. Der Hausherr und die anderen schwiegen. Der Journalist sah mich bedenklich an.

— Ich will zugeben, sagte ich, daß zwischen einem gutgläubigen katholischen Polen und einem orthodoxen

Russen die Verständigung schwer ist. Aber ein russischer und ein polnischer Radikaler müssen sich doch mit Leichtigkeit finden.

— Polen wird immer katholisch sein, sagte der Priester ernst.

— Von Zeit zu Zeit kommt denn auch in der That ein Versöhnungsversuch, meinte der Journalist. Aber wir haben schon so viel gegenseitig mit einander versucht — wir und die Russen — daß wir uns von vornherein nicht mehr trauen. Ich war zufällig dabei, als Skobelew seine Versöhnungsrede hielt bei seiner Rückreise aus Paris, es war das Letzte, was wir in dieser Art erlebt haben.

Gut gemacht war der Speech, das muß ich gestehen. In einer Kneipe nicht weit vom Theaterplatz ging die Sache vor sich, ich kam gerade von meinem Bureau, eine kleine Ansammlung vor der Thür. Was ist los, frug ich einen Juden, der sich an der Thür hielt. „Skobelew ist drinnen.“ Da stand er auch wirklich der General und wer ihn sah und hörte, der konnte glauben, daß er es ehrlich meine. Aber wir trauen keinem mehr. In den letzten Tagen ist erst ein Brief von ihm veröffentlicht worden, aus dem sich klar ergibt, wie stark er uns belogen hat. Und doch war er betrunken, als er sprach oder er stellte sich so. Ein gewisser Zauber ging von dem Manne aus, ein Virtuos der Persönlichkeit, das können wir ihm nicht bestreiten, ja ein sympathischer Mann — schade um ihn!

— Und wie ist es mit dem geselligen Verkehr zwischen Ihnen und den Russen?

— Den giebt es nicht, sagte die Dame kurz.

— Sie sind allerdings ganz frei, meinte der Aristokrat. Andere Leute können nicht alle Fühlung ablehnen.

— Andere Leute, lächelte der Priester, müssen etwas Hauspolitik treiben.

— Wenn Sie wollen, ja, denn sie ist im Grunde mit der nationalen Politik doch identisch. Aber auch hier giebt es eine Grenze. Sie erinnern sich, wie der neue Generalgouverneur seinen ersten Ball gab. Sie wissen, er sandte für meine Frau und mich russische Einladungen. Graf Albedinski und seine Vorgänger haben in Warschau doch wenigstens in französischer Sprache eingeladen. Und meine Frau hatte noch nicht einmal Beziehungen zu den Leuten.

Uebrigens wer fragt heute noch viel nach uns — neue Leute kommen auf, die unsere alten Paläste kaufen und neue bauen. Nicht mehr Palais Radziwill und Potocki sind die berühmtesten in Warschau, sondern Palais Kronenberger und Bloch und Epstein und wie sie alle heißen.

— Aber gerade die Töchter aus den neuen Häusern lieben die alten Namen am meisten, lächelte die Dame.

— Es ist eine große Sache, sagte der Priester, daß die Juden, wenn sie in die Höhe kommen, jetzt zu uns treten. Früher wurden sie Deutsche oder russifizirten sich, jetzt aber wissen sie, daß sie uns als polnische Brüder, als Söhne eines Vaterlandes hochwillkommen sind.

In diesem Augenblick kam ein junger Mann mit bureaukratisch geschnittenem Backenbart aus einem der

Landhäuschen, eine zierliche junge Frau hing ihm am Arm; das Paar grüßte halbschüchtern beim Vorbeigehen; der Gruß wurde nur kühl erwidert.

— Ein russischer Beamter aus der Kanzlei des Generalgouverneurs, wie ich höre, sagte die Dame.

Sch lebe hier ziemlich einsam, fuhr sie fort, manchmal habe ich Lust nach Gesellschaft.

Meine nächste Nachbarin ist die junge Russin, ein stilles schüchternes Frauchen, noch nicht lange verheirathet und mit ihrem Manne, dem russischen Beamten, nach Warschau gezogen. Sie lieben sich zärtlich. Wenn er kommt ist ein Herzen und Küssen und wenn er fort ist, kommt sie in Thränen vom Bahnhof.

Manchmal möchte ich sie in der That trösten, ihr rosiges Gesichtchen zwischen die Hände nehmen und ihr die Thränen weglachen und weglüssen. Aber sie ist eine Russin und ich widerstehe. Ich bin gewiß nicht hart-herzig — sie ließ die blauen Augen lächelnd im Kreise herumgehen — aber man muß sich vor dem ersten Schritt hüten.

Auch die Kleine brennt nach meiner Gesellschaft; sie ist sehr klug. Züngst als ich an ihr vorbeiging — ich grüße sie immer leicht — sah ich ein Buch in ihrer Hand, ein französischer Roman, Sapho von Daudet las ich. Mein Blick blieb darauf haften. — Den Roman muß ich auch lesen, dachte ich.

Sie muß es bemerkt haben. Den anderen Tag lag der Roman auf einem Gartentisch. Aha, der Hamen, dachte ich, aber so alte Hechte fängt man nicht so leicht. Ich

schlug den Seitenweg ein und richtig, da saß auch die Fischerin ganz harmlos anscheinend, aber der Blick, den sie nach meiner Hand that, verrieth sie

Die Tochter des Hauses in dem wunderbaren Backfischalter hatte, während sie der Mutter den Thee serviren half, mit leuchtenden Augen unser Gespräch verfolgt. Jetzt sprang sie auf und jagte sich leicht und elastisch mit dem großen Hunde auf dem Rasen unter den Lindenbäumen. Wir bewunderten das amuthige Bild.

— Und eine Tochter möchten Sie nicht mit einem Russen verheirathen, auch wenn sie sich liebten?

— Lieber todt, sagte die schöne Frau, man hörte es ihr an, daß es ihr Ernst war. Ihr Gesicht verfinsterte sich.

Dann aber lächelte sie mit einem sonderbaren Ausdruck.

— Wenn Sie wüßten . . . mein Herr — wie sollte eine Tochter aus meinem Hause die Hand eines Russen fassen!

Der Hausherr schaute zur Seite, die Gesellschaft schwieg wie betroffen — hatte ich vielleicht eine wunde Stelle gestreift? . . .

Als ich nach Hause fuhr, fiel mir die Warnung meines russischen Freundes ein:

Glauben sie nur, was Sie sehen.

Aber auch das, was ich gesehen, sagte mir genug . . .



Mütterchen Moskau.

(Juli und Anfang August 1884.)

Die Romantiker des Kremls.

Von Warschau nach Moskau, fast ohne Uebergang, nur getrennt durch den Gedankenstrich einer Fahrt durch Wälder und Haiden — aus einer fremden Welt in eine fremdere!

In Moskau aber heißt es sich zuerst und zuletzt mit dem Kreml auseinandersetzen.

Den Kreml ganz zu würdigen, muß man ein Russe sein, denn bei solchen historischen Bauwerken spielt nicht nur, was man sieht, seine Rolle, eine größere vielleicht noch, was man empfindet.

Der Heiligsten der Eingangspforten des Kremls, dem Erlöserthor, das man nur entblößten Hauptes passiert, sah ich eine Schaar Pilger nahen. Unter der Pforte warfen sie sich auf die Erde, den Boden mit den Stirnen berührend.

Es waren geringe Leute, in abgetragenen Kaftanen, die Füße in Bastchuhen. Aber sie drückten durch ihr Stirnschlagen nur symbolisch aus, was im Herzen jedes Russen, auch des gebildeten vorgeht, wenn er dem Kreml gegenüber tritt.

Dem hier werden unzählige Dinge für ihn lebendig

und greifbar, die den mystischen Inhalt seines Lebens bilden — hier haben seine auseinanderfließenden Gefühle und sein auseinanderfließendes Land ihren festen Sammel- punkt gewonnen. In dieser ganzen Gestaltung muß der russische Geist sein eigenes Bild erblicken.

Die Liebe für Moskau — Mütterchen Moskau so um- schmeichelt man es — und eine patriotisch religiöse Schwä- merei für den Kreml ist den Russen aller Partei gemein- sam, vor diesen Mauern kapitulirt selbst die Verneinung des Nihilisten und die unbarmherzigste aller Fronien, die russische.

Den Fremden aber, der zum erstenmal dem Kreml gegenübertritt, ergreift ob des überraschenden Anblickes ein eigenes Erstaunen. Die Mauern, die ragenden Thürme, die langen Linien der Schlösser, die wunderlichen Kuppeln, Spitzen, Thürme!

Steht man dann auf dem Hügelrücken des Kremls und sieht Moskau zu seinen Füßen ausgebreitet, so stellt sich ein Bild zusammen, das sich mit einemmal als ein Ganzes der Phantasie bemächtigt.

Diese Stadt hat nicht nur Zeichnung, sie hat auch Kolorit.

Aus dem Grün der Gärten, vom Hintergrund der grünbewachsenen Hügel, der dunkelgrünen Wälder, der hellleuchtenden Wiesen und Haiden heben sich die weißen Linien der Häuser, die weißen Mauern und Thürme der Kirchen. Die Häuser schließen mit grüngestrichenen Dächern ab, über ihnen aber erhebt sich das luftige Spiel grüner, goldner, blauer, rother, weißer Spitzen, Thürme, Zwiebel-

thürme, Kuppeln. Einzelu, zu zweien, haufen- und gruppenweise schießen sie hervor, spitzentartig durchbrochen, etagenförmig auseinandergezogen, die Kuppeln bald tellerartig flach, bald helmartig erhoben, die Thurmzwiebeln in allen Formen geknetet.

Bei näherer Betrachtung indessen kommt eine gewisse Beunruhigung über einen, der Geist müht sich ab, aus dem Gewirr die Einheit zu finden, er heftet sich an die Einzelheiten: wo kömmt das her, was bedeutet das — so meldet sich der kritische Verstand.

Namentlich wer mit der kunstgeschichtlichen Erbfünde geplagt ist, wird sich zuerst in einer grenzenlosen Verwirrung finden. Auf massigen Festungsthürmen setzen sich schlankte Spitzen auf, zusammengestellt aus venetianischen Motiven und spitzen germanischen Dächern, byzantinisch-morgenländische Spitzen ragen in die Höhe, dazwischen die klassischen Formen des römischen Kuppelstiles, gothische Anklänge und Ideen der Renaissancezeit.

Und hinter diesem bunten und leichten Spiel aller möglichen Baustyle die nüchterne Massenhaftigkeit der von Petersburg aus befohlenen Paläste und Kasernen!

Aber beruhige Dich — ob, was Du hier zusammen siehst, von Mailand und Venedig kömmt, von Byzanz oder aus Jaroslaw, ob es auf das Tartarenlager, oder auf Rom zurückführt, ob es im Kreml erfonnen, oder von Petersburg kommandirt ist — russisch ist hier Alles, ein eigener Simbre hat das Verschiedenartigste zu einem Gemeinsamen verbunden. . . .

Der Kreml bildet ein unregelmäßiges Polygon, bei-

nahe Dreieck, dessen Basis die Moskwa ist, die Spitze geht direkt nach Norden; auf der Westseite ist das frühere Festungsglaciis in einen langgezogenen Garten umgewandelt, die Ostseite nimmt der rothe Platz ein, der erste aller Moskauer Plätze, in jeder Beziehung eine Art Vorhof des Kremls.

Passirt man die Moskwa und nimmt seine Stellung gegenüber der südöstlichen Ecke des Dreiecks, so macht sich ein eigener Gegensatz geltend. Hinter der geschlossenen einfachen Linie der durch krenelirte Mauern verbundenen Festungsbastionen erscheint ein kapriziöses Durcheinander von Spizen und Kuppeln. Man denkt an ein Schachspiel, in welchem die Bauernreihe geschlossen vorgegangen ist, während das Spiel der Offiziere sich scheinbar nach Laune entwickelt.

Dem wer verlangt von einem Spiele Regelmäßigkeit! . .

Der Kreml, wie er daliegt, ist für einen Mann aus dem Westen ein künstlerisches, völkerpsychologisches Problem, wie der besondere Geist des russischen Volkes. Ein Geist, der sich und anderen noch immer ein Räthsel ist.

Man kann seine Zeit in Moskau damit zubringen, an der Lösung dieses Räthsels sich abzumühen — so oft man das letzte Wort gefunden zu haben glaubt, man verwirft es wieder bei einer erneuten Betrachtung, wie jedes abschließende Urtheil über das russische Volk.

Sich habe den Kreml bei allen Tages- und Nachtzeiten gesehen — wenn von der aufstrahlenden Morgensonne seine zahllosen Fenster glitzerten — wenn der Widerschein

der Abendröthe seine Thürme wie in Flammen zu sehen schien — wenn der gestirnte Himmel sich über den weiten Höfen, über dem saalartigen Plage zwischen den Kathedralen wölbte — aber das erlösende Wort wollte nicht kommen.

Es wollte aber nicht kommen, weil es schon vor Augen lag.

Der Kreml ist romantisch . . .

Mit der Romantik ist es eine eigene Sache, sie darf nicht erst bei besonderer Stimmung und Beleuchtung aufgehen, — wie ein echtes Gespenst darf sie das helle Tageslicht nicht scheuen. Mir ist im Unterschied mit Vielem, was man erleben kann, die Romantik des Kremls an einem Tage des Regenwetters aufgegangen, mit dem meine Sommerferien in Moskau überreichlich bedacht sind.

Durch einzelne Neußerlichkeiten, durch das, was man über den orientalischen Charakter von Moskau gehört und gelesen, ließ ich mich anfangs verblüffen. Sieht man aber einmal vorurtheilslos an, was die burgartigen Mauern des Kremls umschließen: alte Mönster und Königsburgen und Klöster, bedenkt sich die wunderlichen Geschichten, die das Alles umspielen, so liegt das Wort wie von selbst auf der Zunge.

Der Kreml ist ein voller Ausdruck christlicher mittelalterlicher Romantik, ja es ist ihr letzter Zufluchtsort in Europa.

Freilich ist die Romantik eine andere an den Ufern der Moskwa als an denen des Tiber oder des Rheines, aber wenn die Form wechselt, das Wesen bleibt das-

selbe. Auch fehlt es der Stadt Moskau sicher nicht an Romantikern. Sie bilden eine mächtige Schule, stark genug um den Bureaukraten in St. Petersburg, den Liberalen und Radikalen ein gewaltiges Gegengewicht entgegenzusetzen.

Die Gegensätze in dem russischen Leben, die uns so unverständlich in das Gesicht sehen — auf dem Kreml glaubt man sie zu begreifen.

Diese Romantiker operiren mehr mit Gefühlen und Empfindungen als mit nüchternen Verstandesbegriffen, ihre Ideale liegen mehr rückwärts als in der Zukunft, sie fühlen sich von der Vergangenheit angeheimelt, die Gegenwart berührt sie frostig und fremd. Der Ruf „nach Hause“, den sie an Rußland richten, fordert Abwendung von dem Westen und Versenkung in den Mystizismus des Altruffenthums.

Es ist nicht zufällig, daß sich diese Schule um das Nationalheiligthum des Kreml gruppirt hat.



Iwan der Schreckliche.

Schon vor dem Eintritt in die Umfriedung des Kremls beginnt die Romantik ihr Spiel.

Vor der Hauptpforte des Kreml liegt, fetsam anzufchauen, die Kirche Iwan des Schrecklichen; sie ist grün und gelb geschuppt, ihre neun gebuckelten Thürme mit den scharf zugespitzten Enden erheben sich wie züngelnde Köpfe. Man muß an den Drachen denken, der den goldenen Schatz bewacht.

Das Innere der Kirche ist nicht minder fetsam als das Außere, es sind neun aneinandergestellte Röhren, die unten kommuniziren, von denen jede mit einer Kuppel abschließt, die dann jede nach Außen sich wieder eigenartig abziebelt. Es ist so eine Art von Labyrinth hergestellt, noch unentwirrbarer, da jede dieser Röhren durch die heilige Wand vor dem Altar wieder in zwei Theile getheilt ist.

Der Plan zu diesem Bauwerk ist in dem Kopfe eines wilden Tyrannen entsprungen. Etwas Lückisches, Niedriges, Boshaftes liegt in diesem Werk; ich hätte nie gedacht, daß die Baukunst auch solche moralische Probleme zum Ausdruck bringen könnte. Daneben hat ein wilder,

menschenverachtender Humor seine Züge in dieses Bauwerk eingegraben.

Ein schrecklicher, blutiger Herrscher, dieser Swan, der von Zwergen, Spaßmachern und Henkern umgeben lebte und starb.

— Prägen Sie sich die Figur Swans fest ein, sagte der liebenswürdige Romantiker, der meine Führung durch den Kreml übernommen hatte. Dieser Swan und sein Haus, die letzten Kuriks, an der Grenzschleibe des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts, sind die russischen Atriden

Wie eine Flammensäule leuchten sie in der Geschichte Rußlands und des Kremls, die verworrenen und blutigen Pfade erhellend, die unsere Geschicke gegangen sind. Kasan und Astrachan hat Swan zum Reiche gebracht, aber den eigenen Sohn, das Ebenbild seiner Kraft, hat er im Zorn erschlagen, und aus der Hand des schwächlichen Sohnes, der ihm folgte, glitt die Krone der Kurik in die Hand des erstaunlichen Boris Godunow. Den letzten Sohn des Swan, Demetrius hieß Godunow tödten.

Da erstand der „falsche Demetrius“, über dessen Geschichte immer noch nicht das letzte Wort gesagt ist. Dann folgte die Nacht des Zwischenreiches, aus dem glänzend der Stern des Romanows sich erhob.

Es ist beinahe das Inhaltsverzeichnis des Kremls, das ich Ihnen mit diesen Zügen gegeben habe, jedenfalls wird auf Schritt und Tritt der Kreml Ihnen Anknüpfungspunkte an diese Dinge geben . . .

Manches an dem schrecklichen Swan erinnert an Don

Pedro den Grausamen, mit dessen Andenken ich erst vor Kurzem im Alkazar von Sevilla nähere Bekanntschaft geschlossen hatte. Auch der Zug wiederholte sich, wie das Volksbewußtsein mit seiner Freude am Grauslichen, Gewaltigen, Willkürlichen, eine Lieblingsfigur aus dem blutigen Tyrannen gemacht hat.

Sa zu einem gutmüthig humoristischen Märchen-König ist Swan der Schreckliche geworden, und das russische Volk erzählt von ihm Sagen, wie bei uns vom alten Fritz fabulirt wird.

— Was urtheilt das russische Rußland von Swan? frug ich meinen Romantiker.

— Man nennt ihn den Schrecklichen, man sollte sagen der Strenge, er hat der Angebühr der Bojaren zu steuern gesucht

Daß ein Tyrann zuerst die höchsten Häupter abschlägt, ist im Tyrannenthum üblich — man verabscheut einen solchen Herrscher, aber man begreift ihn. In der Geschichte Swans verliert man den logischen Faden. Wie Swan manchmal plötzlich von dem Mahle aufsprang, seine Henker zusammenrief, vor der zusammengetriebenen Moskauer Bevölkerung entseßliche Exekutionen vornehmen ließ und dann mit Jubelruf zu der Orgie zurückkehrte, wie er den Rest von Selbständigkeit in Nowgorod und Plosk mit Blut ersäuften, wie er den eigenen Sohn und Thronfolger beim Wortwechsel mit einem eisernen Stab erschlug — das ist satanisch, wenn es nicht wahnsinnig ist.

Und hier liegt auch die Lösung des Räthfels. Die Schrankenlosigkeit des Daseins hatte auch bei ihm zu

jener Schrankenlosigkeit des Egoismus geführt, der man den Namen Cäsarenwahnsinn gegeben hat. Aber selbst der Cäsarenwahnsinn verblaßt gegenüber seiner wilden Karrikatur — dem Zarenwahnsinn.

Swan war wie Nero vom Autokratenwahnsinn ergriffen, wie Nero hatte er eine Anzahl Jahre, in denen er die Freude des menschlichen Geschlechtes war, ehe er umschlug, wie bei Nero wandte sich der erste Zorn des alle Bande zerreißennden Mannes gegen die, welche bis dahin seine Leiter gewesen waren, wie Nero hatte er eine Agrippina zur Mutter.

Die Mutter Swans war eine Polin, Helene Glinizki und der Tyrann mißachtete sein Volk: ich bin kein Russe, ich bin ein Deutscher, sagte er einem Engländer.

— Wie stand denn Ihr gestrenger Swan zur Kirche? frug ich.

— Seltsam genug — ein Gewebe von Widersprüchen, dieser Fürst, der den Shakespeare nicht gefunden hat, der eine so große und so verzerrte Natur zu packen gewußt hätte. Er hatte eine unbezwingliche Neigung zum Possenhaften; am hohen Festtag erschien er im Narrenkostüm mit seinen Possenreißern in der Kirche. Den Jesuiten Poitevin aber, der als Abgesandter des Papstes in einem Religionsgespräch ihn zu bekehren suchte, führte er in überlegener und geistreicher Weise ab. . .

Sie werden oben im Kreml die rothe Treppe sehen, dort hat sich eine merkwürdige Geschichte ereignet. Fürst Kurbski, Swan's Feldherr, war zu den Polen entflohen. Ein Bote des Fürsten erschien vor dem Zaren und über-

reichte einen Brief seines Herrn: ich fordere dich Tyrann vor den Richterstuhl Gottes. Swan stieß seinen Speer durch den Fuß des Boten durch in die Erde, der Ange- spießte zuckte nicht. Dann hieß der Zar an Kurbski die Antwort schreiben:

O du Thor: du forderst mich erst noch vor Gottes Gericht — du glaubst wohl, daß auf Erden die Menschen regieren, in der Hölle der Teufel und Gott nur im Himmel.

Es gab aber einen halbwahnsinnigen Priester in Moskau, der kam zu Swan und predigte ihm Buße — da baute Swan die Kirche und nannte sie nach dem seltsamen Gefellen. . . .

Im Archiv zeigte man mir ein Schreiben der Königin Elisabeth von England an Swan, worin sie ihm für den Fall, daß er durch irgend einen Zufall, geheime Verschwörung oder auswärtigen Krieg gezwungen würde, das Land zu wechseln, ein Asyl in England anbietet. Das Schreiben ist auf Pergament mit kostbaren Randverzierungen und Vergoldungen geschrieben. Aber als eine sparsame und vorsichtige Dame behält sich die jungfräuliche Königin vor, daß der Aufenthalt in England „upon your owne charge“ gehen soll. Auf Swans eigne Kosten — Auslagen für einen so verrufenen Barbaren nicht erwünscht.

Selbst eine Gattin begehrte Swan aus den Händen Elisabeths zu bekommen — es mag London angemuthet haben, als wenn König Cetewayo jetzt eine Schönheit des Windsorer Hofes heimzuführen verlangte. Aber die Ge-

schäftsverbindungen mit Moskowien waren gut, erst neu angeknüpft und man gab den Chewerbern Zwans freundliche Worte und Bilder mit — wenn auch keine Frau.

Zwan kam nicht in die Verlegenheit von der angebotenen Freistatt Gebrauch machen zu müssen — die englische Königin hatte die Geduld des russischen Volkes nach englischen Begriffen tarirt. Fünfunddreißig lange Jahre hat er sein schreckliches Regiment geübt, nie unterließ er es, die Männer, weltliche oder geistliche, die ihm irgend gefährlich werden konnten, rechtzeitig aus dem Wege zu räumen. Als er todtkrank daniederlag, ließ er nach gleichzeitigen Berichten sechzig Zauberer zusammenkommen — sie prophezeiten ihm sein nahes Ende. Zwan wurde besser und verhöhnzte die Zauberer. Der zwölfte Tag ist noch nicht da, antworteten diese, und am zwölften Tage starb der Tyrann. . . .

Der schreckliche Zwan steht mit dem einen Fuß noch im Gebiet der Sage — und doch hat er, wie kaum ein anderer, das moderne Rußland vorbereitet, indem er einen breiten Strom ausländischer Einwanderung in das Europa noch so ferne Land zog. . .



Das russische Forum.

In diesem schrecklichen und grotesken Tyrannen Zwan steckt trotz Allem ein nationaler Zug, der die russischen Romantiker fesselt.

— Sie mögen von der Geduld des russischen Volkes denken, was Sie wollen. Vergleichen Sie uns und die Polen — wer ist schließlich besser gefahren die Polen mit ihrer Individualität oder wir Russen mit unserer Disziplin? . . .

In der That keine Nation hat ihre Einheit theurer bezahlt als die russische. Man kann das Volk von heute nicht verstehen, wenn man sich nicht zurückruft, durch welches Meer von Schrecken seine Vorfahren gegangen sind; gegen die vielhundertjährige Leidensgeschichte Rußlands verschwindet selbst der Jammer des dreißigjährigen Krieges.

Als hätte er meine Gedanken abgelesen, fuhr mein Begleiter fort:

— Der rothe Platz heißt der Raum, auf dem wir stehen im Sinne, daß roth gleichbedeutend ist mit schön — der blutige Platz verdiente hier das Wort überseht zu werden. Wie oft ist die entsetzliche Tartarenfluth brennend,

verwüstend, die Bevölkerung zu Zehntausenden weg-
schleppend hier bis an die Mauern des Kreml gebrandet,
wie oft haben die vergoldeten Thürme, die über die
Mauern hinweg schauen, von dem brennenden Moskau
geglänzt. .

Wir blieben allein — heißt es in einer russischen
Chronik, als wieder einmal eine solche Geißel über das
Land gegangen war — wir blieben allein; wir blickten
zu Boden, die Erde wollte sich nicht öffnen; wir sahen
den Himmel, aber es fehlten uns die Flügel, um empor-
zuschweben. — — —

Kann man die hoffnungslose Verzweiflung besser
schildern?

Auch die polnischen Beziehungen melden sich hier.
Denn hier auf dem jetzt als so unnahbar geltenden Kreml
hatte sich die polnische Macht etabliert.

Und während im Kreml ein polnischer Hetmann ge-
bot, führte man den gefangenen Moskauer Zaren Schuiski
im Triumph durch die Straßen Warschau's.

Es liegen noch keine drei Jahrhunderte dazwischen,
ein Hiatus der Weltgeschichte!

Der Kampf mit dem Polenthum wird noch heute
von keinem Punkte mit so unerbittlicher Härte und Folge-
richtigkeit geführt, wie von Moskau aus. Die historische
Vertiefung dieses Gegensatzes wird nirgends so klar ge-
stellt wie hier — selbst in Warschau nicht.

Mit Recht hat Alexander I. auf der Mitte des rothen
Plazes das Denkmal der beiden Helden aufgestellt, des
Mischninomgoroder Schlächters Minin und des Fürsten

Posharski, die, als Rußland hilflos verzweifelnd beinahe aufgegeben am Boden lag, die Volkskraft des Nordens des Landes aufriefen und mit gewaltigen Stößen das Land von dem Polenthum befreien.

Ein schönes Denkmal — seinem Eindruck thut es keinen Eintrag, daß Schlächter und Bojar in Tracht und Waffen römischer Legionäre abgebildet sind. Merkwürdige Gegenätze diese antikisirten Gestalten aus des sanften Alexander's Zeit und der indisch-chinesisch-drachenhafte Tempel des schrecklichen Zwans; dazwischen noch eine ummauerte Erhöhung — eine Tribüne und ein Richtplatz, von unendlichem Blute beträufelt.

Zwischen diesen Dingen passirt man, wenn man durch das Erlöserthor den Kreml betritt. . .

Der Kreml ist eine Stadt von Staats- und kirchlichen Gebäuden; die Privathäuser, die sich darauf befanden, sind bis auf die letzte Spur verschwunden. Die weiße Mauer mit ihren ausgeschnittenen Zinnen, ist etwa zwei und einen halben Kilometer lang. Das Inventar der Bauwerke des Kreml ist nicht so schwer zu machen, als es auf den ersten Anblick auszieht. Man kommt dahinter, daß man sich die auf den ersten Anblick in ihrer Mannigfaltigkeit verwirrende Masse in Gruppen sondern kann.

Die Zarenpaläste, alte und neue, und die Reichskirchen mit ihrem gemeinschaftlichen Glockenthurm, dem Swan Weliki, bilden die eine Gruppe. Eine zweite gehört den Hauptklöstern und der Metropolitanwohnung an. Das Militär nimmt wie billig, mit Kaserne, Arsenal,

Offizierswohnungen einen Löwenantheil. Dann meldet sich noch die Justiz, der ein mächtiger von der Zweiten Katharina erbauter Palast zugewiesen ist.

Noch erinnere ich mich des ersten Eindrucks, als ich durch das Thor gekommen war.

Es war eine Enttäuschung.

— Wie finden Sie den Kremel? frug mich der kundige und liebenswürdige Russe, der mich führte.

Ich sah auf den Senatspalast mit seinen glatten gelbgestrichenen Mauern, und den daraufgeklebten Säulen, auf das langgestreckte Militärgebäude, auf den neuen Zarenpalast — wo konnten sie nicht alle anderswo stehen als auf dem Kremel der heiligen Stadt Moskau! in Petersburg, in Turin, in Potsdam, vom eigenthümlichen Geiste des russischen Volkes und seiner Geschichte verspürte ich keinen Hauch.

Und so entfuhr mir das Wort, daß ich gern wieder aufgehalten hätte, nachdem es den Lippen entflohen war.

Zu spät — ich hatte es ausgesprochen, das Wort —

— Banal, sagte ich.

Der Gegensatz zwischen dem, was man erwarten konnte und dem, was ich sah, hat es herausgepreßt — aber die Wirkung war furchtbar. Es war, als hätte ich eine Gotteslästerung ausgestoßen. . .

Statt aller Antwort nahm mich mein Begleiter an der Hand und zog mich fliegenden, hastigen Schrittes in den durch ein Gitter abgegrenzten Raum zwischen den Palästen und Kirchen.

— Hier, sagte er und seine Augen leuchteten, hier

werden Sie das Wort banal sicher nicht wiederholen wollen. In dieser Kirche werden unsere Kaiser gekrönt, in jener dort werden sie begraben, das ist die alte Halle, in welcher unsere Herrscher thronten und von der Höhe dieser Treppe herab sprechen sie zu dem russischen Volke.

Wenn der Kaiser von dieser rothen Treppe herunter sich an unser Volk wendet, so giebt es nichts, was man ihm versagen wird.

Hunderttausende, ja Millionen von Kriegern werden sich erheben, wir werden das Gold und Silber unserer Kirchen nicht schonen und wir werden unsere Sache gegen eine Welt verfechten. — — —

Ich war auf diesen kriegerischen Ausbruch nicht vorbereitet, aber ich gestand mir, daß hier Alles zur Phantastie und dem Gefühl des Russen spricht. In der That das Forum des russischen Volkes, wo die Größe und Geschichte des gewaltigen Reiches am unmittelbarsten zur Empfindung kömmt, wo seine Geschichte greifbare Gestalt gewinnt.

Nur darf man freilich auch hier nicht an den künstle-
rischen Glanz denken, mit dem die Auserwählten unter
den westlichen Völkern ihre nationalen Mittelpunkte aus-
geschmückt haben.

Die Kirchen erinnern in ihren Grundformen einiger-
maßen an die Markuskirche zu Venedig, wie sie ihre jetzige
Gestalt auch vorzugsweise von Venetianern erhalten zu
haben scheinen. Aber die fast glatten Wände erheben sich
schmucklos, mit weißer Kalkfarbe gestrichen und wären es
nicht die bunten und vergoldeten Kuppeln, so würde kaum

etwas in der Außenseite an die große Rolle dieser Münster erinnern. Die „rothe Treppe“ sammt dem alten Zarenpalast und dem neuen, von dem man einen Theil erblickt, sind mit dem gelben Delfarbenanstrich versehen, den Kaiser Nikolaus für die Staatsgebäude aufgebracht hat. Selbst der alte Zarenpalast — von dem neuen zu schweigen — ist in einfachen Formen ausgeführt. Ein beinahe würfelförmiger Bau, Facettenpalast heißt er von der Art, wie die Steine der Mauer in stumpfen Winkeln hervortreten.

Das Ganze entbehrt indessen nicht einer gewissen feierlichen Würde und wenn ein nationaler Feiertag, ein kirchliches Fest, den weiten Hof mit ihrem Pompe ausstatten, mit bewegten Volksmassen erfüllen, dann wird das Schauspiel in der That glänzend.

Aber heute ist es still in den alten Münster. Nur vereinzelte Gläubige sammeln sich um einen Priester, der ein Gebet über sie spricht, eine Mutter bringt ein Kind, damit ihm die Kommunion gereicht wird, an den Gräbern der Heiligen knien neben den von ihnen angezündeten Kerzen ein paar Pilger. Die Münster sind klein im Verhältniß zu ihrer gewaltigen Höhe; es fehlt ihnen das Weite, Gebreitete der katholischen Dome, in denen der Einzelne sich verliert, es liegt bei aller Erhabenheit eher ein idyllischer, heimathlicher Zug in ihnen.

In dem Erzengelminster liegen die russischen Herrscher begraben bis zu Peter dem Großen, auch seinen Sohn, „den kleinen Zar“ hat man noch hier bestattet. Hier liegt auch Zwan der Schreckliche und sein Sohn Feodor Zwano-witsch, der halbblödsinnige, mit den ewig lächelnden Zügen

und der Hafennase, wie ihn das Bild über dem Grabe mit groben Zügen mehr stammelt als ausspricht. Die Särge stehen da, mit Grabtüchern überdeckt, der russische Gebrauch verwirft die Denkmale in den Kirchen. Hier ruht auch im offenen Sarg der kleine Demetrius, den Zar Boris der Thronräuber zu Uglitsch umbringen ließ. . . .

Offen aber hat man den Sarg gelassen, damit alles Volk sich überzeugen kann, der kleine Zar ist wirklich todt, es sind freche Betrüger, die sich seinen Namen angemacht haben, um mit Hülfe von Polen und Jesuiten das russische Volk um seinen Glauben zu betrügen.

Der arme Knabe! Seine Mörder riefen ihn vom Tisch ab, um im Hof zu spielen, ein paar Rüsse hatte er vom Nachtsisch mitgenommen, als er seinem Schicksal entgegen sprang. Er hat sie im Tode noch festgehalten und als man sein Grab in Uglitsch öffnete, um ihn nach dem Kreml zu überführen, fand man die Rüsse noch neben ihm. Man hat sie ihm auch nach Moskau mitgegeben.

Boris baute den hohen Thurm, den Swan Beliki, der diesem russischen Forum den letzten Abschluß giebt, und als der ragende Thurm fertig war und Boris ihn bestieg, sah er heiteren Himmel nach allen Seiten; denn er war ein kräftiger und tüchtiger Herrscher. Eine kleine Wolke stieg im Westen auf — die Erscheinung des Demetrius, aber bei Boris rief sie nur Spott hervor. Er wußte es nur allzugut: der jüngste Sohn des schrecklichen Swan war todt.

Doch die kleine Wolke wuchs, sie überzog den ganzen

Himmel, unter ihren Gewitterschlägen sank der stolze Boris Godunow.

Der „falsche“ Demetrius zog in den Kreml ein; im Himmelfahrtsmünster vermählte er sich mit dem Polenfräulein Marina. Polen und polnische Sitte herrschten im Kreml. Da stand Moskau mit einem Male auf; eine Art sizilianischer Vesper wurde den Polen und ihrem Werkzeug bereitet; die Asche des ermordeten und verbrannten Fälscher Demetrius wurde in die Winde gestreut.

Der große Zar Boris ruht aber nicht in der Erzengelkirche. Auf dem Klosterhof in Troiz steht abseits ein Gemäuer wie ein Brunnenhäuschen; es trägt nur die Worte: Grabstätte des Boris Godunow. . . .

Die russischen Atriden — hatte mein Begleiter gesagt.



Die Frauen im Kreml.

Viel Altes ist von den Zarenpalästen des Kreml nicht übrig geblieben.

Der historische Sinn ist in Rußland erst im Erwachen. Die Aufklärung und die Bureaucratie haben sich vielleicht nirgends so schwer gegen die geschichtlichen Denkmale eines Volkes versündigt, wie es hier im Kreml geschehen. Und was geblieben ist, das wird von einer neuen Gefahr bedroht, von einer phantastischen Restaurationsucht — denn diese ist nicht minder unhistorisch, wie es die platte Zerstörung war.

Die russischen Romantiker sind auf der Suche nach einem russischen Stil, an dem, was noch erhalten ist, üben sie mehr wie billig ihre Künfte.

Von den Palästen der Zaren sind die wesentlichsten Reste der Terem und der daran sich schließende Facettenpalast. In ihnen schlägt die Erinnerung an die Moskauer Zeit der Romanows vor.

In den unteren Stockwerken des Terem waren die Privatgemächer der Zarenfamilie. Im Morgenlande würde man dies Haus das Harem genannt haben; denn das Rußland vor Peter hielt die Frauen verschlossen im Hause,

nahezu orientalisches in Terem vertrauerten die Zarentöchter ihr Leben, wenn sie nicht zu noch traurigerem Loos den Schleier nehmen mußten.

Wenn die Zarin ausfuhr, dicht verschleiert in einem von acht weißen Pferden gezogenen roth verhängten Wagen, dann trieben die Wächter die Bevölkerung von der Straße. Es erregte Aufsehen, als die Gattin des zweiten Romanows, die Mutter Peters, die schöne Marischkin, beim Ausfahren den Vorhang etwas bei Seite schob. Keinem Fremden war es gestattet, mit den Frauen des Terems zu sprechen.

Der Facettenpalast enthält nur einen einzigen wichtigen Saal, in welchem die großen Hof- und Staatsaktionen des russischen Reiches sich heute noch vollziehen. Oben an der Wand ist ein kleines halbverborgenes Fenster, das mit dem Terem kommuniziert. Durch dies Fenster konnten die Fürstinnen und Prinzessinnen heimlich in den Glanz hinunterschauen. Wie rasch sollte sich Alles dies ändern, in den Gegensatz umschlagen.

Für den, der nach Moskau kommt, um das heutige Rußland zu studiren, bietet auch damit der Krenl die kulturhistorische Einleitung.

Die tiefste soziale Frage ist überall die nach der Stellung der Frau. Von Allem, was über russisches Wesen in das Ausland dringt, berührt nichts so eigenthümlich wie das, was über die Geistesrichtung in der Frauenwelt bekannt wird. Nach kurzem Aufenthalt wird man gewahr, wie unvermittelt die Gegensätze hier neben einander bestehen. Rußland ist immer noch das patri-

archaischste Land Europas, seine Agrarverfassung immer noch vorherrschend auf den Familienzug gegründet. Daneben hat nirgends wo die Atomisirung der Familie so ihr letztes Wort gesprochen in der Emanzipation der Frau wie hier.

Was die Gegenwart als unvermittelte Gegensätze neben einander zeigt, das weist die russische Geschichte als Sprung von dem einen Extrem in das andere auf, von der schärfsten Gebundenheit in die schrankenlose Freiheit — einen Theil dieser Geschichte spiegeln die alten Paläste des Kreml wieder.

Der Terem, in der französischen Uebersetzung Belvedere, zu deutsch Erker, ist wohl so genannt, weil ihn ein Dachzimmer abschließt, mit Fenstern auf allen vier Seiten und einem einzigen schmalen Zugang. In diesem hohen isolirten Gemach wurden wichtige Rathsversammlungen abgehalten, wenn die Herren oben noch so laut tobten und zankten, so konnten es doch höchstens die Späßen belauschen. Von findigen Zeitungsreportern, dem heutigen Schrecken der Diplomatie, war damals noch nicht die Rede.

Es würde eine verwickelte Arbeit sein, die Baugeschichte des Terem und des Facettenpalastes feststellen zu wollen. Italiener haben gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die erste Anlage gemacht, dann haben Zerstörungen und Restaurationen abgewechselt; bald hat man hinein modernisirt, dann wieder nach dem Alten, Ursprünglichen zurückgestrebt. Manchmal glaubt man sich auf der restaurirten Wartburg, nur daß es doch bei den

Zaren aller Reußen ungleich gewaltiger und königlicher aussieht, als bei den kleinen Landgrafen in Thüringen, die Grundstimmung der Architektur ist wesentlich die gleiche.

Im Terem herrscht die Erinnerung an die Frauen der ersten Romanows vor, an die Zeiten Michael Feodorowitschs — die intimsten Einzelheiten aus dem Haushalt seiner Familie sind noch erhalten, sie beleben den alten museumsartigen Palaß.

Es war die Reaktion des Altruffenthums gegen das mit den Polen eindringende Westeuropa, die Reaktion der orthodoxen Kirche gegen die katholisirenden Bestrebungen, welche die Wahl des ersten Herrschers aus dem Hause der Romanow herbeiführte. Sein Vater Philaret war Metropolitan, die Gattin des Metropolitanen war nach griechischem Gebrauch bei Erwählung ihres Mannes als Nonne in ein Kloster bei Kostroma gegangen, sie hatte ihren Sohn dorthin mitgenommen.

Aus diesem Kloster zog man den sechszehnjährigen Jüngling heraus, der weinte und sich sträubte, als man ihm seine Wahl zum Zaren mittheilte. Nach der Tradition hätten die Polen versucht, den neu erwählten Zaren aus dem Weg zu räumen. Die volksthümlichste russische Oper Glinka's „Leben für Zaren“ behandelt die wunderbare Rettung des Jünglings durch die Aufopferung Sufferins.

Philaret der Vater war der eigentliche Vertrauensmann der Wähler — ein Kind wie Michael war den wilden Zeitläuften nicht gewachsen. Auch leitete Philaret in der That als Regent noch 16 Jahre die Geschicke des Reiches. Bei seiner Wahl mußte Michael Feodorowitsch

eine Wahl-Kapitulation den Bojaren unterschreiben, wie sein Vorgänger eine ausgestellt hatte, wie die polnischen Schlachtzigen sie dem Könige ihrer Republik und die deutschen Kurfürsten ihrem Kaiser auferlegten. Im Moskauer Staatsarchiv, einer sehr trefflich geleiteten und verwalteten Einrichtung, habe ich nach dieser Urkunde mich erkundigt.

Man antwortete mir, daß sie weder im Original, noch in der Abschrift vorhanden sei. Das ist das Schicksal der russischen „Konstitution“

Die Frauen tragen den romanhaften Zug in die Geschichte hinein. Dieser Satz bedarf wohl keines Beweises. Da, wo sie herrschen, wissen sie in die Fäden, welche nüchterne Staatskunst zieht, mit ihrem Herzen und ihrer Phantasie wunderliche Figuren einzuwoben.

Die Liebe wird ein Faktor im Staatsleben und der Roman ist fertig.

In die russische Geschichte kommt dieser romanhafte Zug mit dem Emporkommen der Romanows.

Der erste Romanow, sein Sohn und sein Enkel — Michael, Alexei und Peter, der Große genannt — alle drei haben sie Liebesheirathen geschlossen, romanhafte Geschichten, zu denen das siebzehnte Jahrhundert im Abendland auch nicht entfernt das Gegenstück bietet. Michael fand seine Liebe noch in der Stille des Terems, Alexei trat sie im Anschluß an die Sitten der deutschen Borstadt und im Verkehr mit den Angehörigen derselben entgegen. Im Feldlager schloß Peter I. seinen Herzensbund. Das einfache litthauische Landmädchen erhob Peter nicht

nur zur Zarewna, sondern auch zu seiner Nachfolgerin auf den Thron.

Nach der ersten Katharina herrschten während des größten Theiles des 18. Jahrhunderts drei Frauen, Anna, Elisabeth und die größte von allen, die zweite Katharina, die Anhaltinerin. Rechnet man dazu noch die Regentenschaft Sophiens, der Schwester Peters des Großen, so ist Rußland im Zeitraum von 125 Jahren 75 Jahre lang durch Frauen regiert worden, eine Frauenherrschaft ohne Gleichen.

Typisch-Russisch in der Geschichte der Thronbesteigung der Familie Romanow ist die Fortsetzung des patriarchalischen Familienlebens, selbst nachdem der Haussohn zum Zaren geworden war. Nach den blutigen Geschichten, durch die man bei einer Kremlbesichtigung zu gehen hat, giebt dies dem Terem den idyllischen, heimathlichen Zug.

Wenn der Zar eine Frau suchte, so brachte man aus dem russischen Reich die schönsten Jungfrauen zusammen, oft viele hunderte; von diesen wurden wieder die Erlesensten ausgesondert, aus diesen wählte dann der Zar. Das hat sich in der russischen Fürstengeschichte oft wiederholt. Eine ähnliche Art der Brautschau herrscht noch heute unter dem russischen Landvolk. Nur werden die heirathsfähigen Mädchen natürlich nicht blos zur Auswahl für einen zusammengebracht, sondern für alle Heiratskandidaten. . .

Auch Michel Fedorowitsch hatte so seine erste Braut gefunden, an die er sich in schwärmerischer Liebe anschloß;

durch eine Palast-Intrigue wurde sie vor der Hochzeit bei Seite geschoben. Dann heirathete Michael eine Prinzessin Dolgorucki, im ersten Jahre der Ehe starb sie und abermals stand der ernste und gemüthstiefe junge Zar vor der Brautwahl.

Wiederum waren die schönsten Jungfrauen zusammengebracht worden, sie wurden mit ihren Dienerinnen in den großen Sälen des Terem untergebracht, Michael ging mit seiner Mutter, sie zu besuchen. Als der Sohn der Mutter das Geständniß über die getroffene Wahl machte, wollte diese ihren Ohren nicht trauen.

Die Wahl war auf eine der Dienerinnen gefallen, welche die adligen Fräuleins begleiteten.

— Du warst immer mein Rath und Halt, jagte Michael, als ihm seine Mutter eine solche Wahl verwies, ich werde Deinem Wort folgen, aber niemals werde ich eine Andere lieben.

Mein Loos ist, unglücklich zu sein. Ich habe Gott und Dir gehorcht, und den Thron bestiegen, meine Liebe und meine erste Frau habe ich verloren, nun verweigert man mir die Braut meiner Wahl. Sie ist niederen Standes, vielleicht arm, unglücklich. Aber auch ich habe gelitten — ich bin verfolgt worden. . . .

Und Michael brach in Thränen aus.

Diesem Gefühlsausbruch konnte die Mutter nicht widerstehen; man holte die Dienerin Gudoxia Strichnew hervor, man zog ihr köstliche Kleider an und erklärte sie zur Zarenbraut.

Das Märchen des Terem wäre nicht vollständig,

wenn nicht auch die frühere Herrin und der Schwiegervater in Scene träten.

Diese Herrin war vornehm und schön, aber sie war hart, launisch und leidenschaftlich; mancher Kränkung und Mißhandlung fühlte sie sich bewußt, als sie sich weinend der Zarin zu Füßen warf, ihre Verzeihung erbittend. Eine Warnung für alle Dienstherrschaften.

Aber die Zarin hob die Keuige auf und sprach:

— Verzeihe Du mir, wenn ich jemals Dich gereizt habe, Dir aber wird Gott vergeben.

Den Schwiegervater traf die Botschaft, die ihn zur Hochzeit seiner Tochter in das Zarenschloß berief, als er hinter dem Pfluge ging. Er nahm Abschied von seiner strohgedeckten Hütte, vom Grabe seiner Frau, und ging nach Moskau, um im Schlosse seiner Kinder zu wohnen.

Seinen alten Raftan und seinen Gürtel, seine Bastschuhe nahm er mit sich. Er hing sie in seinem Gemache im Terem auf. Jeden Morgen trat er davor, laut zu sich sprechend:

Siehe wo Du herkommst. . .

Leider konnte ich die Reliquien Luzian Stepanowitschen's im Terem nirgends sehen. Um diesen alten Raftan hätte ich einen Haufen von Brunkstücken gegeben.



Die schöne Marischkin.

Eine moderne Luft umweht die Ehe des zweiten Romanows; die Scene dieser Liebeswerbung liegt außerhalb des Kremls in dem romantischsten Theil der Umgebung Moskau's.

An der großen Heerstraße, die von Smolensk kommt — etwa zehn Werst von Moskau — zieht sich an der Straße ein Birkenhain hin. Dringt man näher in denselben ein, so zeigt sich, daß er parkartig angelegt ist, ein Wiesenthal schließt sich daran, durch das ein kleines Flößchen sich schlängelt. Im dichtesten Grün drinnen steht ein hölzernes Landhaus, eine Datsche, an deren Erbauung nur die Art gearbeitet hat, aber die kunstvolle Art des russischen Zimmermanns.

Dort hat mir liebenswürdige zuvorkommende Gastfreundschaft ein stilles Heim bereitet. Auf der grünbeschatteten Veranda ladet der ewig dampfende Samowar zu anmuthigem und belehrendem Gespräch. Mit einem jungen deutschen Freund durchstreife ich die Gegend — ich bin hier recht am Plage, um die Umgebung von Moskau kulturhistorisch zu exploriren.

Senjeits der Straße und der ihren Zug begleitenden Smolensker Bahnlinie erhebt sich eine bewaldete Hügelkette. Waldholz aller Arten sieht man hier, zwischen Ulmen, Linden und Birken auch vielhundertjährige Eichen.

Auf dem fetten Lehmboden schießen Pflanzen und Unterholz hoch empor, mit Mühe arbeiten wir uns durch und stehen an einem stillen Plage, den hohe Bäume umrauschen — die Begräbnißstätte der Tartaren, der früheren Beherrscher Moskaus — den verfluchten Ort, nennt ihn der Volksmund. Die Grabsteine sind von den Bauern weggeholt worden; nur mit Mühe suchen wir einen und den andern unter der überwuchernden Pflanzendecke hervor, versunken und vergessen wie die ferne Tartarenzeit, von der sie berichten.

Vor dem gebahnten Wege, der auf der Höhe des Hügels zieht, sieht man einen hohen steilen Absturz hinunter die Moskwa fließen — wenn es recht still ist, dringt ihr Rauschen bis zu uns herauf. Senjeits erstreckt sich die Ebene; nur hie und da mit einem Dorf, ein paar Gebäuden durchsetzt, bis Alles an dem den Horizont in weitgedehntem Kreise schließenden Wald endigt.

Der Hügelrücken zeigt sich beim Weitergang parkartig ausgelegt, ein altes Bojarengut, jetzt Eigenthum eines Moskauer Kaufmanns von unermeslichem Reichthum; er hat es mit Landhäusern — Datschen — besetzt, in welche Moskauer Sommergäste ziehen oder wo für eine sehr hohe Summe das Recht einer fünfundzwanzigjährigen Bebauung gekauft wird. Man rechnet dem Besizer eine Rente von mehr als 100 000 Rubel daraus nach — dem jetzigen

Besitzer hat sein Bruder das Gut übergeben, ehe er nach Sibirien abgeführt wurde — ein politischer Verbrecher.

Zwischen den modernen Datschen steht das alte Herrenhaus, ein zweistöckiger weißgestrichener Bau. Auf dem Platz vor ihm hat Katharina II. eine Denksäule errichtet, denn dieses Haus hat Merkwürdiges gesehen. Hier hat des Michael Fedorowitsch Sohn, Alexei Michaelowitsch, die schöne Natalie Narißchkin kennen gelernt, die Mutter Peters des Großen und wenn die Sage recht berichtet, ist dieser auch hier geboren.

Es ist das Haus Matwejews, vor dem wir stehen. Hier beginnt die moderne Geschichte Rußlands. . . .

Antemin Matwejew war Kanzler für die auswärtigen Angelegenheiten; er war, wie man heute zu sagen pflegt, ein Westler und hatte eine Schottin aus der „deutschen Vorstadt“ zur Frau, eine geborene Hamilton. Der zweite Romanow hatte schon wieder vom Altruffenthum stark abgerückt, er verkehrte gegen die alte Sitte der Zaren, die keinen Unterthanen besuchten, im Hause seines Kanzlers.

Auf dem Landhause bei Kunkowo brachte eines Abends ein junges Mädchen die Sakuska, die Vorspeise, Branntwein, Fische und Salzfleisch, in das Zimmer, während der Zar zum Besuche da war. Es war Natalie Kyrillowna Narißchkin, die Tochter eines kleinen Edelmanns, in deren Adern tartarisches und schottisches Blut sich gemischt hatten. Der erste Anblick war für Alexei entscheidend.

Eine bezaubernde Erscheinung, wenn man nach dem Kupferstich urtheilen darf, der im Romanowhause in

Moskau hängt, schlank und voll, mit einem lieblichen Gesicht und geistvollem Blick. Ein gewandter Hofmann und scharfer Beobachter, der sich zu jener Zeit in Moskau aufhielt, der Ritter von Kautenfels hat, wie er erzählt, zufällig das Glück gehabt, Natalie zweimal noch als Braut zu sehen. In den Berichten, die er dem Herzog Cosmus von Medici über seine Moskauer Erlebnisse abstattet, giebt er von dem schönen Mädchen eine begeisterte Beschreibung, die beweist, welch' großen Eindruck der sonst so ruhige und ziemlich skeptische Ritter erhalten hat:

Ein Weib, so schreibt er, noch von zarten Jahren, von stattlicher Erscheinung, mit vorstehenden schwarzen Augen, von sanftem Ausdruck, mit rundlichem Antlitz, breiter, hervorstehender Stirn, im schönsten Ebenmaß und Verhältniß aller Glieder ihres Leibes, mit einer klangvoll lieblichen Stimme begabt, anmuthig in jeder Gebärde und Bewegung. . . .

Im Umgang mit seiner reizenden Gattin, der Westlerin, neigte sich Alexei Feodorowitsch mehr und mehr den Sitten und Vergnügungen des Westens zu. Einige Monate nach der Geburt Peters geschah das Unerhörte; nächst der deutschen Vorstadt in Preobrajensk that er seinem unüberwindlichen Verlangen Genüge, eine Komödie zu schauen. Wie ich einem ungemein interessanten Buche, der von dem Pastor A. W. Fehner herausgegebenen Chronik der evangelischen Gemeinde in Moskau entnehme, hatte am 17. Oktober 1672 der lutherische Pastor Magister Johann Gottfried Gregorii die Ehre, vor Seiner Zarischen Majestät agiren zu lassen, die von ihm verfaßte

Tragikomödie: Ahasverus und Esther. Dargestellt wurde diese Komödie deutsch und russisch, von 64 Knaben aus der Gemeindeschule Gregorii's. Auch das Gedicht ist erhalten, mit welchem Gregorii bei der ersten Aufführung die Zarische Familie anfang, indem er „Der Reußen helle Sonn', mit dem Mond und Sternen“ aufforderte, stets „in höchster Wonn'“ zu leben. Nachdem der Sänger acht Verse abgesungen hatte, tanzte er zwischen zwei beweglichen Pyramiden, während er als neunten den folgenden Vers sang:

Drum wohlan mein Saitenwerk, laß dich lieblich zwingen,
Und du Pyramidenberg hüpfе nach dem Singen.

Es fällt mir auf, daß der Anfang dieses Zarenhymnus wie folgt lautet:

Ist nun der gewünschte Tag, dermal einst erschienen.

Ist es vielleicht mehr als Zufall, daß der berühmte Hymnus, mit welchem der Bürgermeister von Sardan in Vorhings Zar und Zimmermann Peter begrüßen will, mit den Worten beginnt:

Heil sei dem Tag, an welchem Du bei uns erschienen.

Durch seinen Erfolg ermuntert, verfaßte der Pastor noch eine Reihe von Komödien: Judith, Tobias, Joseph, Adam und Eva, Bajazet und Tamerlan, die zur Erheiterung von Sonne, Mond und Sternen in der deutschen Vorstadt und im Kreml agirt wurden. . .

Die Aehnlichkeit Peters mit seiner schönen Mutter,

auf einer Menge der vorhandenen Portraits, ist frappirend. Oft ist Peter während seiner glücklichen ersten Jugend nach Kunkowo zurückgekehrt; in diesen Gärten, wie sie die Phantasie zu Knabenspielen nicht besser ersinnen kann, mag man sich den kräftigen geistvollen Jungen denken, seine ersten Spiele treibend.

Dann kam aber ein Schreckenstag für Peter, als er nach dem Tode seines Vaters in seinem zehnten Jahre im Kreml zum Zaren ausgerufen worden war und die altrussische Miliz, die Strelitzen, auf Anstiftung von Peters Stiefschwester Sophie sich gegen die Ausländerei, gegen die Matwejew's und Narischkins empörten.

Dort von der rothen Treppe im Kreml sah Peter den Beschützer seiner Mutter, den greisen Matwejew, in die Rücken der Strelitzen geworfen, sah seine Mutter in ohnmächtigem Schmerz zusammensinken, während der wüthende Haufe den Kreml durchsuchte, um deren Bruder und Verwandten zu ermorden, er sah Sophien mit Hülfe der Strelitzen und Popen triumphiren. Da mag er wie Hannibal einen Schwur geleistet haben — denn er war ein trefflicher Hasser — und nicht nur Sophie, Strelitzen und Popen haben ihn kennen gelernt — er hat dem ganzen Altrußland einen Stoß gegeben, der heute noch durch alle Glieder das Riesenreich durchzittert.

Tritt man auf das Belvedere hinter dem Landhause, so kann man weit oben im Nordosten Preobraschenski erblicken, wo Peter wie im kindischen Spiele die Regimenter heranbildete, mit denen er die Strelitzenherrschaft brach.

Geht man auf der Smolensker Straße nach Moskau zu weiter, so sieht man auf einer von der Moskwa herausgeschnittenen Landzunge auf dem Jungfernfelde das Jungfrauenkloster stehen. In dies Jungfrauenkloster hat Peter seine Schwester eingesperrt, nachdem er ihr mit festem Griff die Gewalt entriessen hatte, auf dem Jungfernfeld hat er die Galgen bauen lassen, an denen er die Strelitzen reihenweise aufknüpfen ließ — die letzte Reihe aber so, daß die Gehenkten noch mit den Huldiungsadressen in ihren Händen in die Gemächer Sophiens reicheten.

Seinen eignen Sohn, den Thronfolger Alexei, der in das Ultrussenthum zurücklenkte, ließ er zu Tode knuten und Moskau und den Kreml, die sich dort am Horizont abzeichnen, hat er „dekapitalisirt“.

Die Thore des Terems aber hat Peter weit geöffnet, auf seinen Befehl fiel die Sperre auch der Frauengemächer in den Palästen der Bojaren, und bei den Festen im Saale des Facettenpalastes erschienen zum ersten Male Frauen. Auf den Thronessel dieses Saales führte er als gekrönte Kaiserin das litthauische Landmädchen, drei Kaiserinnen nahmen nach ihr diesen Platz als Selbstherrscherinnen der Russen ein.

Die Lösung, die Peter der Frauenfrage in Rußland gegeben hat, ist entscheidend geworden. Die russischen Frauen treten dem öffentlichen Leben mit anderen und höheren Anforderungen gegenüber, als die Frauen des Westens, es ist, als ob etwas an ihnen haften geblieben wäre aus dem Jahrhundert der Herrschaft der Frauen.

In der Geschichte der Mütter von großen Männern gebührt der schönen Marischkin ein besonderer Platz. Das geistige Erbe, das sie Peter hinterlassen hat, ist heute noch bestimmend für Rußland. . . .



Napoleon im Kreml.

Der Weg von Smolensk ruft die Erinnerung an einen fremdartigen Gast im Kreml wach, an den sich die sensationellste Rolle anknüpft, die Moskau und der Kreml jemals in der Weltgeschichte gespielt haben.

Etwa sieben Werst vor Moskau überschreitet die Smolensker Heerstraße eine Anschwellung des Terrains. Langsam sieht man beim Aufsteigen die Kuppeln und Thürme, die Häusermassen der großen Stadt in der Ferne vor sich aufsteigen. Auf dieser Höhe hielt der Imperator und musterte die Stadt, in die er seinen Siegeseinzug halten wollte. Hier hatte er erwartet, so geht die Tradition, die Bürger von Moskau zu finden, die ihm die Schlüssel der Stadt überbrächten. Der „Hügel der Vereingung“ heißt die Höhe noch heute zum Hohn im Volksmund. Die Zeichen der Unterwürfigkeit aber, die Napoleon bis dahin von allen überwundenen Hauptstädten entgegengebracht worden waren, blieben vor Moskau aus.

Es war ein Vorzeichen dessen, was kommen sollte.

Selbst wenn man auf der Eisenbahn durch das Gouvernement von Smolensk fährt, erschrickt man vor der Dede und Verlassenheit dieser unermeßlichen Wald- und

Saideftrecken. Nur in langen Zwischenräumen fieht man elende graue Hütten, halb im Boden verfunken, ohne Schornsteine, vor fich auftauchen. Der Eindruck dieses unwirthlichen Gebietes war ein niederschlagender auf die Phantafie Napoleon's. Er wußte fich indessen zu überreden, daß Moskau die Zauberformel fein würde, die ihm den fchließlichen Triumph verfichere. Vor der Macht feines Anfturmes bei Borodino mußte die ruffifche Armee zur Seite weichen, der Weg nach Moskau war frei.

Noch bis vor wenigen Jahren fand feitwärts vom Hügel der Verneigung die Hütte, in welcher unter Kutufow's Vorfig im ruffifchen Kriegsrath befhloffen wurde, Moskau nicht zu vertheidigen, fondern feitwärts auszuweichen. Diese Hütte hätte fich verdient, erhalten zu werden, es hieß, fie wäre schließlich ein Sammelpunkt von Bagabunden gewesen.

Jetzt gemahnen nur noch die Schranken, welche die Stätte umziehen, an den für Rußlands Gefchicke fo entscheidenden Raum. Die Gefchichtfchreiber, Romanschriftsteller und Maler haben fich um die Wette jenes fo denkwürdigen Kriegsrathes bemächtigt. War Kutufow ein Genie oder eine Schlafmüde? Es heißt, er habe gefchlafen, während feine Generale fich um den besten Plan ftritten. Dann aber sprach er, aus dem Halbschlummer auffahrend, wie im Selbstgespräch und mit dem Finger auf der Stirne: Ob er nun dumm ist dieser Kopf oder ob er flug ist, schließlich muß es doch nach ihm gehen. . .

Die Zweifel, die Kutufow selbst über fich formulirte, find heute noch ungelöste Räthfel gerade wie die Zer-

störung Moskau's und die Möglichkeit von Napoleon's Entkommen.

Aber seinen Willen setzte Napoleon durch, er zog im Kreml ein.

Als die dezimierten, erschöpften, niedergeschlagenen Regimenter der großen Armee hintereinander diese Höhe erstiegen, da erhob sich in ihren Reihen ein unermesslicher Ruf: Moskau, Moskau — wie wenn vor dem lange auf stürmischem ödem Meere Umhergetriebenen die Küste erscheint. Und Land, Land ruft es. . .

Diese Heerstraße bin ich zu allen Tages- und Nachtzeiten gefahren. Nie aber konnte ich jenen historischen Hügel überschreiten, ohne daß mich der eigenthümliche Charakter des Anblickes von Neuem frappirte. Denn nichts hatte auf die Nähe einer großen Stadt vorbereitet. Kein Uebergang vermittelt Wald und Feld und Haide mit der Stadt, die dort zu Füßen des Wanderers sich lagert, aus der grünen Einsamkeit taucht sie wie mit einem Male auf.

Jetzt überragt Moskau die goldne Kuppel der Erlöserkirche; die gewaltigen Linien dieses Bauwerkes, die Strahlenbüschel, die von der Vergoldung ausgehen, wenn die Morgen Sonne darauf glitzert oder das Abendlicht sie in Flammen zu setzen scheint, geben heute der Physiognomie der Stadt den letzten entscheidenden Zug. Diese Kirche ist das Siegeszeichen, welches die russischen Kaiser errichtet haben, um den Triumph über den Weltbezwiner zu feiern. Die Kirche, an welcher über ein Menschenalter gebaut wurde, hat eine fabelhafte Summe verschlungen.

Die Kostenangaben gehen auf mehr als 25 Millionen — sie ist gelegentlich der Krönung Kaiser Alexander III. im verfloffenen Jahre eingeweiht worden, ein Bau von unvergleichlicher Pracht und höfischer Eleganz.

Hier trifft man keine Väter wie in den alten Münstern des Kreml, aber eifrige Beschauer, welche die Herrlichkeiten bestaunen und den Erklärungen der Führer lauschen, wer das Alles gemacht hat und was es kostet.

An den Pfeilern aber, welche die Kuppel tragen, sind auf langen Tafeln die Namen der Schlachten und Gefechte, der Heerführer und Generale aus den Kriegen gegen Napoleon aufgeführt, stolze Tage für den Ruhm der russischen Heere — auch für den Deutschen weihewoll in Erinnerung an die Waffengemeinsamkeit in entscheidenden Tagen für unser Vaterland. . . .

Dieser Korse, der halb als Abenteurer auf das Festland kam und nichts mitbrachte als seinen Degen, unterwarf sich Frankreich, dann Italien, dann Deutschland und die iberische Halbinsel, dann Polen. Und diese gewaltigen Völkermassen, den gesammten Westen schob er auf diesem Wege, nach dieser Stelle —

Bis hierher drang die Fluth vorwärts, dann wich sie zurück.

Von Madrid nach Moskau, welche blutigen Etappen — kaum vermag die Phantasie diesem Zuge zu folgen.

Es war die Kraft eines eisernen Willens, die Napoleon die Jugend Europa's dienstbar gemacht hatte — auf dem Kreml verließ ihn diese Willenskraft. In den fünf Wochen, die Napoleon in Moskau verbrachte, schwankte

er zwischen seinen Entschlüssen, verlor er die Sicherheit des Handelns.

Wenige Tage, ehe er den Kreml verließ, machte Napoleon den Grafen Narbonne zum Zuhörer eines Monologs, worin er nach seiner Weise die Parallele zwischen Peter und sich zog.

— Welch' erhabene Tragödie — sagte er, in dem Saale unterhalb der Prunkgemächer der Kaiserin auf und ab gehend, aus dessen Fenstern man die Brandstätte Moskau's rauchen sah — auf St. Helena verglich er sie mit dem Brand von Troja — welche Tragödie könnte ein Schriftsteller von Genie aus Peter dem Großen machen, diesem Manne von Granit, der Europa seinem Einfluß unterwarf und mich nach hundert Jahren zu diesem furchtbaren Zuge zwang. Bewunderung ergreift mich, wenn ich bedenke, daß hier in diesem Schloß der zwanzigjährige Peter, ohne Rathgeber, beinahe ohne Erziehung sich der Gewalt bemächtigte. Er, den man wilden Vergnügungen hingegeben glaubt, macht mit einem Schlage seinen 18. Brumaire, schießt die stolze Sophie in das Kloster, organisirt Staat, Heer, Flotte, führt Krieg und gründet eine neue Hauptstadt. Niemand hat noch das Eigenthümliche seines Genies zu würdigen gewußt. Peter hat sich erworben, was immer den für den Thron Geborenen fehlen wird, den Ruhm des Emporkömmlings. Wie ich hat er sich zum Artillerie-Lieutenant gemacht, er hat sein Land verlassen, um eine Zeit lang das Leben eines Niederen zu führen, freiwillig hat er sich in die Lage gesetzt, in die mich der Zufall brachte. Das erhebt

ihn über alle Monarchen von Race und giebt ihm seine einzige Stellung. Aber durch welche Prüfungen ist dieses Genie gegangen, am Pruth war er in Gefahr Gefangener zu werden. Diese unbegreiflichen Schicksalswechsel widerfahren manchmal den großen Männern hier gleicht Peter Cäsar der sich verrechnet hat und in Alexandrien von elenden Egyptern belagert wird. Aber wie Cäsar nimmt er seine Revanche — der Mann von Genie wird immer wieder er selbst — auch nach einem Fehler wie nach einem Unglück. . . .

Als Napoleon von der Tragödie Peters des Großen sprach — hat er da nicht an seine eigne gedacht, die gerade an dieser Stelle, zu dieser Stunde vor ihrem Umschlag stand?

Nicht die Schärfe des Geistes, nicht jener Blick der Menschen und Dinge nicht blos in Umrissen, der sie gleich plastisch vor sich sieht, hatten Napoleon im Kreml verlassen. Der Kriegsplan, der ihn der Ostsee und St. Petersburg genähert und seine Armee wahrscheinlich gerettet haben würde, liegt ausgearbeitet vor. Sein Entschliessungsvermögen, das nie vor den Menschen sich gebeugt hatte, hielt vor den Elementen nicht Stand — vor der Einsamkeit und Dede der russischen Landschaft und dem Flammenmeer von Moskau. Dieser heroische Phantast, der seine Hauptkraft aus seiner Phantasie zog, konnte auch nur in ihr getroffen werden. Und in Moskau geschah es.

Der litterarische Charakter des Aufenthalts Napoleons auf dem Kreml ist sehr merkwürdig. Der Imperator brachte lange Tage damit zu, auf das Sopha gestreckt

Romane zu lesen — auch unser großer Feldherr hat, wie ich von ihm erzählen hörte, die Tage der Mobilmachung im Jahre 1870 mit Lesen von Romanen verbracht. Aber Graf Moltke hatte seine festen Entschlüsse gefaßt, Napoleon wich ihnen aus. Selbst mit Versen beschäftigte sich Napoleon — eine in Moskau ansäßige Französin hatte ihm ein Lehrgedicht über die Mittelmäßigkeit überreicht, das er genau durchlas, — drei Abende brachte er damit zu, die hundert Paragraphen der Statuten der comédie française zu prüfen, er gab Anweisungen für die Handhabung der Romanzensur in Paris. Es gemahnt, als habe er instinktiv seine Phantasie zu verjüngen, zu erneuern gesucht.

Immer kehrte indessen sein Geist wieder zur Tragödie und zu den Schicksalen großer Männer zurück.

— Die Tragödie liebe ich vor Allem, sagte er zum Grafen Marbonne — so, wie sie Corneille geschrieben hat. Die großen Männer sind wahrer darin, wie in der Geschichte — man sieht sie nur in den Krisen, in denen sich ihre gewaltige Natur entfaltet — in den Augenblicken entscheidender Entschlüsse: im Menschen selbst giebt es allzuviel Armseliges, Schwankungen, Zweifel — der Held aber ist die monumentale Statue von Erz, alle Schwächen und die Schauer die Fleisches sind von ihm genommen . . .

Einer der ersten russischen Schriftsteller, Graf Leo Tolstoi, befaßt sich in seinem berühmten Roman Krieg und Frieden mit dem Geisteszustand Napoleons in Moskau — einem der größten psychologischen Probleme aller Zeiten.

Die Höhe seiner Aufgabe hat der russische Dichter indessen nicht zu erreichen vermocht. . . .

Die Parallele, die Napoleon zwischen sich und Peter dem Großen zog, trägt den Stempel des Genies, sie bedarf indessen sehr Ergänzung. Peter verachtete den leeren Prunk, die Schatzkammer des Kreml weist noch die grobe Kleidung auf, die diesem praktischen Helden die behaglichste war; dem Mann des Südens war der Zug nach glänzender Renommée in allen Dingen eigen. Nach unermüdlicher harter Arbeit hat Peter St. Petersburg in die Sümpfe der Nawa eingebaut; als Napoleon den Kreml, den er wie im Fluge erobert hatte, wieder verließ, war er auf dem Wege nach St. Helena.

An das Wort Napoleon's, daß er gegen Peter Krieg führe, knüpfte Thiers an, als er auf seiner Rundreise Hilfe für das von einem Napoleoniden ruinirte Frankreich suchend in Petersburg erklärte: Deutschland führe Krieg mit Ludwig dem XIV. Wenn Peter noch einmal zu Worte kommen könnte, so würde er vielleicht auf Napoleon das Bild anwenden, mit dem er bei seinem Siegesfest über Karl XII. den schwedischen König verspottete — er ließ ihn darstellen als den aus der Sonnenhöhe stürzenden Phaeton. Auf St. Helena hat Napoleon die Verlegung der Hauptstadt nach Petersburg mit tiefem historischen Blick als einen Fehler Peters bezeichnet.

In einem Punkte zwar stimmen Napoleon und Peter überein; sie waren die furchtbarsten Gegner, welche Moskau je gefunden hat. Aber diese gewaltigen Herrscher hat Mütterchen Moskau besiegt. Aus der Asche des großen

Brandes ist es emporgestiegen und immer stolzer und selbstbewußter hebt Moskau sein Haupt auch Petersburg gegenüber.

Der Kampf gegen die Logik der russischen Geschichte war ein vergeblicher. In Moskau, nicht in Petersburg bildet sich die öffentliche Meinung Rußlands. Wenn dereinst ein russisches Reichsparlament zusammentritt, wird es nicht in Petersburg, sondern in dem vergebens dekapi- talisirten Moskau tagen. . . .



Der Generalgouverneur von Moskau.

Ein befreundeter Herr schlug mir vor, mich dem Fürsten Dolgorukow, dem Generalgouverneur von Moskau vorzustellen.

— Sie werden eine der populärsten Persönlichkeiten unserer Stadt kennen lernen.

Ich ging um so bereitwilliger auf den Vorschlag ein, als er dem entspricht, was, wie man uns versicherte, die russische Sitte verlangt.

Der Gouvernementspalast zeichnet sich weder durch architektonische Pracht und Geräumigkeit, noch durch Luxus der Einrichtung aus. Ein dreistöckiger, gelbgestrichener Bau an einem öden Platze, in dessen Hintergrund die Hauptwache. Die Stadt hat ihre Huldigung dem Generalgouverneur dargebracht, indem sie das schreckhafte Pflaster von Moskau vor dem Palast durch einen wohlthätigen Streifen Asphalt unterbrach.

Von der kanzleimäßigen Steifigkeit, die den Dienstwohnungen regelmäßig anhaftet, ist indessen nichts zu spüren. Der ganze Stil, in welchen man bei dem Eintritt in das Haus sich versetzt fühlt, ist der eines volksthümlichen Aristokraten. Auch das Vorzimmer spiegelt

diesen Charakter wieder. In Glasschränken sind die Adressen ausgestellt, die Fürst Dolgorukow bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich bei seinem Moskauer Dienstjubiläum, von der Stadtverwaltung, von Korporationen und Vereinen erhalten hat, auch die Ehrengeschenke, die einen populären Ursprung haben, stehen hier zur Schau.

Zwischen eins und zwei nach der Messe giebt der Generalgouverneur seine regelmäßigen Audienzen. So kurz ich in Moskau bin, so kenne ich doch schon einige der Persönlichkeiten, die im Vorzimmer warten. Es sind Männer, die künstlerische und humanitäre Interessen außerhalb des Staatsdienstes vertreten. Den Zusammenhang mit diesen Bestrebungen pflegt Fürst Dolgorukow mit besonderem Eifer.

Aus dem Empfangszimmer des Generalgouverneurs kommt der Polizeimeister Koslow hervor, ein rascher schnellkräftiger Herr mit schwarzen Augen und langherabhängendem schwarzen Schnauzbart, General und Excellenz, seinen Funktionen nach so etwas wie Polizeipräsident. Er wechselt mit den Anwesenden nur einige kurze Bemerkungen, er ist in offenkundiger Eile. Irgend etwas ist los, aber es ist ganz unnöthig, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, was es ist, denn bei der diktatorialen Gewalt, welche hier die Polizei übt, ist immer etwas los.

Vergessen wir nicht, es ist die rechte Hand des Generalgouverneurs, der Herr, der vor uns steht. Von dem Ausnahmezustand, welcher in Moskau herrscht, merkt der Fremde nichts, aber die Vollmachten desselben gehen, wie man weiß, bis zur administrativen Versendung nach

Sibirien. Einen eindringenden, haftenden Blick wirft der Polizeimeister bei der Vorstellung auf den fremden Journalisten, aber ein ungemein verbindliches Lächeln und ein eifriger Händedruck begleiten den Blick. Geschick, Eifer und Wohlwollen des Herrn habe ich von allen Seiten rühmen hören.

Dann winkt uns der dienstthuende Adjutant in den Empfangsalon zu treten. Der Herr, der meine Vorstellung übernommen hatte, bringt als Vorsitzender eines landwirthschaftlichen Vereins dem Generalgouverneur eine Scheibe Honig. Der Honig ist heute im Ritus der griechischen Kirche ausgeweiht worden, und von diesem Augenblick an, aber nicht eher, ist der orthodoxe Russe diesjährigen Honig.

Fürst Wladimir Andrejewitsch ist ein behaglicher frischer alter Herr, den Uniformrock bequem aufgekнопft, darunter die weiße Weste, der mit Ueberlegung sich bewegt und spricht. Der Fürst nimmt erst die Gabe entgegen, dann wandte er sich mit freundlichem Händedruck zu mir; meine Anwesenheit in Moskau nahm er als ihm bekannt an und brachte alsbald das Gespräch auf den Eindruck, den mir Rußland und Moskau gemacht habe.

Ich konnte der Wahrheit gemäß versichern, daß Rußland mir als ein in mächtiger Entwicklung befindliches Land und Moskau als eine Stadt von gewaltiger Lebenskraft erschienen sei. Die Antwort schien ihn zu freuen. Das Gespräch setzte über die Merkwürdigkeiten und die Alterthümer von Moskau ein, ein Gegenstand der einem Dolgorukow sehr nahe liegt — denn schon vor sieben-

hundert Jahren, lange ehe man an die Romanows dachte, hat die Dynastie der Kurik, deren Familie sich die Dolgorufows zurechnen, in Moskau gewaltet.

— Es ist nicht leicht, sagte der Fürst, gerade in Moskau die Spuren der Vergangenheit herauszufinden, zu viel Zerstörungen sind über die Stadt hingegangen; ähnlich wie in Paris die mittelalterlichen Spuren schwer unter dem Modernen herausgesucht werden können. Eine Anzahl von Monumenten hat sich indessen durch den Zeitesturm gerettet, sie geben ein anschauliches Bild von der Macht und Originalität des Centrum's russischen Lebens vom 14. bis zum 18. Jahrhundert.

Ich habe mich viel mit diesen Dingen beschäftigt. Ich habe selbst in dieser Richtung etwas drucken lassen, um Fremden in Moskau eine sichere Handhabe zu geben. Nur wenigen Personen, setzte der Fürst mit freundlichem Lächeln hinzu, habe ich das Büchlein gegeben. Sie sollen indessen von der Zahl sein.

Der Fürst erhob sich, um im Nebenzimmer das Buch zu holen.

Der Zug des Russen zum Schriftstellerthum scheint ein unüberwindlicher. Selten habe ich von einem gebildeten Russen mich verabschiedet, ohne daß ich schließlich irgend ein Werk, eine Drucksache von ihm in der Hand hielt. Ich werde eine kleine Bibliothek mit mir nach Deutschland nehmen.

Und nun fand ich den Generalgouverneur selbst unter den Schriftstellern.

Fürst Dolgorufow übergab mir ein kleines, zierlich gebundenes Buch mit seinem Wappen und einer liebens-

würdigen Widmung versehen. Ich habe es während meines Moskauer Aufenthaltes mit Nutzen und Vergnügen gebraucht. Man fühlt sich an der Hand eines hochgebildeten Mannes von Welt, der ebenso bemüht ist, das Interessante und Wichtige hervorzuheben, als, was kaum weniger wichtig ist, den Fremden vor dem Wust des überflüssigen und pedantischen Notizenframes zu bewahren.

— Ich bin um so dankbarer, sagte ich, als die Gabe von einer Seite kommt, die in Deutschland als eine Stütze der Freundschaft und des Einvernehmens zwischen den beiden Reichen verehrt wird.

— Es ist mir lieb, sagte der Fürst, wenn man diese meine Gesinnung in Deutschland kennt. Es ist wahr, ich bin ein Freund des deutschen Volkes, ein wahrer Freund, setzte er hinzu.

Dann kam der Fürst auf die angenehmen Erinnerungen zu sprechen, die ihn an Berlin knüpfen.

— Mein Aufenthalt hier ist nur noch sehr kurz, ich reise morgen nach Salta ab; kann ich nach irgend einer Richtung dienen, so zählen Sie auf mich. Jedenfalls müssen Sie zur Messe nach Nishny-Nowgorod, ich werde Sie dem Gouverneur empfehlen. Sie sollen dort gut aufgehoben sein.

Der Generalgouverneur bot mir zum Abschied die Hand; ich konnte nicht zweifeln, in der ersten Autorität Moskaus war mir ein Mann von aufrichtiger Herzensgüte und Humanität gegenübergetreten.



Die offizielle Gesellschaft.

Moskau entvölkert sich im Sommer noch mehr, als dies die Städte im Westen zu thun pflegen, nach einem Worte, das in gleicher Weise im Munde der oberen Zehntausend aller Länder zu sein pflegt, ist Niemand mehr in Moskau.

Die Feier des Namenstages der Kaiserin verschaffte mir indessen die Gelegenheit, wenigstens einen Theil der offiziellen Welt zusammenzusehen.

Moskau ist Sitz des hochwürdigen Rathes der Stiftungen. Es ist das ein Rathskollegium, dem die Leitung von nicht weniger als fünfhundert theilweise sehr umfangreicher und großartiger Stiftungen obliegt; die Mitglieder dieses Rathes werden aus den höchsten Beamtenklassen entnommen, der „hochwürdige Rath“ selbst rangirt mit den Staatsministerien.

Die Kaiserin steht persönlich an der Spitze dieser Organisation und es ist dies kein bloßer Ehrentitel. Wie mir von unabhängiger und glaubwürdiger Seite berichtet wurde, nimmt die Kaiserin als eine Frau von hohem und energischem Geiste, wie von ausgezeichnete Herzengüte ihre Stellung ganz ungemein ernst. Mit Sachkunde und

unermüdlicher Sorgfalt wacht die Kaiserin darüber, daß in dem großen büreaukratischen Mechanismus nicht der eigentliche Zweck so großartiger Wohlthätigkeitsanstalten verloren gehe, die persönliche Initiative nicht unter dem Apparat erstickt und die Korruption sich nicht festzusetzen vermag. Denn daß die Korruption unausgesetzt alle öffentlichen Einrichtungen anfriszt, das ist eines der Dinge — es sind nicht allzuvieler — in der alle Russen einig sind.

Die offizielle Feier des Namenstages der Kaiserin in Moskau fällt unter diesen Umständen dem hochwürdigen Rath zu. Von dem Vorsitzenden des Rathes, Hofmeister Baron von Bühler, erhielt ich eine Einladung zur Theilnahme an der Festfeier.

Baron von Bühler, ein feingebildeter Weltmann, ist gleichzeitig Vorstand des russischen Reichsarchives in Moskau, in welches bis zum Jahre 1802 alle Staatsakten niedergelegt wurden.

Zu den Mitgliedern, welche ihre hingebende und uneigennütige Thätigkeit diesem Ehrenamt widmen, gehört auch der ehrwürdige Jegor Swanowitsch von Baranowski, der an der Ausführung der Reformgesetzgebung Alexander II. und namentlich der Bauernemanzipation einen hervorragenden Antheil nahm und als Gouverneur von Drenburg aus dem Staatsdienste ausschied — ein Mann von Unabhängigkeit und Thatkraft und für die Korruption das was der Kampf für die Motten — er ist der Schwiegervater unseres Professors Anton Dohrn, des Begründers der zoologischen Station in Neapel.

Als Ort der Feier war das große Findelhaus an-

gegeben; auf dieses merkwürdige Haus und seine Bedeutung werde ich noch Veranlassung finden, zurückzukommen. Für diesmal konnte es mich nur als Festlokalität interessieren.

Schon von Weitem zeigte die an den Eingängen des Findelhauspalastes angesammelte Menge, daß etwas Besonderes vorgehe. Kosacken zu Pferde hielten die Ordnung in den anfahrenen Kutschen, die Paradestreppe war von unten bis oben mit Teppichen belegt, auf allen Abfäßen standen Offizianten und dienernde Lakaien. So stiegen wir die große Zahl der Stufen hinan, bis wir in eine Art Vorzimmer und dann in eine sehr geräumige und elegante Hauskirche gelangten.

Die Kirche hat schon an sich etwas Salonartiges. Die Art, wie Stühle gestellt, Teppiche gelegt waren, erhöhte diesen Eindruck, eine aristokratische Gesellschaft von Damen und Herren hatte bereits begonnen, sich zu versammeln. Ein großes Kontingent hatten Abordnungen von Böglingen der Erziehungsanstalten gestellt, die unter dem Protektorat der Kaiserin stehen.

Ich sah, daß ich an einem jener Rußland eigenthümlichen Feste, einer Verbindung von Hof-, Kirchen- und Schulfest, theilnehmen sollte.

Ich ziehe vor, die Namen der Anstalten, die hier vertreten waren, nicht zu nennen, ein namhafter Theil des griechischen Kalenders spielt bei diesen Namen mit, ich könnte sie allzuleicht durcheinanderwirren. Es waren junge Damen da in ausgeschnittenen Roben, andere hoch zugeknöpft, Mädchen in schwarz und weiß, in grau und weiß, Mädchen in russischer Tracht, in Sarafan und der

bunten Haube, roth, blau, grün. Die Mischung von Uniform und Mannigfaltigkeit, dazu die vielen Mädchenköpfe gaben ein ungemein gefälliges Bild. Ich versuchte, einen gemeinsamen Zug aus dieser jugendlichen Versammlung herauszulesen, naive Heiterkeit schien mir auf diesem Boden wenig zu gedeihen, dagegen Sicherheit und Intelligenz.

Es gab eine Bewegung in der Versammlung, die Häupter derselben begaben sich nach dem Vorzimmer, dem ankommenden Metropoliten entgegen.

Etwas Strenges, fast Hartes liegt auf den Zügen des Metropoliten. Er war, wie man mir erzählte, längere Zeit Militärangehöriger gewesen, ehe er seine große Stellung erhielt. Das Einkommen des Moskauer Metropoliten wird auf 80 000 Rubel berechnet; doch liegen so viel Ehrenpflichten auf der Stellung, daß das Einkommen eben zulangt.

In dem Sergiuskloster zu Troië hatte ich in einer Kapelle die Gräber der beiden Vorgänger des jetzigen Metropoliten gesehen. Ich erzählte einem Moskauer Herrn, wie ich die Särge gefunden. Den des vorletzten mit Kerzen besteckt, von Betenden umgeben. Um das Grab des letzten Metropoliten hatte sich niemand gekümmert.

— So urtheilt die Welt, sagte mein Gegenüber. Welch ein trefflicher, frommer Bischof war dieser letzte! Jahre seines Lebens hatte er als Missionär im Nordosten Sibiriens zugebracht und das Christenthum unter den Lappen verbreitet. Dann hat er hier in apostolischer Einfachheit und Kraft gewirkt — jeden Prunk verschmähend und jetzt ist er vergessen.

Wie anders der Vorlekte, Philaret.

Ein sehr scharfsinniger und energischer Mann, dabei sehr klug und weltgewandt. Aber Alles mehr in der Art eines römischen Kardinals als eines griechischen Bischofs. Ich habe seine Reden und Schriften gelesen, sehr viel Geist, Dialektik, aber nichts Frisches, Ganzes, Forttreibendes.

An Muth und Selbstgefühl fehlte es ihm nicht, selbst dem Kaiser Nikolaus gegenüber. Nikolaus ließ ohne den Metropolit zu fragen die alte Kirche an einer Pforte des Kreml niederreißen und eine kleine Kapelle nächst der Stelle errichten. Auf Aufforderung des Kaisers mußte Philaret die Einweihung der Kapelle vornehmen. Er nahm aber seinen Text von der Stelle des Propheten der gegen die Verwüstung der Heiligthümer eifert, er wandte sich gegen die Zeit, die Kirchen niederreißt und Kapellen baut. Nikolaus hörte bis zu Ende ruhig zu.

Als der Metropolit zu Hause war, erschien ein Generaladjutant des Kaisers bei ihm:

Majestät lassen Ew. Herrlichkeit sagen, er sei nicht Peter der Große, aber Sie auch nicht Nikon. . . .

Es war in der That der Ehrgeiz Philarets, nach seinem Tode in den Rang der Heiligen zu steigen. Ich halte es auch nicht für unmöglich, daß das noch geschieht; jedenfalls hat er die Phantasie des Volkes zu erregen gewußt. Indessen behaupten seine Feinde, das Wunder der Konservirung des Leichnams vor der Fäulniß, das bei Heiligspredungen gewöhnlich gefordert wird, sei bei Philaret nicht eingetreten. Er sei verwest, wie ein gewöhnlicher Sterblicher.

Die geistliche Handlung ging indessen ihren Gang weiter. Der Eintritt des Metropoliten und seiner Geistlichen war durch einen vollstimmigen Gesang des Sängerkhores begleitet worden. Im Mittelpunkt der Kirche unter der Kuppel war ein Teppich gebreitet, darauf ein Sessel gestellt. Dort nimmt der Metropolit Platz und die Geistlichkeit gruppirt sich um ihn herum. Das Ceremoniel ist ein sehr verwickeltes. Der Hochaltar der griechischen Kirche befindet sich bekanntlich hinter einer Bilderwand mit einer Thüre, deren Flügel je nach dem Gange der heiligen Handlung geöffnet und geschlossen werden.

Das Ein- und Auskleiden des Oberpriesters, das Verbeugen, Weihräuchern, das Segnen mit gekreuzten Wachskerzen, mit der Hand, dann die Messe selbst, welche bei geöffneten Thüren der heiligen Wand celebrirt wurde, war von Gefängen begleitet, deren schwung- und wehevoller Ernst durch einen trefflichen Sängerkhor zum ergreifenden Ausdruck gelangte.

Ich bewunderte die Präzision, Ordnung und Regelmäßigkeit, die Schönheit der Bewegungen. Jeden Augenblick verschob sich das Bild vor der heiligen Wand, hinter derselben, die agirenden Personen, kniend, sitzend, stehend. Durch eingebrochene Fenster hinter der heiligen Wand sind besondere Lichteffecte arrangirt, und als der Metropolit auf dem dort vorbereiteten Sitz Platz genommen hatte, die goldene Wand den Rahmen abgab, aus dem sich die hellbelegten Prachtgewänder des Metropoliten und dessen härtiges Haupt abhoben, der Sängerkhor eine Weise von unendlicher Zartheit und

Milde erhob, mußte ich mir gestehen, in keinem Ritus etwas ähnliches gesehen zu haben.

Nur den einen Fehler hatte die Ceremonie, sie wollte nicht enden. Zuerst die Liturgie, dann die Messe, dann der Bedeutung des Tages entsprechend die Predigt, das dauerte drei Stunden.

Uebrigens verlangte auch Niemand, daß diese drei Stunden in gesammelter Andacht zugebracht werden sollten. Es war ein beständiges Gehen, Kommen, Platzwechseln. Man begrüßte sich, trat in die Nebengemächer zu einer kurzen Konversation. Das Bekreuzen ist in der guten Gesellschaft auf eine sehr einfache Form reduziert, die Hand geht auf der Brust einige Mal hin und her als sollten einige kurze Griffe auf der Guitarre gespielt werden. Das unterbricht nur für einen Augenblick die Konversation.

Auch gab es durch Neuankommende immer eine Abwechslung. Ich wurde dem General Friedrichs vorgestellt, dem Kommandanten von Moskaau, einem so strammen alten Herrn, wie man ihn nur zu sehen wünschen kann. Er sprach mit heiterem soldatischen Freimuth über Menschen und Dinge. Ein schlanker, jugendlicher Herr von feinen Zügen und eleganter Haltung tritt auf uns zu. Es ist Fürst Galizin, bereits Vizegouverneur von Moskau, anscheinend in einem Alter, in dem unsere Verwaltungsbeamte eben hoffnungsvolle Affektoren geworden sind. Generäle und goldgestickte Civilercellenzen folgen, deren Namen sich mir verwischt haben. Ich bemerke, daß ich in dieser goldstrahlenden Versammlung der einzige Repräsentant des Frackes bin.

Noch immer kamen Nachzügler, begrüßten die Damen, schüttelten mit den Herren die Hände. Ein Herr in goldgestickter Uniform, das breite rothe Band des Annenordens über der Brust trat ein und lehnte sich nach kurzem stummen Kopfnicken an eine Säule. Er trug einen nach der Art eines Henriquate kurz verschnittenen weißen Bart, ein Mann mit streng geschlossenen energischen Zügen. In Frankreich hätte ich ihn unbedingt für einen General angesehen.

— Das ist Katkow, der Journalist Katkow flüsterte man mir eifrig zu. . .

Sch betrachtete mir den merkwürdigen Mann.

Mit einem Blicke konnte man sehen, welche Stellung Katkow in der russischen Gesellschaft einnimmt. Nur wenige passirten an der Säule vorbei, ohne an Katkow heranzutreten, ein Handschaking, ein Wort mit ihm zu tauschen. Er selbst blieb unbeweglich auf seinem Platze.

Ist es nicht merkwürdig, daß der mächtigste, einflußreichste aller modernen Journalisten der Redakteur einer Moskauer Zeitung ist! In den Artikeln des Katkow'schen Blattes suchen die russischen Politiker aller Parteien die Erklärung dessen, was geschieht, wie das Programm für das, was werden wird; die Persönlichkeiten und Einrichtungen, die Katkow ankreuzt, sind ernstlich bedroht, was er vertritt und lobt, hält sich der Gunst der leitenden Gewalten versichert. Der Kaiser liest die „Moskauer Zeitung“ — so wiederholt sich ganz Rußland. Es ist kein Zweifel, daß der Kaiser nicht bloß die Ansichten Katkow's in dessen Blatte sucht, sondern den Ausdruck einer Art öffentlicher

Meinung, der es sonst an der Möglichkeit des Aussprechens fehlt. Man sollte glauben, daß unter diesen Umständen die „Moskauer Zeitung“ die Ruhe, Objektivität und Langweile eines Amtsblattes annehmen müßte.

Aber im Gegenteil. Katkow ist einer der subjektivsten unter den Journalisten. Es kömmt ihm nicht darauf an, in der inneren oder der äußeren Politik eine paradoxe Behauptung wie eine Rakete steigen zu lassen.

Nur darf man nicht der Rakete nach, in die Luft sehen, den Lichtschein, den die Rakete wirft, aber muß man beachten, er zeigt ein Stück des Gebietes, auf dem sich das Zukunftsprogramm bewegt.

Dabei ein trefflicher Hasser dieser Journalist und ein schonungsloser Gegner.

Ueber die politischen Ziele, die Herr Katkow verfolgt, mag er sich mit seinen Landsleuten auseinandersetzen. Ich konnte mich indessen gründlich davon überzeugen, daß Katkow einer der bestgehaßten Männer Rußlands ist und daß er seine Gegner in allen Parteien zählt. Man macht ihm die Methode seiner Polemik zum Vorwurf, tadelt den schonungslosen Gebrauch der Uebermacht, welche ihm die eigene bevorzugte Stellung und die gedrückte und gefährdete Lage der Liberalen und ihrer Presse giebt. Man untersucht seine Vergangenheit und sucht ihm Widersprüche zwischen seiner heutigen und seinen früheren Ueberzeugungen nachzuweisen.

Ich habe Herrn Katkow weder zu vertheidigen noch anzuklagen, mich interessirt das politische und psychologische Problem. Daß nur ein außergewöhnlicher Mann

eine solche Ausnahmstellung einnehmen kann, ist ohne weiteres klar.

Herr Katkow ist gleichzeitig Inhaber und Leiter eines Privatgymnasiums — Journalist und Pädagog; ihm ist die Politik Volkserziehung und die Schule eine politische Angelegenheit. Das Katkow'sche Streben ist — das läßt sich leicht erkennen — dem weichen russischen Volkscharakter etwas Stoisches, Spartanisches anzubilden. Er ist ein Freund Deutschlands vielleicht nicht so sehr aus politischen Gründen als aus einer ästhetisch-sittlichen Abneigung gegen Polenthum und Franzosenthum, von denen die Schattenseiten zerfetzend auf die russische Gesellschaft wirken. Diese Mischung von Politik und Pädagogik in Herrn Katkow hat aber auch ihre Gefahren, sie hat offenbar das Schrofne und Autoritäre in Katkows Wesen gesteigert und damit den Haß erzeugt, dem er so vielfach begegnet. Denn erwachsene Männer lassen sich nicht zu schweigendem Anhören auf die Schulbank verweisen; das Zähne, Feste, unablässlich Bohrende von Katkows Verhalten wirkt wiederum aufregend und verletzend auf feiner und weicher organisirte Naturen, denen die herbe Kraft Katkows fehlt.

Katkow ist ein Streiter, der alle seine Eigenschaften, seine guten wie seine schlimmen, in den Dienst seiner Ueberzeugung gestellt hat. Daß er eine Ueberzeugung hat, für die er seine Persönlichkeit einsetzt, das giebt ihm seine Stärke, sichert ihm die Ueberlegenheit. Denn feste Ueberzeugungen sind kein Gemeingut in Rußland. Freilich sagen Katkow's Gegner: Es ist leicht zu sprechen, wo Niemand antworten darf. Was die Ueberzeugungen betrifft,

so sei Sonne und Wind für dieselben allzu ungleich vertheilt, als daß ein loyaler Kampf möglich sei.

Unabhängigkeit, Scharfsinn, Gewandtheit können Rattow auch seine Gegner nicht absprechen. Und der Erfolg spricht jedenfalls im Augenblicke für ihn.

Die Presse ist, beiläufig gesagt, auch in Rußland Presse, d. h. sie ist gesucht und gehätschelt von Denen, die sich ihrer bedienen wollen, beseindet und verfolgt von Denen, deren Wege sie kreuzt oder deren Anforderungen sie sich entzieht, aber unentbehrlich ihren Gönnern, wie ihren Verächtern, und daher auch in Rußland Großmacht. Ich treffe ihre Vertreter an allen bevorzugten Orten, in bevorzugten Stellungen, in den Sälen des Generalgouverneurs, in Warschau bei einem Brande Seite an Seite mit Polizeidirektor und Feuerwehroberst — wo, kann ich mich beinah fragen, traf ich sie in Rußland nicht? Aber in einer Rolle, wie sie Herr Rattow repräsentirte, hatte ich sie noch nicht gesehen. Und ganz konnte ich mich eines Gefühles kollegialischen Stolzes darüber nicht entschlagen, wenn ich mir auch anderswo über Journalisten mit Sternen und goldgestickten Kleidern meine Gedanken vorbehalte. . .

Indessen hat das Ledeum begonnen. Mit erhöhter Haltung folgt ihm die Versammlung, die Batterie drüben auf dem Kreml begleitet es mit dumpfen Schlägen, das Geläute unzähliger Glocken dringt durch die geöffneten Fenster. Der letzte Segen wird ertheilt, und nun beginnt ein anderer Theil des Festes.

Die Damen und Herren, sammt den Häuptionern der Geistlichkeit begeben sich in die anstoßenden Salons und

die Gemäldegalerie des Hauses, der Thee wird gereicht, man hält dort Cercle. Dann passirt die lange Reihe der Jungfrauen und Kinder vorbei, sie werden in eine benachbarte Halle zu Chokolade und ähnlichen Genüssen abgeführt.

Während sie vorbeiziehen, höre ich Kenner in meiner Nähe vergleichende Betrachtungen über den diesjährigen Jahrgang von Damen im Vergleich mit dem vorjährigen anstellen, wie billig, nach dem Grundsatz, daß die Abwesenden immer Unrecht haben.

Jetzt ordnet sich auch der Zug nach dem Refektorium. Der Metropolitan führt die Fürstin Dolgorucki, die Uebrigen schließen sich an. Die ruhige, selbstbewußte Sicherheit, mit welcher sich diese Gesellschaft bewegt, kann man nur bewundern, aus meiner Erfahrung weiß ich ihr wenig Aehnliches an die Seite zu setzen. Jeder weiß, wo er hinzutreten, wie er sich zu verbeugen hat, wie in einem Ballet. Und so hat sich auch schnell die Gesellschaft um den Tisch, wo die Vorspeisen aufgetragen werden, dann um die Frühstückstische placirt, kein Zögern, nicht die geringste Anstrengung, das Passende zu thun — die zur Virtuosität gebrachte Form der Gesellschaft.

Der Metropolitan präsidirte an dem Ehrentisch, dort wurden die offiziellen Toaste ausgebracht, auf welche die Versammlung durch jedesmaliges Leeren der Gläser reagirt, was durchaus mit großer Gewissenhaftigkeit geschah. Die Geistlichen, welche mit dem Metropolitan gekommen waren, sah ich an einem Tische zusammensitzen. Niemand schien sich weiter um sie zu kümmern. Als später der Zug sich

durch die Gänge des Hauses in Bewegung setzte, sah ich hinter den Offizianten und Dienern auch die Köpfe von Diakonen emportauchen, die wir noch vor Kurzem vor dem Altar gesehen.

Unvergeßlich ist mir das Gesicht eines Diakons, eines Mannes von herkulischem Bau, der mit der Kraft von drei Männern seinen Bart gesungen hatte, daß die Scheiben thatsächlich zitterten. Diese Leistung wurde mehrfach gerühmt, indessen versicherte man mir, daß der Gewaltige heute nicht seinen guten Tag gehabt habe. Sein Grundbaß könne noch ganz andere Effekte zu Stande bringen.

Den Schluß des Frühstückes bildete ein besonderes Gericht, eine Speise, die durch tagelanges fortgesetztes Einkochen von Milch gewonnen wird, die Feinheit der Herstellung besteht in dem rechtzeitigen Abziehen der feinen Haut, wenn sie sich eben zu bilden begonnen hat. In einer Meierei des Findelhauses unter Verbrauch einer Unsumme von Milch wird das eigenthümliche Produkt gewonnen. Ob das Gericht, das leise angesäuert genossen wird, seinen Ruf verdient, das zu sagen muß ich besser berufenen Beurtheilern überlassen.

In der Vollkommenheit, in der es uns vorgefetzt wurde, wird es nur in dem Findelhaus zu Moskau und zur Feier dieses Tages bereitet; als offizielle Speise für den Tag der Kaiserin steht dieses Milchgericht außer und über der kulinarischen Diskussion.



Im Moskauer Rathhaus.

Eine Stadt wie Moskau kann nicht erwachen, wie das kirchenlose und stumme Berlin, das sich selbst das Läuten der Milchwagen verbeten hat.

Sobald Moskau, die morgenländische Schöne, sich in ihrem Morgenschlase regt, fangen die unzähligen Glocken und Glöckchen in den unzähligen Kirchen, mit denen ihr Riesenleib bedeckt ist, zu klingeln, zu läuten, zu brummen an.

Und dann ist es, als ob ein ungeheurer Schellenmantel geklopft, geschüttelt, gestoßen würde. Nicht umsonst hat Moskau diese Schaar von Kirchen, bei der Nothwendigkeit aus der Masse heraus sich den Thren verständlich zu machen, sind Glockengießer, Kirchenvorstände und Rüstler auf die merkwürdigsten Ideen über die Stimmung der Glocken und die Bewegung der Klöppel gerathen.

Nur eine Wettbewerbung haben die Moskauer Glocken, das sind die Moskauer Hunde, gefährliche wilde Bestien, welche die weitläufigen Höfe und Gärten der Stadt bewachen, die noch zahlreicher sind als die Glocken und die, was die Ausdauer und den Lärm betrifft, die Konkurrenz mit ihnen aufnehmen. Heute Morgen um fünf Uhr hat

die ganze Glockengesellschaft sich in Bewegung gesetzt, die Hunde fielen ein und Glocken und Hunde lärmten um die Wette. Von halbseven bis seven Uhr versetzte in der Kirche neben dem Hause, wo ich wohne, die Glocke alle fünf Sekunden der Welt einen Schlag. Sobald der Schlag gefallen war, schlug ein besonders nervöser Hund ein kurzes Geheul auf und in Pausen fiel dann der Chor der Hofhunde ein.

Um seven Uhr befiel die boshafte kleine Glocke eine Art von Krampf, sie klapperte im denkbar kürzesten Tempo ein Paar Minuten, dann schwieg sie. Nun aber nimmt eine große dicke Glocke die Sache auf, sie giebt jedesmal, wenn man sich der hergestellten Ruhe freuen will, ein Paar Schläge ab. Aus der näheren und ferneren Umgebung dringt das Glockengehimmel in zahllosen Fragmenten an das Ohr — die ganze Atmosphäre ist voll davon.

Jetzt tönt dann auch ein eigenes, langgezogenes Tuten von der Straße herauf, es ist kein Posthorn, keine militärische Trompete, kein Feuerruf — zu alledem ist es zu friedlich, es erinnert an die Töne, mit denen im rheinländischen Dorf der Hirt des Morgens die Kühe der Gemeindeglieder zusammenruft, zuerst die des Bürgermeisters, dann die übrigen.

Ich eile an das Fenster und siehe — aus den Hofthoren der Hütten und Paläste der Arbat, des aristokratischen Viertels, tritt mit würdevollem Anstand Ruh auf Ruh, und nachdem sie die Weidegenossinnen mit einem kurzen Brüllen und leichten Neigen begrüßt haben, wandeln

sie gesammt entlang die breitstirnigen Rinder und Kühe durch die Straßen der aufstrebenden Weltstadt Moskau der nahrungspendenden Haide zu. Der Hirt führt außer dem Luthorn auch die Hirtenflöte — an den Grenzen der Stadt hört man oft ihren sanften melancholischen Ton in jenen eigenthümlich gezogenen nationalen Weisen so weltverloren, als wäre es tief in den nordischen Wäldern.

Ich sehe auch gar keinen Grund ein, warum die Kühe sich geniren sollten, das schöne Gras auf den weiten Plätzen abzweiden. Etwa um den Ruf ihrer Heimath als Weltstadt nicht zu gefährden? Dazu denken die Moskauer Kühe und ihre Besitzer zu realistisch. . . .

Der schönste Augenblick im Reiseleben ist doch immer der, wo der wegfertige Mann am Morgen vor das Thor des Hauses getreten ist und ehe er sein Tagewerk aufnimmt, langsam, noch gleichsam zweck- und ziellos dahin schlendert.

Der Tag liegt noch vor ihm wie in einen leichten sonnigen Nebel gehüllt, allerhand Erscheinungen kann die voraneilende Phantasie hineinzeichnen, freundliche Erinnerungen weben sich dazwischen, für alle Beobachtungen ist der Sinn geschärft.

Die Einheimischen, die ihren Geschäften nachgehen, wundern sich über den Fremdling, der vor den gleichgültigsten Dingen betrachtend stillsteht, der so stillbergmüth lächelnd, so unbetheiligt dahin wandelt, als sei der Kampf ums Dasein nur für die anderen.

So kann ich mich minutenlang hinstellen und die Muschiks — die Bürger und Bauern — passiren sehen,

große stattliche Männer in nationaler Tracht, denen der volle Bart und das lang gehaltene Haar eine eigene Würde giebt.

An dem Heiligenbild geht keiner vorüber, ohne sich ausführlich zu bekreuzen. Der Typus ist so fest geprägt, daß für den Fremden die Einzelnen kaum zu unterscheiden sind. Ich sehe, wie der Rechtgläubige mit zwei Fingern sich segnet, der Altgläubige mit drei, wie vernachlässigt und untergeordnet die Weiber aussehen — Bettler und Pilger ziehen vorbei — die Moskauer Kaufherren fahren in gestreckter Carriere von den Datschen kommend nach den Comtoiren.

Das Moskauer Trottoir ist aber diesem „Gesicht des Reisenden“ keineswegs günstig — der geborene Feind desselben ist vor Allem der Istwotschik, der Droschkenfutscher.

Der Istwotschik ist der Ansicht, daß ein deutsch gekleideter Herr, d. h. einer, der nicht in der Tracht der Muschiks geht, so selbstverständlich in ein Fuhrwerk gehört, wie der Fisch in das Wasser. Der Istwotschik ist aber nicht wie unsere Droschken an den stehenden Geschäftsbetrieb, an obrigkeitlich abgegrenzte Stellen gewöhnt, er ist vielmehr ein Hausirer, fortgesetzt auf der Suche nach dem Geschäft; ein Herr, der auf der Straße geht, ist seine natürliche Beute, und wenn dieser nicht in den ersten besten Kasten einsteigt, so kann der Grund nur der sein, daß er den Preis drücken will.

So fährt also der Istwotschik an das Trottoir heran, auf dem der stillvergnügte Fremdling hummelt, er begleitet

denselben unter aufmunternden Redensarten — andere Sjt-
wotschiks, die sich in der Nähe herumtreiben, sehen, daß
hier ein Geschäft gemacht werden kann, eilen herbei und
der Wettbewerb beginnt. In solchen Augenblicken kann
man zu unglaublich billigen Preisen fahren — denn der
Sjtwotschik hat weder einen Tarif, noch irgend esprit de
corps, einem Kollegen einen Fahrgast wegzufangen, ist
ihm ein ausgesuchter Sport.

Selten wickelt sich das Geschäft ohne Handeln und
Bieten ab, das gehört zu den Lebensfreuden des Russen,
und die stockige Art, mit der der Deutsche bei seinem
ersten Gebot bleibt, gehört zu den tausend Gründen, die
deutsches Wesen dem Russen unbehaglich machen. Bei
Abchluß des Geschäftes kommen alle Momente in Er-
wägung, Länge der Fahrt, Witterung, Tageszeit, Aus-
sehen der Pferde, Reinlichkeit von Kutscher und Fuhrwerk.
Es sind immer dieselben kleinen Pferde unter dem Rund-
holz, dieselben kleinen offenen Wägelchen, die reichlich nur
für eine Person außer dem Kutscher Platz haben, derselbe
Kaftan und Gürtel, derselbe kleine altholländische Hut
des Kutschers — aber der Abstufungen von gänzlicher
Verwahrlosung bis zu annähernder Reinlichkeit sind unzäh-
lige. Vor dem Auge eines Berliner Polizeiwachtmeisters
würde keiner bestehen. Und doch gibt es nach den Steuer-
listen dreißigtausend Sjtwotschiks in Moskau.

Dreißigtausend! Doch nur auf der Höhe der Saison
im schneeigen Winter, wenn die Bauern auf Tagereisen von
Moskau mit ihren Schlitten sich nach der Stadt ziehen,
um in Moskau als Sjtwotschiks etwas zu verdienen.

In Moskau nehmen die Istwotichiks den Kampf mit den Pferdebahnen erfolgreich auf, während die Berliner Droschken vor ihnen verschwinden. Der Istwotichik ist ein Geschäftsmann, der Berliner Droschkenführer etwas wie ein Beamter des Transportwesens. Schon für fünf Kopeken (10 Pfennige) kann man beim Istwotichik etwas haben; dafür fährt er vielleicht bis an das Ende der Straße, für zehn Kopeken fährt er bis an den nächsten Platz, er schlägt die Pferdebahn auf ihrem eigenen Gebiet — der Billigkeit.

— Wohlgeboren, fahren sie mit mir — billigt, ruft ein bärtiger Istwotichik unter meinen Verfolgern.

— Mich nehmen Sie, Hochwohlgeboren, Ihren ältesten Kutscher, schreit ein Junge, dessen Kindergesicht komisch aus der großen Kutschenstaffage heraussteht.

Setzt breche ich mein Schweigen. Die Kutscher horchen auf.

— Nach dem Stadthaus sage ich — wie viel?

— Dreißig, sagt der Bärtige.

— Fünfzehn, sage ich.

— Fünfundzwanzig, sagt der Junge.

— Zwanzig, sage ich.

— Eingestiegen, ruft der Junge — das Geschäft ist für ihn geschlossen, die Istwotichiks fahren ohne jeden Grimm auseinander und mein Gefährt humpelt über das schrecklichste Pflaster dem Stadthause zu.

Noch eine gute Eigenschaft, die den Istwotichik als Geschäftsmann auszeichnet — er hat immer Münze zum Herausgeben und erhebt nie eine Mehrforderung.

Das Moskauer Stadthaus liegt etwas nebenauss vom Mittelpunkte der Stadt. Moskau ist keine Stadt, die um ihr Rathhaus in die Höhe gewachsen ist; dies Aufkommen von Bürgerthum und Städtewesen ist hier von jüngerem Datum. Die große Reformkaiserin Katharina hat deutsches Stadtrecht hierher verpflanzt und in einem alten Adelspalast, der zufällig zu haben war, hat die Stadtverwaltung ihr Heim.

Ein großer Ehrenhof, dann eine Säulenhalle, vor der die Wagenmenge wie ein großer Bienenschwarm hängt, ein stattliches Treppenhaus, überall Leben und Bewegung, Kommende und Gehende, die sich begrüßen, Bittsteller und wichtigschauende Bedienstete, gnädig lächelnde Väter der Stadt. Man sieht, hier ist die Stätte, von welcher aus ein großer Organismus geleitet wird.

Der Eindruck verstärkt sich, wenn man in den eigentlichen Wartesaal tritt, wo die erste Fluth der Gefommenen gesichtet und vertheilt wird. Der Herr, der meine Führung durch die städtischen Bureaus übernommen hatte, stellte mich zunächst dem „Stadthaupte“ vor, wie der Bürgermeister genannt wird.

Der Bürgermeister ist gerade im Rekrutirungsrath beschäftigt, er kann mir nur kurze Zeit widmen, ein kleiner Herr, in Frack und Amtskette, mit freundlichen, intelligenten Zügen, etwa wie ein deutscher Geheimrath aussehend. Wir wechseln nur die unumgänglichsten Begrüßungen, dann ist er schon von allerhand Bittstellern umfluthet, legt eine Drucksache, das städtische Budget, in meine Hände und verschwindet wieder zu den Rekruten.

Das Stadthaupt Herr Uschakow führt die Verwaltung in Erledigung der ersten Bürgermeisterstelle, die vor ihm Professor Tschitscherin bekleidete.

— Welch' schöne Hoffnungen knüpften sich an die Wahl Tschitscherin's zum Bürgermeister — seine Antrittsrede stellte eine Reihe von dringend nöthigen Reformen, namentlich im Steuerwesen, in Aussicht und er war ganz der Mann, seine Pläne durchzuführen. Ein hochgebildeter ernstester Gelehrter und dabei ein praktischer und energischer Mann. Noch kein Jahr war er im Amte, dann kam die Moskauer Krönung, Tschitscherin's Rede — und das Uebrige wissen Sie.

— Wie war es denn eigentlich mit dieser Rede — es hat so Widersprechendes darüber verlautet.

— Die Sache ist auch für uns Moskauer nicht ganz klar. Als Tschitscherin die russischen Bürgermeister mit der vielberufenen Ansprache begrüßte, war Niemandem etwas Besonderes dabei aufgefallen. Es fand sich indessen ein Ehrenbläser, ein Zwischenträger, ein — — Demunziant, der dem Kaiser zu Ehren zu bringen mußte: so eben hat Tschitscherin den Erlaß einer Verfassung verlangt. Kurz darauf traf der Kaiser bei einem Feste im Kreml Tschitscherin und zog ihn in eine Fensterecke. Als die Unterredung vorbei war, schien Alles beigelegt, aber —

— Aber?

— Nach einiger Zeit erschien in Berlin eine Druckschrift, die angebliche Rede Tschitscherin's mittheilend, alles das enthaltend, was man dem Kaiser als von Tschitscherin gesprochen seiner Zeit in Moskau hinterbracht hatte. Der

Kaiser gerieth in große Erregung. Er sandte einen Generaladjutanten an Tschitscherin, der ihm den Wunsch des Kaisers aussprach, er möge seine Stelle niederlegen. „Ich habe meine Stellung von meinen Mitbürgern und werde sie freiwillig nie aufgeben.“ Der Wunsch des Kaisers, sagte der Generaladjutant, ist Befehl. Und Tschitscherin demissionirte.

Aber einen Bürgermeister, der Tschitscherin zu ersetzen im Stande wäre, haben wir noch nicht wieder gefunden. . . .

Durch eine mächtige Flügelthüre traten wir in den Saal der Duma, der Stadtverordneten. Ein einfacher, aber nicht ungefälliger langer Saal, darin auf Stufen aufsteigend die Sitze der städtischen Vertreter, auf einer Estrade gegenüber der Sitz des Bürgermeisters, der gleichzeitig Vorsitzender der Stadtverordneten ist, und die Sitze der Mitglieder des Magistrats, der Uprawa. Sitzung war keine — auch die Duma hält ihre Sommerferien. Nichtsdestoweniger herrschte Bewegung, an einer Reihe von Tischen wurde amtirt, das Publikum cirkulirte frei dazwischen, die ganze Art des Verkehrs schien mir etwas Volksthümliches zu haben.

Der Moskauer Bürger fühlt sich hier wirklich zu Hause.

— Keine Eliteversammlung mehr, die Duma, sagte mein Begleiter. Die neue Städteordnung hat uns die Sache verdorben. Früher hatten wir eine Art Ständevertretung, die Adelige wählten, die Beamten, die großen Kaufleute und Kleinbürger — alles war damit zufrieden und die städtische Verwaltung ging vortrefflich. Mit einem Rucke hat man uns von Petersburg aus Alles umgeworfen.

Wir haben eine demokratische Wahlordnung nach dem preußischen Klassensystem erhalten; die Folge davon ist, daß die Traktire und die Leute die Mehrheit bekommen haben, die an der Stadt verdienen wollen — jetzt spielen die Interessen die Hauptrolle ich meinerseits habe die Wiederwahl abgelehnt. . . .



Moskau, die Stadt.

Ich hat einen deutschen Herrn, der schon lange in Moskau wohnt und mehrere große Häuser besitzt, mich über die Stadt aufzuklären.

— Da müssen Sie Jemand fragen, der länger hier ist, ich wohne erst dreißig Jahre in Moskau — ich kenne die Stadt noch nicht.

Bewundert sah ich ihn an.

— Freilich, so fuhr er fort, als ich hierher kam, ging ich meist zu Fuß — jetzt hält der Herr auf schöne Racenpferde — damals kannte ich wenigstens meinen Bezirk genau, aber wie soll man sich in ganz Moskau auskennen!

Da haben Sie unseren Fluß, die Moskwa — in Berlin die Spree, in London die Themse, in Paris die Seine, sind sichere Orientierungsmittel. Ein Vogel, der hier von den Sperlingsbergen kommend nach dem Pulverturm fliegt, passirt fünfmal die Moskwa, die jedesmal eine lange schmale Landzunge herauschneidet. Dann ist da der Kreml ein ummauertes Fünfeck, das wiederum einen Eckabschnitt des großen ummauerten Fünfecks unserer Altstadt, der Chinesenstadt, wie sie heißt, Kitaiгород abgiebt.

Diese eckigen Stadttheile umziehen die Kreise der inneren und der äußeren Boulevards. Die Verbindungsstraßen laufen natürlich auch nicht parallel, sondern strahlenförmig; in der ganzen Stadt Moskau innerhalb der Boulevards ist kein Häuserquadrat, ja kein Parallelogramm.

Aber welche Fülle kapriziös sich windender Straßen, gegen welche die Neue Friedrichstraße in Berlin ein direkter Weg ist!

Moskau ist das Entzücken des Landschaftlers, aber die Verzweigung des Straßen-Ingenieurs. Der Kreml als ein unmauerter Hügel versperrt den Mittelpunkt, und Kitaigorod, unsere City, hat nur ein ganz einseitig und mangelhaft entwickeltes Straßensystem. Mühselig winden sich die Pferdebahnen an diesen Mauern vorbei, zu einem rechten System kann es nicht kommen.

Die Straßen ziehen herauf und herunter, der Boden ist Lehm und verwitterter Surakalk, der unermesslichen Staub giebt und kein Pflaster hält. Dann die breiten Straßen und die weitläufige Bauart — wie soll da das Geld für die Straßenpflege erschwungen werden? Ein- und zweistöckige Häuser mit langen Hof- und Gartenfacaden gegen die Straße — nur in der Altstadt und ihren direkten Ausläufern ein städtisch bebautes Gebiet, sonst das Auseinanderfließen einer russischen Landstadt.

In den großen Bazars der Altstadt, den dumpfen, düsteren Hallen der alten Kaufhäuser und in den glänzenden modernen Passagen, an der Schmiedebrücke und deren Umgebung, drängt sich ein gutes Stück städtisches

Leben zusammen, aber wohnen will man da nicht, und der Kaufmann, der dort handelt, will in seiner Wohnung in der Peripherie wie auf dem Lande leben.

Bis heute ist es noch nicht gelungen, die Bezeichnung der Häuser von Moskau nach Nummern durchzusetzen, sie heißen nach ihren Besitzern Dom Sabaschnikow, Dom Heuß, Dom Knop, Dom Banja, Dom Bauer, Dom Fulda. Schon mancher Generalgouverneur hätte sich wohl gern den Ruhm erworben, die Häuser Moskaus nach Zahlen zu ordnen. Aber die Sache ist offenbar allzuschwierig, denn die Grundstücke bilden hier wieder unzählige Komplexe, die Sie in Berlin Privatstraßen nennen würden, wiederum mit ein- und zweistöckigen Häusern besetzt — vor der Entwirrung dieses Chaos ist schließlich jeder zurückgeschreckt.

Dazu nehmen Sie das ganz veraltete und unbewegliche städtische Besteuerungssystem. Die ganze Last liegt auf dem Grundeigenthum und auf dem Gewerbebetrieb. Versuche, etwas Rationelleres, eine Mieth- und Personalsteuer einzuführen, sind bis jetzt gescheitert. . . .

Das brachte mich denn auf das Budget, das der Bürgermeister in meine Hand gelegt hatte.

Ich schlug es auf. Es salbirt sich in Ein- und Ausgabe für 1884 auf 5 107 599 Rubel 46 Kopeken, etwas über zehn Millionen Mark, für eine Stadt von 750 000 Einwohnern und so vielen neuen Bedürfnissen gegenüber, ein sehr mageres Budget. Auch von einem Extraordinarium für Neuanlagen ist nichts zu spüren. Den Hauptluxus, den sich das Budget gestattet, ist für Polizei und

Gendarmerie, die mehr wie eine Million Rubel, ein Fünftel der Einnahmen in Anspruch nehmen. Die Kosten der Kasernirung der Truppen ruhen gleichfalls auf der Stadt, die dafür von dem Staate eine Entschädigung erhält, sie bezahlt in gleicher Weise die Friedensgerichte — Amtsgerichte würden wir sie nennen — von der Kreisversammlung gewählte Beamte — und zieht die Strafgeder, die diese auflegen. Für Schulen giebt die Stadt Moskau nahezu eine Million Mark aus — im Verhältniß des Budgets keine geringzuschätzende Leistung.

Für Moskau ist gerade jetzt der Augenblick gekommen, wo es einer entschlossenen und kräftigen Hand bedarf, um es aus dem Uebergangsstadium, in dem es sich befindet, in die moderne Groß- und Weltstadt überzuführen. Für Moskau war die Erfindung der Eisenbahnen epochemachend wie für Berlin; vergeblich versuchte man von Petersburg aus bei der Ziehung des Eisenbahnnetzes Moskau soviel wie möglich zu umgehen und dem an der äußersten Peripherie gelegenen Petersburg die Ausgangspunkte in die Hand zu legen. Die Natur der Dinge zeigte sich stärker als politische Berechnung. Mehr und mehr wird Moskau der Mittelpunkt der Eisenbahnen und damit des Verkehrs des großen Reiches.

Die moderne realistische Lokomotive befestigt dem Mütterchen Moskau die romantische Krone wieder, die ihm definitiv vom Haupte zu fallen drohte. Moskau ist jetzt vielfach auf dem Standpunkt, wo Berlin kurz nach Erbauung des Eisenbahnnetzes war, schlecht gepflastert, nicht kanalisirt, ohne genügende Wasserversorgung.

Aber seine Lage ist eine bei weitem schwierigere. Günstigere Bedingungen, wie sie die Lage Berlins für die Entwicklung einer modernen Eisenbahnmétropole des Binnenlandes gab, sind kaum zu ersinnen; für Moskau liegen die Dinge weit anders.

Der Moskauer hat eine offene freie Hand — was hier an Stiftungen, an Zuwendungen für wissenschaftliche und künstlerische Zwecke geleistet wird, ist in der That großartig. Hier sind es Privatmänner, die Museen bauen, dem Publikum große Gemäldefammlungen eröffnen, der Staat sieht hier nur einfach zu, was die Moskauer schaffen. Was man auch an dem Russen aussetzen will, ihm haftet nichts Kleinliches an, mit vollem Recht spricht er von seiner weiten Gesinnung. Hier in Moskau, wo nicht der ewig stachelnde Gegensatz ist, wie in Warschau, Kiew, Wilna, Dorpat, Petersburg, hier kann sich auch das russische Wesen ungestörter entfalten. Mir macht es den Eindruck, als zerplitterte sich unendlich viel guter Wille, Bürgerfönn und Thatkraft, ein Mangel einer einheitlichen Initiative. Ein kühner und entschlossener Administrator könnte in dieser Stadt voll von Hilfsmitteln aller Art Außerordentliches schaffen

Wie der russische Staat einen Haupttheil seiner Einnahmen aus der Branntweinaccise zieht, so weiß auch der Moskauer Stadtfädel sich aus der gleichen Quelle durch eine Lizenzabgabe von den Trinkhäusern und Traktirtuben zu füllen, über eine Million Mark fließt ihm durch den Branntwein zu. Je höher Steuer und Gebühr, um so schlechter wird natürlich die Waare, und der Branntwein,

wie er schließlich an den gemeinen Mann gelangt, ist ein ganz abscheuliches Gemisch, in welchem die giftigsten be-
rauschendsten Substanzen vorkommen. Ein Gesetz gegen
Verfälschung von Nahrungsmitteln besteht in Rußland
nicht. Alle Gewalten sind Mitschuldige bei dem Brannt-
weingreuel in Rußland und wenn in der Kirche dagegen
gepredigt wird, so ist es mit Mäßigung.

Der Russe trinkt im Durchschnitt, wie mir scheint,
nicht so viel als der Deutsche, der gewohnheitsmäßig und
methodisch jeden Tag sein Quantum Alkohol zu sich nimmt.
Wochenlang kann sich der Russe des Branntweins gänzlich
enthalten, dann aber faßt ihn mit einemmale die Trink-
wuth, der Sapoi, er trinkt um sich zu berauschen; das ge-
schieht bei den Fabrikarbeitern regelmäßig an den monat-
lichen Löhnungstagen, in solchen Fällen pflegt sich die
ganze Familie, klein und groß, ihrem Haupte bei seinem
Gang nach Nirwana anzuschließen.

Ein deutscher Kaufmann in Spirituosen erzählte mir
von seinem Vorsatz, einen Preis zu stiften für ein popu-
läres Buch über die Kunst des Trinkens — der Gedanke
ist wohl richtig, aber aussichtslos.

Bei dem gewöhnlichen Traktir verzehrt der gemeine
Russe die nationale Krautsuppe, er trinkt dort Thee — den
Branntwein, wenn er ihn begehrt, bringt er sich in der
Flasche mit. Bärtige Männer im rothen Hemde bedienen
dort den Muschik, der sich mit gravitätischer Würde be-
wegt. Reinlichkeit ist indessen hier ein wesenloser Begriff,
zerfaserte rothe Decken sind auf die Tische gelegt, durch
die Löcher der Decken grinst ein dicker Schmutzüberzug den

Beschauer an. Man muß sehr kurzfristig oder sehr abgehärtet sein, will man hier nationale Sitten zu studiren.

Ganz anders natürlich ist es in den vornehmen Wirthschaften, die, dem nationalen Zuge des Tages folgend, dem Luxus, den sie aanbieten, ein möglichst russisches Gewand geben. Bei einem solchen Traktir habe ich heute am Schlusse meines Streifzuges mit einem slawophilen russischen Freunde gespeist.

Namentlich die Kellner sind hier echt national.

Man kann nicht appetitlicher bedient werden, als von einem solchen Kellner — schneeweiße Pumphosen, weißgegürteter weißer Kittel — aus dem feingefälteten Hemd ein frisches, glattrasirtes Gesicht freundlich hervorscheinend. Ich war schon im Begriff, in Vergleiche mit unseren befrachten und beharteten Kellnern auszubrechen, die keineswegs zu Gunsten deutscher Einrichtungen gelautet hätten, da — es ist kaum zu sagen, aber die historische Wahrheit und die Lokalfarbe verlangen die Konstatirung — da löste sich von der schneeweißen Serviette ein kleines Thierchen ab, das in dem groben Goethe'schen Vers als auch „zum Ganzen“ gehörig bezeichnet wird und trat dann seine Wanderung über das Tischtuch an.

Entsetzt starrten wir das Thierchen an, dessen blasse Farbe auf langes Fasten deutete, dann winkte mein Tischfreund dem weißen Kellner, der mit seiner weißen Serviette freundlich lächelnd das Geschöpf zur Erde kehrte — er schien anzunehmen, es werde sich zu Tode fallen.

Nun will ich nicht behaupten, daß es in Berlin keine Wänzleins gebe — das schreckliche Wort ist nun heraus

— aber sie sind besser diszipliniert und verschwinden sofort von selbst, wenn der Wirth die Miethe über fünfhundert Thaler steigert, sodann wissen unsere Kellner besser Bescheid mit ihrer Naturgeschichte.

Wenn das rothe Thierchen etwa ein Emiffär der radikalen Partei war, um Unfrieden zwischen mir und meinem slawophilen Tischgenossen zu stiften, so war die Mühe vergebens.

Wir aßen Cotelettes à la Posharski, nach dem berühmten Nationalhelden so genannt, stießen in weißem Wein aus der Krim — der etwas nach Lehm schmeckt — und in rothem Kaukasier, der auf den spanischen Landwein heraustritt, mit einander an und selbst die Pläne, welche mein Vis-à-vis bezüglich der Dardanellen-Durchfahrt und bezüglich des Besitzes von Konstantinopel entwickelte, vermochten unser freundliches Einverständnis nicht zu trüben.



Ein Nihilistenheim.

Der Regen goß in Strömen herunter. Unmöglich in einem Moskauer Fuhrwerk sich vor ihm zu schützen. Er kam von oben uns in das Gesicht, er spritzte aus den Wassermassen hervor, die sich in Pfützen und Lachen auf der Straße gesammelt haben mußten. Zu sehen war nur wenig, in langen Zwischenräumen brannten Petroleumlaternen, ihr Licht auf kleine hölzerne Häuser oder Bordenwände werfend. Wir waren schon lange in der Vorstadt draußen, und immer noch humpelte und patzte das kleine Fuhrwerk mit dem kleinen Pferdchen über Steine und Wasser.

Ich hatte einem mit der Journalistik in Fühlung stehenden Bekannten den Wunsch ausgedrückt, einen nihilistischen Haushalt kennen zu lernen, wir waren auf dem Wege dahin.

Doch nun gestatte mir, geehrter Leser, daß ich aus bewegenden Gründen Dinge und Personen etwas verschiebe; eine Empfehlung ist es in Rußland bekanntlich nicht, Nihilist zu sein, höchstens eine solche zu administrativer Verschickung. Ich habe die Spuren sorgfältig ausgetreten, die zu dem friedlichen Nihilistenneft führen,

das ich besuchte, dadurch hat auch die Wahrheit hier und da einen romanhaften Zug bekommen — vielleicht war die Vorsicht überflüssig, vielleicht auch nicht. — Und nun zur Sache.

Der Journalist erläuterte mir kurz die Persönlichkeiten: er ein junger Techniker bei einer Moskauer Bahn beschäftigt, sie die Tochter eines reichen Hauses, mit einem Aristokraten verheirathet, die Mann, Kinder, gesellschaftliche Stellung verlassen hatte, um „sich auszuleben.“

Mit einem ermunternden Zuruf und einigen Schlägen mit dem oberen Ende des Zügels — eine Peitsche führt der Moskauer Istwotschik nicht — wurde das Pferdchen zu einer letzten Anstrengung veranlaßt. Wir hielten an einem Hofthor neben einem ziemlich stattlichen Bau, der Dwornik öffnete, unser Fuhrwerk bog in den Hof hinein, Pferd und Kutscher tasteten sich in dem vollständig dunkelgewordenen Raum weiter. Endlich, nachdem wir noch eine Art Straße zurückgelegt hatten, hielten wir vor einem kleinen pavillonartigen Gebäude, aus dessen oberem Fenster ein Licht schien.

Das Fenster öffnete sich und eine weibliche Stimme rief: wer ist da?

— Ich bin es Marie Wassiliwna, ich Peter Alexandrowitsch, ich habe einen Herrn bei mir, der mit Gregor zu reden wünscht.

— Gut, sagte die Stimme, man wird öffnen, kommen Sie herauf.

Der Pavillon, vor dem wir hielten, stand früher in dem Garten eines herrschaftlichen Hauses. Der Gutsbe-

figer, dem das Anwesen gehört hatte und der früher die Winter hier in Saus und Braus verlebt hatte, verlor in Folge der Aufhebung der Leibeigenschaft sein Vermögen und starb im Elend, die einzige Tochter arbeitet in einer Broderiefabrik nach Schweizer Muster, die man kürzlich errichtet hat. Das Haus erstand ein Kaufmann, der das Vorderhaus an einen Traktir vermietete, die Nebenhäuser und Stallungen zu Miethswohnungen einrichtete und in dem Garten ein großes Magazin für Felle aufschlug.

Indessen war noch ein Stück von der parkartigen Anlage übrig geblieben, in diesem stand der Pavillon, vor dem wir hielten. . .

Wir hörten im Innern eine eiserne Stange zurückschlagen, ein altes Weib in höchst vernachlässigtem Ansehen öffnete, sie leuchtete auf eine kleine niedrige Holztreppe, die wir hinaufflogen. Durch die Flügelthür traten wir unmittelbar in die Wohnung.

Wir standen vor der Herrin derselben — ihr Anblick hatte etwas Frappantes.

Sie kam uns nicht entgegen, sie stand da die Hand auf den Tisch gestützt, die Lampe, die mit einem halbaufgeschlagenen Lichtschirm bedeckt war, ließ ihren Schein auf eine schlanke, hochgewachsene Gestalt fallen, schwarze kastanartige Tunika mit einem Gürtel um die Hüfte, die dunkeln Haare kurz verschnitten, ein breites russisches Gesicht, kurze Stirne, die Augen hinter einem blauen Kneifer verborgen.

Auf den ersten Blick glaubte ich eine Frau von etwa fünfzig Jahren vor mir zu sehen, als sie zu sprechen be-

gann, ging ich mit meiner Schätzung mehr herunter und kam schließlich auf die Mitte der Dreißig.

Dann erhob sie die Hand, sie uns entgegenstreckend.

— Seien Sie begrüßt, Peter Alexiewitsch, und auch Sie, mein Herr, sagte sie mit einem fragenden Blick auf mich, was bringt Sie zu uns?

Mein Begleiter stellte mich vor.

— Ein Herr aus Berlin, der Land und Leute kennen zu lernen wünscht, Journalist, der nach der Ehre Ihrer Bekanntschaft und der von Gregor Petrowitsch begierig ist.

— Ich verstehe, sagte die Dame, Journalist studiren die Nachtseite der Gesellschaft. Aber thut nichts, ich werde sie Ihnen suchen helfen, diese Nachtseite. Gregor ist noch nicht zu Hause, ich erwarte ihn jeden Augenblick, nehmen Sie einstweilen eine Tasse Thee. . .

Auf den Ruf der Dame erschien die Alte mit dem Samowar und einigen Gläsern; während die Dame den Thee bereitete, fand ich Zeit, den sonderbaren Raum zu studiren, in dem ich Platz genommen hatte.

Es war eine Art Verschlag, in dem wir uns befanden. Offenbar bestand die ganze Wohnung aus einem einzigen nicht sehr hohen, aber ziemlich langen Saal. Auf der Decke neben der Flügelthüre zwischen den Fenstern waren kunstvolle Stuckarbeiten auf blauem Grunde aufgetragen. Die Seitenwände bestanden aus aneinandergeschobenen Spinden, Büchergestellen, auch eine spanische Wand aus verblichener Seide mit Scenen aus dem italienischen Puppenspiel hatte Verwendung gefunden. Grüne

Vorhänge, die auf Strippen liefen, vertraten die Thüren nach rechts und links.

Die übliche Frage, wie stark man den Thee wünsche — die Dame servirte uns denselben mit der leichten Grazie, die nur die beste Gesellschaft giebt.

Mein Blick fiel auf eine Palette in der Ecke des neutralen Zimmers.

— Sie malen? frug ich, um doch etwas zu sagen.

— Ja, ich male und Sie werden sich wundern, was ich male, — ich male Blumen.

— Auf ein solches Stilleben hatte ich allerdings kaum gerechnet.

— Ich verstehe Ihren Gedanken, aber Sie irren sich, ich suche keine Vergißmeinnichtlyrik bei den Blumen, keine deutsche Mondscheinsentimentalität; was mich an die Blumen fesselt, was mich an ihnen entzückt, das ist die Wahrheit.

Die Verhältnisse lügen, die Menschen lügen, ja selbst die Thiere lügen in Rußland — ich könnte Ihnen Beispiele erzählen, die Sie staunen machen. Aber merkwürdigerweise ist es noch nicht bei uns gelungen, auch die Blumen zum Lügen zu bringen. Sie sprechen immer noch Alles offen aus was sie sind, was sie wollen, ihr ganzes Wesen, ihr Sehnen und Verlangen tragen sie offen zur Schau. Die Worte „ihr Sehnen und Verlangen“ hatte sie Deutsch in das Französisch eingeflochten, das sie mit großer Geläufigkeit sprach.

O wie ich sie hasse, die Lüge, fuhr die Dame fort, sie zog das blaue Pincenez von den Augen weg und

wirbelte dasselbe an der Schnur heftig durch die Luft. Ich sah, die Dame hatte blaue Augen, was zu dem Schwarz der Haare im eigenthümlichen Kontrast stand. Sie hat mein Leben vergiftet, die Lüge, wie sie ganz Rußland vergiftet, vom obersten Beamten an, der die Staatsgelder stiehlt, während er vom Wohle Rußlands faselt, bis zum letzten Muschik, der die Hand des Popen küßt, während er ihn im Innern verwünscht und verachtet.

Und erst unsere Gesellschaft!

Sie studiren ja unsere Geschichte, aus der meinigen mache ich kein Geheimniß, so wenig —

— So wenig wie die Blumen, ergänzte ich.

— Es ist nicht gerade das, was ich sagen wollte, aber auch so mag es gelten.

In meinem väterlichen Hause hielt man zwanzig Pferde, und dreißig, vierzig, fünfzig Diener, ich weiß nicht wie viel, ich habe sie nie gezählt. Nur weiß ich, daß sie überall herumlagen und standen, bis zum Augenblick, wo man ihrer bedurfte, dann war keiner zu finden. Klingeln kannte man nicht. Mein Großvater ist in seinem Palaste, umgeben von einem Dienertroß, hilflos gestorben. In einem Schwindel- und Schlaganfall hatte er sich noch bis an die Thüre geschleppt, aber die Kräfte, in die Hände zu klatschen oder zu rufen, hatten ihm versagt — so fand man ihn nach einer Stunde rettungslos. Ich war sehr stolz auf unser großes Haus mit den seidenen Tapeten und den silbernen Kronleuchtern. Als sechsjähriges Kind hatte ich eine deutsche Bonne, die ich nicht viel achtete

und der ich, wie Kinder pflegen, vorrenommirte „zu Hause bei Dir siehst es wohl nicht so aus“.

Die kleine Deutsche sah mich mit einem Blicke an, den ich nie vergessen werde. Sie zog ruhig die seidene Tapete zur Seite — ein Haufen Schmutz lag darunter.

„Nun sprechen Sie weiter“, sagte die Deutsche.

Seit der Zeit habe ich furchtbare Augen bekommen, ich sah immer in die Ecken, der Gegensatz zwischen dem, was man auf der Außenseite zeigt und auf der Innenseite war, hatte mich gepackt, ich sah ihn überall. Es war geradezu eine doppelte Existenz, die wir führten. In unseren Gesellschaftszimmern glänzte und gleißte es, in unsern Kammern und Zimmern lag Alles wild durcheinander und der Staub wurde höchstens von einer Ecke in die andere gefegt.

Ich habe die Unordnung hassen gelernt, aber ich habe niemals die Kraft gefunden ordentlich zu sein. Es liegt in unserer Rasse, es ist stärker wie wir. Noch heute kann ich diese Hütte so wenig in Ordnung halten, wie damals fünfzig Diener unseren Palast. Schauen Sie nur selbst.

Die Dame wies auf die Stühle und den Divan hin, die mit Büchern, Malergeräthschaften, Kleidern, Geschirren vollgepackt waren. Ich meinte selbst ein Lächeln der Befriedigung um ihren vollen Mund und einen humoristischen Zug um die Augen aufstauen gesehen zu haben, als sie auf jenes wilde Durcheinander hinwies. . .

Ein paar niedliche Schuhe hatten sich zu weit hervorgewagt, sie lagen beinah nächst dem Tisch auf der Erde.

— Kinderschuhe, sagte ich.

— Im Gegentheil, meine eigenen — Sie zweifeln?
Sie sollen sehen.

Im Nu hatte sie die Pantoffeln von den Füßen gestreift und war in die unglaublich kleinen Stiefelchen hineingefahren. Sie sprang auf und stampfte mit den Stiefelchen.

— Kindereien, rief sie dann mit ihrer tiefen Stimme, freilich in Deutschland liebt man eine solide Basis. . . .

Bei den Dinern, die wir gaben, wurde auf vergoldetem Service gespeist. Papa, ein alter General, liebte es, im Familienkreise mit den Händen in die Schüssel zu fahren und mit dem Gabel aus der Terrine sich seinen Tschai zu löffeln, statt ihn erst auf den Teller zu thun. In das Kapitel der Schnupftücher will ich gar nicht eintreten, um Ihre deutschen Ohren zu schonen. In der Küche sollte ich nicht sein, weder in der schwarzen, noch in der weißen. Natürlich schlüpfte ich hin, so oft ich konnte. Ich sah den Chignon der Oberköchin und die Wischbürste des Bedienten neben dem Braten liegen. Niemand fiel es ein, mir das verbergen zu wollen. Meine Mutter wußte kaum, wo die Küche lag, sie war zufrieden, wenn die Oberköchin sich nicht betrank und der Intendant nicht zu arg stahl.

Für Beobachtungen dieser Art war die deutsche Bonne meine Vertraute geworden. Ich fühlte es instinktiv, daß ich damit eine Art Verrath an Rußland beging, denn aus ihrer pedantischen Froschperspektive verachtete die Deutsche alles Rußische. Das ist mir allerdings erst später klar

geworden, es hat mir aber ein Gefühl gegen alles Deutsche zurückgelassen, das ich immer Mühe fand, zu überwinden.

Ich spreche ganz offen, dafür nennt man mich ja Nihilistin.

— Die Sache wird ja nicht anders, sagte ich, ob sie ausgesprochen wird oder nicht.

— Ganz richtig — auch mein Standpunkt.

Es war eine treffliche Rednerin, die Dame, sie hörte sich offenbar selbst mit Befriedigung zu, als sie fortfuhr:

— Als ich zwölf Jahre alt war, erhielt ich eine Kammerjungfer. Es war ein kluges, verschmitztes Geschöpf, in ihrer Jugend der ganzen Brutalität der Leibeigenschaft ausgekehrt. Ich bin überzeugt, daß sie mich gehaßt hat. Sie pflegte vor mir auf den Knien zu liegen und mir die Hände zu küssen, dann sprach sie von meiner Schönheit und wen ich wohl heirathen würde. In vier Jahren sind Sie sechszehn, dann wird man einen Mann für Sie suchen, einen großen, stolzen, mit einem Schnurbart, einen Fürsten, einen Husarenoffizier. Dann wird die Hochzeit sein, Sie werden Pariser Kleider tragen, mit Brillanten im Haare, Sie werden die schönste Fürstin in Moskau sein. Und sie beschrieb mir Alles auf das Genaueste, meine Ausstattung, meine Wohnung, die Hochzeitfeier, meinen künftigen Mann, den Neid meiner Gespielinnen, meine Triumphe!

Die französische Gouvernante konnte neben den Schmeicheltönen meiner Kammerjungfer nicht aufkommen, wir lachten zusammen über deren feierlichen Ernst. Es war eine Protestantin und wie ich jetzt glaube, eine ganz

gediegene Frau von Wissen und Charakter — aber sie war mir langweilig. Sie fühlte das und ging ab.

Sie hatte mich indessen durchschaut, ihr letztes Wort war eine Warnung an die Mutter — der Vater war inzwischen gestorben, meine Umgebung zu verändern.

Meine Mutter hatte einen feierlichen Moment. Sie beschloß, mich in ein weibliches Gymnasium zu thun, die damals in Fülle entstanden und die Rußland einer neuen Aera entgegenführen sollten.

Das Gymnasium war eine gute Zeit für mich. Es ging ein gewisser Schwung durch das Ganze, durch Lehrer und Schülerinnen, der mich mitriß. In drei Monaten hatte ich alle Schülerinnen meiner Klasse eingeholt und überholt.

Drei Monate hielt ich mich auf dieser Höhe, dann spürte ich, wie die langsame, bedächtige Arbeit einiger meiner Mitschülerinnen mich hinter sich zurückzulassen begann — es waren Polinnen und Deutsche — ich fing an den Geschmack zu verlieren. Meiner Mutter wurde es verdacht, daß ich eine liberale Anstalt besuchte. So wurde ich unter irgend einem Vorwand zurückgenommen. Ich hatte gerade genug gelernt, um über Vieles reden zu können. Die gründlichere Bildung blieb mir abge schnitten. Damit war ich ganz reif für die Gesellschaft. Im nächsten Winter wurde ich lancirt.

Sie werden bemerkt haben, wie in allen guten russischen Häusern die Romane umherliegen. Im Sommer wohnten wir auf der Datsche; eines Tages stand in der Zeitung die Ankündigung eines neuen Romans von Zola.

Wir waren fünf — drei Töchter, der Bruder Gymnasiast, die Mutter — am Tage hatten wir jeder einen Vorwand gesucht, um in die Stadt zu fahren. Abends begegneten wir uns alle fünf gleichzeitig vor einem Belvedere, wohin man sich gern zum Lesen zurückzog. Jeder von uns hatte ein gelbes unaufgeschnittenes Buch in der Hand, wir verglichen was wir hatten, es war fünfmal der neue Roman; jeder wollte ihn zuerst gelesen haben. Am Tage darauf hatten wir ihn auch wirklich alle verschlungen. So wurde mir die französische Romanliteratur auf und ab bis in die entferntesten Ecken bald geläufig.

Ich verglich den Gesamttinhalt meiner Lektüre mit der Gesellschaftswelt, die mich umgab und fand, daß es ungefähr stimmte; es handelte sich darum, sich gut zu verheirathen und dann nach Laune und Willkür sein Leben zu genießen. Diese Lebensweisheit erschien mir überaus einleuchtend, die leibeigene Kammerjungfer hatte mich gut dafür vorbereitet.

Ich weiß nicht, ob Sie sich mit der Frage beschäftigt haben, wie man in Rußland heirathet. Jede Gesellschaft können Sie vom Gesichtspunkt der Heirathen aus am besten begreifen und im Mittelpunkt der russischen Heirathen sitzt die große russische Haupt- und Centrallüge.

Von den Brauteltern an, durch das Brautpaar, die Freunde, Verwandten, Diener, bis zum Popen und Kirchenfänger, sagt jeder gerade das Gegentheil davon, was er denkt.

Was der Bräutigam will, das ist über allen Zweifel klar: er will Geld, die Frau ist ihm Nebensache.

Das hatte ich gewußt — ich hatte es gelesen, gehört, es mir unzählige Male selbst gesagt — nichts desto weniger bin ich im entscheidenden Augenblick doch herein-gefallen. . .

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß wir drei Schwestern waren, ich die jüngste — ich bin, wie Sie sehen, schwarz, meine Schwestern sind helle Brünetten, im Uebri-gen sehen wir uns gleichfalls so ähnlich, wie Sie und ich. Unter unseren Freiern fand sich ein gewandter, schöner Mann, ausgezeichnete Tänzer, geistreicher Causeur, der es fertig brachte, uns allen Dreien zu gleicher Zeit den Hof zu machen. Meine ältere Schwester heirathete einen reichen Kaufmann, bei Gelegenheit der Hochzeitsfeste schwur mir der Fürst, daß ich eigentlich der geliebte Gegenstand war. . . .

Ich Thörin glaubte das.

Wenige Tage darauf war mein Bewerber von der Bildfläche verschwunden, wie weggewischt. Nach einer Pause erhielt ich einen Brief von dem Fürsten; er schrieb, so hieß es in dem Brief, an dem Schmerzenslager seiner Mutter, zu dem er geeilt sei, die Theure werde ruhiger sterben, wenn sie sein Glück und seine Zukunft durch die Verbindung mit mir gesichert wüßte. Im Namen seiner sterbenden Mutter beschwor er mich, ihm meine Hand zu reichen. Ich antwortete auf der Stelle bejahend in einem pathetischen Schreiben, in welchem ich um den Segen der Sterbenden für mich und unsere Verbindung bat.

Bald darauf kam der Fürst zurück; die Hochzeit wurde festgesetzt. Die Fürstin Mutter sah ich erst nach

der Hochzeit. Es war eine Person mit falschen Locken und Schminke, die sich trotz ihres Alters wie eine junge Kokette kleidete und unerträglich nach Moschus roch.

Sie war aber von vortrefflicher Gesundheit, sie war überhaupt nie krank gewesen. Der Brief des Fürsten, ihres Sohnes — war aus dem Schuldgefängniß geschrieben.

Ich habe Ihnen gesagt, ich wollte Ihnen helfen, die Nachtseite der russischen Gesellschaft aufzufuchen. Ich überlasse Ihnen, wo Sie dieselbe suchen wollen — bei mir, die ich die unerträglichen Bande, in welche mich Lüge und Gemeinheit geschmiedet hatten, endlich abgestreift habe oder bei meinem sehr korrekten Gatten, dem es ja Niemand verdenken kann, daß er sich öffentlich eine Maitresse hält, nachdem ihn seine Gattin so bösllich verlassen hat. Nur hat er nicht damit gewartet gehabt, bis ich ihn verließ.

Unsere Hochzeit hatte auf einem unserer Güter stattgefunden. Im Spätherbst kehrten wir dorthin zurück, mein Mann nahm ein Verhältniß auf zu einer Frau, mit der er, wie ich jetzt erfuhr, schon früher gelebt hatte. Ich weinte vor Zorn, aber ich schwieg. Nach dem ersten Schneefall machten wir eine Ausfahrt; an der Biegung des Weges machte der Diener auf einen Gegenstand aufmerksam, der etwas seitwärts auf dem Felde im Schnee lag und schon von dem langsam fallenden Schnee bedeckt zu werden begann. Der Diener wurde entfendet und schüttelte die braune Masse, die sich schwerfällig erhob — es war der Pope, der uns wenige Monate vorher getraut hatte — jetzt halberstarrt und ganz betrunken. . . .

Ich hatte schon oft betrunkene Popen gesehen — wer

sah sie in Rußland nicht? Aber ich hatte mir nicht viel anders dabei gedacht, als daß es widerwärtig sei. Das Bild aber, als man den Popen auf die Beine richten wollte, kam mir so unbändig komisch vor, als eine so gelungene Satire auf mich selbst, daß ich zu lachen anfang.

Seitdem habe ich nicht mehr aufgehört zu lachen.

Sie werden mir wahrscheinlich beweisen können, daß die Sprüche, welche dieser bestialische Mensch, in ein goldenes Gewand gehüllt, in der Kirche über mich und den Fürsten gemurmelt hat, eine Zauberkraft haben, die mir Freiheit und Selbständigkeit für den Rest meines Lebens genommen hat.

Nur schade, daß ich es nicht glaube.

Diese ganze Lügenkette, in welche der Mensch eingeschmiedet wird, die ihn allen Betrügern dienstbar macht, ob sie nun in Kutten oder im Waffenrock und gestickten Frack gehen — diese ganze Kette hängt glücklicher Weise nur an einem Gliede. Reißt dies Glied, so fällt die ganze Kette zu Boden und zerspringt rasselnd wie Glas. Als ich den Popen auf dem Schneefeld aufheben sah, fühlte ich, wie die Kette bei mir zersprang.

Man wollte mich wieder einfangen, indem man mir von meinen Kindern sprach.

Ich kann nicht sagen, daß ich sie hasse, wie ich ihren Vater hasse. Aber ich sehe sein Bild aus ihnen mir entgegentreten, sein lügnerisches, gleißnerisches Bild. Die Welt verlangt, daß ich Mutterliebe heuchele, aber mit dem Urtheil derselben bin ich fertig, wie mit dieser Papyros.

Sie warf die ausgerauchte Cigarette zu Boden und zündete sich eine neue an.

— Noch ein Glas Thee? frug die Dame, indem sie ohne jeden Uebergang aus der leidenschaftlichen Erregung in den gewöhnlichen Gesellschaftston verfiel

Einige Augenblicke später hörten wir die Thüre unten gehen. Männertritte ließen sich auf der Treppe vernehmen. Ein hochgewachsener kräftiger Mann trat in das Zimmer, der Kopf auffallend klein, mit braunem krausen Haare, in der Mitte der Zwanziger, das vollständig glatt rasirte Gesicht ließ ihn wohl noch jünger erscheinen, als er war. Ein Zug heiterer, selbstgefälliger Behaglichkeit lag über der Erscheinung.

Diese Behaglichkeit mußte er auch alsbald in die etwas gespannt gewordene Atmosphäre zu übertragen. In meinem Begleiter begrüßte er einen guten Bekannten, meine Gegenwart nahm er alsbald als selbstverständlich an, er war ein interessantes Beispiel der Leichtigkeit und Bequemlichkeit, mit welcher der Russe sich zu benehmen weiß.

— Sie bringen uns den Herrn wohl, sagte Gregor Michaelowitsch, nachdem er mit dem Zweck meines Besuches bekannt geworden war, um ihm etwas Dynamit zu zeigen. Pas si bête, lachte er — den werden Sie bei uns nicht finden. Wenn mein Freund Ihnen Dynamit zeigen will, muß er Sie auf die Polizei führen, dort macht man jetzt die Verschwörungen.

— Und was gedenken Sie zu thun, um Ihre Gedanken zur Ausführung zu bringen?

— Wir werden gar nichts thun, wir werden ab-

warten, bis der alte Bau in Stücke geht, man braucht keine Brille aufzusetzen, um zu sehen, wie die Sprünge jeden Tag größer werden.

Hier — er wies auf Peter Alexandrowitsch — hier haben Sie einen Herrn vor sich, der Rußland zu helfen vermag. Ich weiß nicht, ob er Ihnen gesagt hat, daß er ein Liberaler ist. Bei dem reaktionären Wind, der jetzt über Rußland pfeift, sind die Liberalen sehr dünn geworden; noch nicht lange, so wollte jeder liberal sein, heute drückt sich um den Namen herum, wer irgend kann. Und wenn der findige Katkow nicht von Zeit zu Zeit einen Liberalen ausfindig machte und an der Spitze seiner Zeitung als Reichs- und Hochverräther der Welt denunzirte, könnte man fürchten, die Spezies werde noch ganz ausgehen.

— Womit soll denn Rußland geholfen werden? frug ich.

— Wie Sie nur fragen können, natürlich mit einer Konstitution, lachte der radikale Krauskopf. Das Ding wird so kräftig sein —

— Wie der Zauber des Popen, schaltete Marie Wassiliewna ein.

— Oder wie das Papier, auf dem es gedruckt ist, fügte Gregor Swanowitsch hinzu.

— Spotten sie immerhin, sagte mein Begleiter, an dem Tage, wo Rußland eine Konstitution erhält, wird es in gleicher Reihe mit den Kulturstaaten stehen.

— Wo Rußland dann stehen wird, darüber werde ich mir den Kopf nicht zerbrechen. Nur glaube ich,

daß ein halbes Jahr nach der ersten Deputirtenwahl kein Gutsbesitzer mehr zwischen Weichsel und Ural existiren wird.

— Wo werden sie denn sein? frug ich.

— Genau kann ich das nicht sagen, was die Besitzer betrifft, selbst nicht für den Theil, der alsbald todtgeschlagen sein wird. Was aber die Güter betrifft, so habe ich eine ganz bestimmte Ansicht. Sie werden in den Händen der Bauern sein. Darüber würde ich mich natürlich nicht grämen, aber ich bin nicht naiv genug, um auf den Moment zu warten, wo die regierende Klasse in Rußland sich selbst strangulirt.

— Das Dynamit Ihrer Freunde hat diesen Klassen noch weniger Schaden gethan, sagte der Liberale nicht ohne Bitterkeit.

— Lassen wir meine Freunde, lachte Gregor Swamowitsch. Sie sind alle gut versorgt, lauter Pensionäre des Zaren, mit der Erlaubniß, Fobel zu jagen, oder jeden Tag eine Stunde im Gefängnißhof auf und abzugehen. Wenn Sie einen Auftrag haben, belieben Sie nur ihn mir zu geben, wer weiß, wie bald ich in der Lage sein werde, ihn persönlich auszurichten.

Und wieder lachte er so vergnüglich, als habe er den harmlosesten Witz gemacht.

Es war Zeit zu gehen. Wir verabschiedeten uns.

Die großen Hunde, die das Anwesen bewachten, sprangen heulend auf uns ein, als wir aus der Thüre traten. Mit Mühe trieb der herbeigerufene Dwornik sie mit einem großen Prügel zurück.

Vor dem Thore wartete immer noch unser Sstwo-
tschik, von dem kleinen altholländischen Hut, den die ganze
Kutscherzunft in Rußland trägt, sei er der Kutscher des
Kaisers oder der Führer des verwehrloseten Fiakers —
von dem kleinen seltsam blickenden Hauptschmuck floß das
Wasser wie aus einer Dachkandel. Man mußte glauben,
der ganze Kerl müßte durchgeweicht sein wie Pappen-
deckel.

Aber er hatte kein Wort des Amuths. Mit einem
gutmüthigen Greinen sagte er:

— Gott giebt Regen.

— Gott giebt auch Sonne, Bruder, sagte mein Be-
gleiter.

— Vielleicht, sagte der Sstwo-
tschik und hieb mit dem
Zügel auf das Pferd. Und das Gefährt humpelte über
das Pflaster dem Innern der Stadt zu.



Auf dem Jungfernfelde.

Das Jungfernfeld aber heißt der weitgedehnte, längliche Platz, wie die Moskauer Chroniken berichten, deshalb, weil hierher zur Zeit der Tartarenherrschaft alljährlich die schönsten Jungfrauen zusammengebracht wurden, um aus ihnen einen Tribut für den Tartarenchan auszulesen.

Ganz unglaublich klingt diese Meldung nicht, wenn man bedenkt, daß auch für die Verheirathung des Zaren die Auslese russischer Jungfrauen nach Moskau vorgefordert wurde. Wahrscheinlich aber heißt der Platz einfach so, weil auf seiner nördlichen Langseite von der Moskwa umflossen, von Mauern und Festungsthürmen umhegt, das Jungfrauenkloster steht.

Als 1812 die Franzosen sich Moskau näherten, wurden die Gefängnisse geöffnet und den drei bis viertausend Kerlen, die sich darin befanden, wurden Waffen zugetheilt. Zweifellos hat diese Bande zu der Plünderung und Verbrennung der Stadt ein gutes Theil beigetragen. Natürlich ließen die Franzosen jeden erschießen, den sie bei der Zerstörungsarbeit betrafen, diejenigen, die sie nicht auf der Stelle niedermachten, wurden hierher auf das Jung-

fernfeld gebracht und nach kurz gehegtem Standrecht erschossen.

Damals muß der Platz sehr wild und blutbespritzt ausgesehen haben, jetzt liegt er sehr ruhig und idyllisch da — eingefast von Gartenmauern und niedrigen Häusern. Auch die Mauern und Thürme des Klosters verwehren Niemandem mehr den Eingang. Um die zwei Kirchen, die im Innern stehen, legt sich der Kirchhof, auf dem die Kuhheerde des Klosters weidet. Einstöckige Häuser ziehen sich im Innern an den Mauern entlang, in deren Thüren man frei ein- und auspassirt.

Denn die russischen Nonnen sind keine von der Welt abgesehene Wesen. Sie durchstreifen bittend Stadt und Land; beim Traktir treten sie vor dich hin, ihre Gabe mehr heischend als bittend, beim Bilde der heiligen Gottesmutter der iberischen Kapelle findet sich fortwährend eine Art von Piket oder Wachmannschaft von Nonnen aufgestellt, welche die Spendungslust anfeuern.

In den Mauern des Jungfrauenklosters sieht man die dienenden Nonnen mägdeähnlich ab- und zugehen. Feine Gestalten in elegant gehaltenem Nonnenkostüm fahren in Droschken und selbst in Equipagen an. Die soziale Gleichheit hat in den russischen Klöstern ihren Sitz nicht aufgeschlagen.

Einen interessanten Typus einer orthodoxen Aebtissin habe ich in der Vorsteherin der klosterlichen Erziehungs- und Krankenanstalt in dem rothen Palast, dem ehemaligen Stadtpalaste der Kaiserin Anna kennen gelernt. Eine kleine alte Frau mit klugen, energischen Zügen, mit

einer gefekten Schalkhaftigkeit, die ihr wunderbar kleidete. Auch bin ich in jenem Kloster nur heiteren Gesichtern begegnet. Es sind indessen noch nicht viele Jahre her, daß der Prozeß einer anderen Lebtfissin ganz Moskau beschäftigte, als deren skandalöses Leben und ihre nach hunderttausenden sich berechnenden Unterschlagungen zu Tage traten.

Das Jungfrauenkloster feierte heute irgend ein Jahresgedächtniß. Schon vom frühen Morgen an hatte die Wallfahrt nach den Gräbern des Kirchhofes begonnen, zum großen Theil wohlgestellte und vornehme Leute. Denn es ist ungemein theuer auf diesem aristokratischsten Kirchhof Moskaus beerdigt zu werden, geringe Leute werden in die Birkenhaine beigesezt, in welchen die großen Kirchhöfe der Stadt liegen. Auch sehr heiligen Besuch haben die Kirchen des Klosters heute bekommen. Aus etwa fünfzig Kirchen sind die Priester und Diakonen erschienen, mit ihrem Gefolge von Küstern, Sängern und Standartenträgern, um sich an der heiligen Handlung zu betheiligen.

Jetzt ist auch diese zu Ende und ich eile hinaus auf dem Platz, zu der Volksmenge, durch die sich die Prozession der heimkehrenden Priester ihren Weg bahnt.

An verschwenderischer Entfaltung von Gold und Silber, an Gewändern und Standarten ist kein Mangel, aber sang- und klanglos geht die Sache vor sich — nichts von der feierlichen Getragenheit, mit der sich katholische Prozessionen zu bewegen pflegen. Die ganze heilige Gesellschaft geht in einer Art von Lauffchritt vor.

Auch gelingt es so nur den Standartenträgern, die

massiven silbernen und vergoldeten Heiligenbilder auf den Stangen zu balanciren. Immer drei Männer sind mit dieser Aufgabe beschäftigt, ein Hauptträger mit zwei Gehilfen, die mit Hilfsstangen an der Aufrechthaltung der Balance arbeiten. Der Hauptträger macht einen kurzen Halt, bringt die Stange in die richtige Lage, faßt sie kräftig und rennt eine Anzahl Schritte vor. Dann ist wieder ein Halt und die Operation beginnt von Neuem. Es ist namentlich der konservative und fromme Verein der eingeschriebenen Kaufleute, welcher die Standartenträger stellt.

Die Menschenmenge, die sich auf dem Plage zusammengefunden hatte, zählte nach Tausenden, kleine Bürger, Landleute in ihrem Sonntagsstaat, Fabrikarbeiter und Arbeiterinnen, die sich einen freien Tag gemacht haben. Die Frauen tragen sich mit Vorliebe grellroth, aber es ist keine zu sehen, die das russische Nationalkostüm behalten hat.

Trotz der großen Menschenmenge ist es ungemein stille, langsam schiebt sich die ganze Masse nach einem anderen großen Plage, der sich im Hacken dem Südende des Jungfernplatzes anfügt.

Etwa der dritte Theil des Platzes ist von langgezogenen Gassen kleiner weißer Zelte bedeckt. Ich glaubte zuerst ein Militärlager vor mir zu haben, wie ich näher herantrete, zeigt sich, daß es Theezelte sind. In Berlin würde bei ähnlicher Veranstaltung der Zettel prangen: hier können Familien Kaffee kochen. Im Lande des Thees zeigt die gewaltige Batterie gelbglänzender Samoware im

Mittelpunkt jeder Zeltgruppe auf die Bedeutung der Sache hin.

Mit freundlichen und dringenden Worten laden die Unternehmerinnen den Fremdling ein in ihren Zelten sich niederzulassen — stämmige Weiber aus dem Wolke flankirt von einer Schaar noch unbeschäftigter Dienerinnen und Burſche. Denn noch haben erst vereinzelt Personen in den Zelten Platz genommen, die große Maſſe hat ſich zwiſchen die Buden zerſtreut und drängt ſich vor den Baracken der Gaukler, den Panoramen und Wundern.

Eine armſeligere verlumptere Geſellſchaft als dieſe Moſkauer Gaukler habe ich ſelten zuſammengeſehen — offenbar Zigeunervolk. Welch klägliche Exiſtenz führt eine ſolche fahrende Bande in dem Lande des kurzen Sommers und des langen furchtbaren Winters, bei der dünngesäten armen Bevölkerung, der Wegeloſigkeit.

Und welch ein Unterſchied zwiſchen dem gutdurchgeſütterten, gentlemanartigen Clown bei Renz und dem dürftigen verhungerten Kerle, der auf dem Vorbau die Gaffer vor der Baracke an die Kaſſe zu locken ſucht — gleichwohl ſind die Späße beider dieſelben.

Ja die Späße des Moſkauer Clowns tragen eine Art verzweifeltten Galgenhumors an ſich, der dem Gentlemankollegen bei Renz vollſtändig abgeht. Ich beehre, der ſpeziell an mich gerichteten Aufforderung Folge leiſtend, die Vorſtellung mit meinem Beſuch, werde auf den erſten Platz komplimentirt — eine Holzbank, die durch einen darauf genagelten rothen Lappen ihren vornehmeren Rang in der Holzbankgeſellſchaft andeutet. Ich mache

aber nur die alte Erfahrung, zu deren Feststellung ich nicht erst die Gaukler auf dem Jungfernfeld brauchen sollte, nämlich, daß die Schaufseite gar zu oft das Beste ist. Alles Leben und Feuer war draußen geblieben, geschäftsmäßig langweilig wurden im Innern die hergebrachten Kunststücke heruntergearbeitet.

Am Abend, als die Dämmerung schon niederzusenken begann, kehrte ich mit einem militärischen Kollegen nochmals auf das Jungfernfeld zurück. Die Menge war dichter geworden, aber von ihrem ruhigen, gefesteten Charakter hatte sie nichts verloren. In den langen Zeltgassen war jetzt jedes Theezelt besetzt, in den meisten war ein Tisch, groß genug eine mäßige Familie um sich zu versammeln. Rauchend, plaudernd, theetrinkend saßen sie da.

Wie wir an einem der Zelte vorbeiging, wurde mein Begleiter angerufen. Ein kleiner Mann in deutschem Anzug, mit Schnurrbart und kurz verschnittenen Haaren trat aus dem Zelt hervor und lud uns ein, Platz an seinem Tische zu nehmen.

Es war ein Schneidermeister aus dem nächsten Bezirk, eifriger Leser der Zeitung, an welcher mein Begleiter arbeitet, und Spezialbewunderer von dessen Artikeln. Mein Begleiter sah mich fragend an, ich nickte natürlich zustimmend und wir nahmen Platz im Theezelt auf dem Jungfernfeld.

Die Gläser wurden für uns gefüllt. Die dicke Frau des Schneiders zog unter der Bank einen Korb mit unendlichem Inhalt heraus, Kalatschen und anderes Backwerk, Pfefferkuchen, Sonnenblumenkerne, das Alles wurde vor

uns ausgebreitet. Das Ehepaar fing an uns zum Zugreifen zu nöthigen. Ein halbes Duzend größere und kleinere Kinder stippten eifrig Kalatschen in den Thee.

Etwas im Hintergrund hielt sich die älteste Tochter mit einem jungen Manne, der ihre Hand hielt, offenbar ihrem Liebsten, sie schmiegt sich stimmungs- und verständnißvoll aneinander.

— Das war ein schöner Artikel heute, den Sie über unsere Duma brachten, Ew. Wohlgeboren, sagte der Schneider — die Wirthschaft auf dem Stadthaus muß auch einmal ein Ende nehmen. Die ganze Woche regnet es und wir haben kein Wasser in Moskau. Einen artesischen Brunnen wollten sie graben lassen, unsere Stadtvorstände — jawohl — das Geld haben sie vergraben und wo es hingekommen ist, das läßt sich denken.

— Es muß frisches Blut in die Duma, sagte der Redakteur.

— Dafür lassen Sie mich sorgen, es darf keiner mehr hinein von denen, die ihre Finger in dem Pott gehabt haben. Für meinen Bezirk bürge ich — Sie wären so unser Mann. Ich habe auch schon den Nachbarn von Ihnen gesprochen. Wir müssen Jemanden wählen, der auch etwas für unsere Gegend thut, der sich rührt, so keine Schlafhaube wie der Kaufmann an der Ecke, der zu Allem ja sagt, wenn man ihm nur die Lieferung läßt und seine Rechnungen unbesehen bezahlt — der Spitzbube.

— Ist Ihnen der Thee stark genug, frug die Frau Meisterin nach mir hin.

— Sehr gut, ein schönes Getränk der russische Thee —

— Bei Ihnen ist man noch nicht soweit, da trinkt man nur Bier, sagte der Schneidermeister mit Protektormiene und legte mir eine Citronenscheibe in das Glas — bei uns ist es auch noch nicht lange her, daß Alles Thee trinkt.

In dem Dorfe, wo ich herstamme, gab es wie ich ein kleiner Junge war nur einen Samowar, den, hatte ein Mädchen, das im Hofdienst bei der Herrschaft war, dem Starosten mit in die Ehe gebracht. Jetzt sind in allen fünfzig Höfen Samoware und die Bauern geben ein schönes Stück für Thee und Zucker aus. Warum? Sie habens ja, früher konnten sie froh sein, wenn sie ein Glas Quaf hatten — jetzt trinkt der Mann seinen Branntwein. Es ist eben um vieles besser geworden in der Welt.

— Der Kabake und Traktire giebt es aber zu viele, sagte der Redakteur, jeden Tag thuen sich neue auf.

— Der arme Mann, Herr Hauptmann, will doch auch sein Vergnügen in der Welt haben und dann zieht die Stadt ein schönes Stück Geld dabei. Sollen denn die armen Hausbesitzer die ganze Steuerlast tragen? Meine Gefellen zahle ich nur einmal im Monat aus, an einem Sonnabend oder vor einem Fest. Wer sich da besaufen will, der kann sich besaufen, die meisten thun es. Aber in das Geschäft darf mir keiner betrunken kommen. Die Giftmischer aber, die den Branntwein mit allem Teufelszeug versehen, die gehören geknutet. Darüber könnten Sie einmal einen Artikel schreiben. . . .

Im Theezelt neben uns begann eine Gesellschaft junger Männer einen Gesang — ein Vorsänger und der

Chor an geeigneten Stellen einfallend und den Refrain wiederholend. Was der Vorsänger sang, war, so viel ich unterscheiden konnte, eine Improvisation auf volkstümliche Motive, er führte seinen Gesang in einem hohen Falsett von seltener Kraft und Schönheit des Tones aus und streute wunderliche Kunststückchen ein. Vielleicht, daß ein Sucher nach einem lyrischen Tenor hier einen Fund gethan hätte. Jedenfalls riß er seine Hörer mit sich fort.

Vor dem Zelte bildeten sich Gruppen, die jede neue Leistung mit Klatschen und Zuruf begleiteten und auch in unserem Zelt lauschte Alles dem Sänger von nebenan.

Wie wir im Begriff waren die Allee zu überschreiten, die den Festplatz begrenzt, kam uns eine Schaar von Männern entgegen, anscheinend Fabrikarbeiter. Gerade vor uns lagerten sie sich auf der Erde, einen Kreis schließend. Einer der Bursche begann die Balaleika, die russische Guitarre zu klimpern, ein anderer hatte eine Ziehharmonika, sie intonirten einen langsam, eigenthümlich kadenzirten Rhythmus.

Zwei andere Bursche warfen die Röcke ab, traten in den Kreis, führten im Hin- und Herwiegen des Körpers, in Beugen, Heben und Springen einen nationalen Tanz aus. . . .

Wir schauten zurück auf den Festplatz. Der Mond hatte sich erhoben und sein voller Schein fiel auf die weißen Zelte, auf die gelb flackernden Lichter, auf die immer dichter nachdrängende schwarze Masse. Von allen Seiten tönten jetzt die Lieder — hoch und gellend und die monotonen Refrains der Chöre. Die beiden Rosafen-

tänzer führen im Springen mit ihren Köpfen über den sich ansammelnden Kreis von Zuschauern hinaus.

Eine rechte Sommerabendstimmung lag über dem Ganzen.

Ich habe selten ein so anspruchsloses, stilles und vergnügtes Fest gesehen. Auch nicht einem Betrunknen bin ich begegnet.

Als ich dies mehreren Herrschaften in Moskau erzählte, wollten sie es mir kaum glauben. . .



Das Moskauer Findelhaus.

Das Findelhaus ist der Versuch des Jahrhunderts der Aufklärung, die soziale Frage zu lösen.

Wie heute die Versorgung des Alters, erstrebte man vor 120 Jahren die Versorgung der Jugend.

Diderot bewies die Nothwendigkeit der Findelhäuser, Rousseau schickte sein Kind in ein Findelhaus, es war nur natürlich, daß Katharina, die für Diderot und Rousseau schwärmte, das Moskauer Findelhaus errichtete.

Der Gedanke, der zu Grunde lag, war der, daß die Gesellschaft, ihre Gesetze und Einrichtungen falsch und willkürlich sind, daß nur die Gesetze der Natur Anspruch auf Respekt haben. Vor ihr sind eheliche und uneheliche Kinder gleich, also lösen wir die soziale Frage, indem wir den unehelichen Kindern einen Palast bauen, in welchem sie von Staatswegen zu Menschen erzogen werden, wo eine rationelle Erziehung sie physisch und moralisch und intellektuell zur höchstmöglichen Stufe entwickelt. Deshalb fügen wir eine Musterschule an.

Zu diesem in Moskau und Petersburg ausgeführten Gedanken Katharina's und ihrer Freunde hat Kaiser Nikolaus eine Anmerkung nach seiner Art gemacht.

Er glaubte zu bemerken, daß die ausgezeichnete Erziehung im Findelhause nur eine Prämie und Bevorzugung der unehelichen Kinder sei. Daher beschloß er siebenzig Jahre nach Errichtung des Findelhauses, 1837, daß das Erziehungs-Institut des Findelhauses für verwaisste legitime, adlige Mädchen bestimmt sei. So wurde diesen das Hauptstockwerk des Palastes überwiesen.

Eine ausdrückliche Anordnung des Kaisers verfügt, daß die Ausbildung der Findelkinder die elementarsten Grenzen nicht überschreiten soll.

Das Findelhaus in Moskau imponirt bei aller Schlichtheit des Baues durch kolossale Massenhaftigkeit. Die Erbauer haben es trotz seiner riesigen Ausdehnung nicht für vollendet gehalten. An das Mittelgebäude schließt sich nur erst ein Flügel an, der andere jedenfalls projektierte ist ungebaut geblieben. Auf diesen Hauptbau folgen Höfe, Gärten, Sommerwohnungen für die Säuglinge, ein Hospital, ein Gebärhaus, Wohn- und Dekonomie-Gebäude — eine ganze Stadt.

Wo man auch in Moskau sich hinwendet, findet man überraschende Ansichten, malerische Punkte. So liegt das Findelhaus an der Moskwa nächst Kitaigorod und des Kremls, vor sich was man den Hafen der Stadt nennen kann — Schiffe, Magazine mit dem Blick auf Hügel, aus deren Grün jene sonderbaren Kuppeln und Spitzen aufragen, mit denen die Stadt überall besät ist.

Die gebildeten Russen der Gegenwart fühlen den Riß, welcher durch die Bevölkerung geht, mit großer Schärfe, ihre Sehnsucht ist es, in das Volk zu gehen, mit dessen

Leben zu leben, mit seinen Anschauungen sich zu durchdringen. Das ist aus Romanen bekannt, jede Unterhaltung mit einem Russen bestätigt es, das Gefühl einer falschen Lage der verschiedenen Klassen der Gesellschaft spricht sich darin aus. Das Findelhaus bietet eine breite Spalte dar, durch welche man in das „Volk“ sehen kann.

Ich besuchte das Findelhaus unter der liebenswürdigen und intelligenten Führung des stellvertretenden Direktors, Herrn Nischewow. Dank ihm, konnte ich in den merkwürdigen Mechanismus dieser Anstalt Einblick gewinnen.

Die erste Frage ist natürlich, wie kommen die Kinder in das Findelhaus. Die Antwort darauf konnte ich alsbald aus den Thatfachen entnehmen.

Uebrigens heißt das Haus offiziell Bospitaniedom, Erziehungshaus, die dort aufgenommenen Kinder heißen die Kinder des Kaisers. Also sehen wir, wie man Kind des Kaisers wird.

Gleich nachdem man den Ehrenhof des Palastes passiert ist, findet sich an der Seite ein Eingang — eine Treppe führt in eine Art von Vorfaal, aus diesem treten die Personen, die Kinder abgeben wollen, „ohne anzuklopfen“ in das Annahmezimmer.

Denn die Annahme ist der Zahl nach unbeschränkt, kein Kind wird zurückgewiesen, wenn es den 364. Geburtstag noch nicht überschritten hat.

In dem Annahmezimmer ist man bei unserem Eintritt in voller Thätigkeit, an den Wänden laufen Bänke, auf welchem einige Frauen mit Kindern sitzen. Die Dame

am Bureau in der Mitte des Zimmers ist im Begriff das Kind, welches eine Bäuerin eben deponirt, in das Register einzutragen.

Alle Angaben sind freiwillig, jeder wird darauf aufmerksam gemacht, daß er alle Fragen unbeantwortet lassen kann. Diese Fragen richten sich nach Ort und Zeit der Geburt, Name der Mutter und des Vaters, welchen Namen das Kind führen soll, ob es schon getauft ist. Kindern, die ganz anonym kommen, giebt die Dame am Bureau einen Rufnamen — den Vaternamen, den die Kinder nach russischer Sitte führen, nimmt die Bureaudame, wenn der Vater unbekannt bleibt, vom Namen des Pathen oder des taufenden Geistlichen. Jetzt heißen die Geistlichen der Anstalt Swanow und Nikolai, eine Fülle von Swanowitschs und Nikolajewitschs wird durch sie dem russischen Reiche vermittelt.

Die Bäuerin, die wir vor uns sehen, hat ihr Kind mit einem Geburtschein gebracht. Es ist das achtundvierzigste Kind, das heute kommt, und erhält die Jahresnummer 9817 — die Gesamtjahreszahl der Kinder, die durch die Anstalt gehen, schwankt zwischen 14 und 15 000. Maria Alexandrowna, schreibt die Dame in das Register, geboren 20. Juli, eingebracht 26. Juli.

Ein kleiner, altarähnlicher Tisch steht neben dem Bureau, darüber ein Muttergottesbild mit brennendem Lichte, daneben eine Sammelbüchse — die Frau küßt das Kind, mit einem langen, langen Mutterkuß, dicke Thränen laufen ihr über die gebräunten Wangen, sie legt es auf den Tisch vor das Muttergottesbild, befreuzt sich und

das Kind, wirft eine kleine Kupfermünze in die Sammelbüchse. Das ist der Abschied. Der Empfangschein ist schon geschrieben und, ohne daß sie es sich versteht, ist die verstörte, verängstete Frau schon zum Zimmer hinaus geführt.

Inzwischen ist die Prozedur mit dem Kinde weitergegangen. Es wird gewogen, gemessen, Maß und Gewicht auf einem Zettel vermerkt, eine schwarze Schnur mit einer die Nummer des Kindes tragenden Marke aus Horn wird ihm um den Hals geknüpft. Während die Dame vom Bureau schon mit der Annahme des folgenden Kindes beschäftigt ist, wird Nr. 9817 in einen Verschlag gebracht, wo eine Frau damit beschäftigt ist, die ankommenden Kinder zu reinigen und zu wickeln.

Mit einigen Griffen in dem Gleichmaß und Tempo, in welchem man eine Cigarre wickelt, ist dies vollzogen. In dem Raume nebenan stehen zwanzig Ammen in zwei Reihen, einer unbefetzten wird das Kind übergeben; wir gehen in das Empfangszimmer zurück, wo das Geschäft seinen Gang weiter geht.

Eine ältere Frau, „wie auserlesen zum Kuppler- und Zigeunerwesen“, hat eben ein Kind überreicht, es ist noch nicht getauft, hat keinen Namen, Niemand der sich zu ihm bekennen mag — bei seinem Eintritt in das Leben hat es nur eine Nummer und die banalen Namen, welche der Dame am Register gerade unter die Feder kommen.

Es folgt ein junger Mann, dem Aussehen nach ein Student; er wickelt einen Plaid auseinander, in welchem unter dem Fegen eines zerrissenen Taschentuches ein kleines

menschliches Wesen greint. Auch er giebt keine Auskunft, rollt seinen Plaid wieder zusammen, thut einige Fragen, aus denen man schließen kann, daß er Mediziner ist und verschwindet.

Noch seltsamer ist die folgende Erscheinung.

Eine Bauersfrau aus der Gegend von Jaroslaw — sie kommt mit einem großen bedeckten Korb, aus dem es von Zeit zu Zeit leise piepst. Sie öffnet denselben und zieht eine ganze Ernte von Kindern hervor, fünf Stück hintereinander, darunter Wesen, die danach aussehen, als sollten sie die Stunde nicht überdauern. Es ist eine der regelmäßigen Kommissionärinnen, die einmal oder zweimal im Monat ihren Umgang halten, die Kinder auf dem Lande sammeln und sie in das Findelhaus nach Moskau bringen.

— Die Taxe, so belehrt mich der Direktor, welche gebrauchsmäßig die Mutter zahlt, ist fünf Rubel, fünfmal fünf Rubel sind 25 Rubel, die Reisespesen betragen 12 Rubel, für Unterhaltung der Kinder unterwegs stürzt sich die Frau in keine großen Kosten, sie ist zufrieden, wenn sie ihre Empfangscheine hat, mit denen sie sich gegen die Mütter und nöthigenfalls gegen die Polizei ausweisen kann. So bleiben ihr von dieser Expedition 13 Rubel nachweisbaren Verdienstes, eine lockende Prämie.

Vierundzwanzig Stunden bleiben die kleinen Ankömmlinge in den Empfangszimmern, dann werden sie in die verschiedenen Sektionen vertheilt. Schon in dieser Periode stirbt trotz aller Sorgfalt der Behandlung ein nicht unbedeutender Prozentsatz. Jeden Morgen sieben Uhr wird

in der Anstalt getauft, im Durchschnitt handelt es sich dabei um zwanzig neu eingebrachte Kinder. Auch diese Taufkapelle ist neben dem Empfangsraum. Ein tiefes silbernes Becken, ganz mit kaltem Wasser gefüllt. Der Priester greift das nackte Kind mit den gespreizten Fingern der rechten Hand in das Gesicht, ihm Mund, Nase und Ohren zuhaltend, mit der Linken faßt er den Körper, taucht dann den Täufling gründlich in das Wasser ein und vollzieht die heilige Handlung mit den sakramentalen Worten. Das ist der Ritus der griechischen Kirche.

Mein Weg indessen geht weiter. Ich suche die Kinder in dem großen parkartigen Garten auf, wo sie während der kurzen Sommerzeit kampiren. Der Anblick bei dem Eintritt in den Garten ist überraschend, pittoresk. Den langen Baumgang hinunter sieht man, in eine regelmäßige Linie gereiht, die mit weißem Schleier gedeckten Kinderwagen neben einander stehen, vor jedem Wagen ist ein als Stuhl dienendes kleines Spind, an jedem steht die zu dem Wagen gehörige Amme. Die Ammen sind alle in das russische Nationalkostüm gleichmäßig gekleidet; die Sektionen sind durch die verschiedenen Farben der Haube angezeigt, scharlachroth, meergrün, kirschroth, himmelblau, die weißen Vorhenden, die bunten Sarafane. Auf Alles das streut die Vormittagssonne durch die Bäume fallend ihre sommerlichen Lichter.

Die Obervorsteherin der Anstalt kommt mir entgegen, Frau Lwow, Wittwe eines Generalmajors, eine feine aristokratische Erscheinung, mit jener unnachahmlichen Kunst der russischen Gesellschaft, ihr Betragen bis in die feinsten

Schattirungen zu nuanciren. Während wir die lange Reihe hinuntergehen, hatte Madame Lwow die Güte, mir die nöthigen Aufklärungen und Zahlen zu geben. Ueber 1200 Säuglinge liegen in den Wagen, vor denen wir passiren, die Zahl der Ammen beträgt aber nicht ganz 600, so daß eine jede Amme zwei bis drei Kinder nähren muß. So liegen auch immer zwei Kinder in einem Wagen.

Die Ammen verbeugen sich, wie wir an eine Sektion herantreten, nach russischer Sitte in gleichmäßigem Tempo so tief und wiederholt, wie wenn der Südwind eine Weidenallee vom Rücken gegriffen hat. Ich denke, sie sind des Fremden halber so feierlich aufgestellt, so schweigsam und gehalten wie auf einer Parade.

Es ist nicht gerade eine besonders schöne Auswahl von Exemplaren russischer Frauen, die sich hier zusammenfindet, im Gegentheil nur hier und da ein regelmäßiges Gesicht, ein paar menschenfreundliche Augen. Ich habe in Moskau in Privathäusern Ammen gesehen, die in ferniger, blühender Gesundheit, in kräftiger Gestalt mit den weltberühmten Ammen rivalisiren können, die zu den Prunkstücken der Aristokratie in Mailand und Rom gehören. Wie mir scheint, hat das Findelhaus nur die zweite und dritte Auswahl — es kommt eine Zusammenstellung breiter Gesichter, gestülpter Nasen, unentwickelter Intelligenz heraus, welche die vorherrschenden Züge in dieser Ammenausstellung geben.

Große, helle, wohlgelüftete Pavillons sind für das Nachtquartier der Säuglinge bestimmt, dorthin ziehen sie sich bei Regen zurück, dort sind auch die Räume für die

Unglücklichen, die mit den erblichen Krankheiten behaftet sind, die sie den Sünden ihrer Eltern verdanken, und die traurigen Siebenmonatskinder, die in großer Zahl dem Tode hier entgegenwelken.

— Wie lange bleiben die Kinder bei Ihnen, frug ich die Dame.

— Im Durchschnitt etwa drei Monate, bis sie kräftig genug sind, auf das Land gebracht zu werden, wo sie in Pflege gegeben werden. Die Anstalt zahlt das Pflegegeld. Während der ersten zwei Jahre beträgt es 36 Rubel das Jahr, im dritten Jahr 28 Rubel, dann bis zum siebenten Jahr 22 Rubel, es fällt dann, bis in den letzten Jahren der Pflege, die bei den Mädchen bis zum 15., bei den Knaben bis zum 17. Jahre dauert, nur noch 12 Rubel per Jahr bezahlt wird. Die Amme, welche ein Kind bis zum ersten Jahreschluß erhalten hat, erhält 5 Rubel Prämie, für ein Kind, das Lesen und Schreiben gelernt hat, werden 5 Rubel bezahlt und das Mädchen, welches sich bis zum 20. Jahre verheirathet, wird mit 20 Rubel ausgestattet. . .

Wiederum übernahm mich der Direktor, mit dem ich den Rundgang weiter setzte. Ich frug nach der Sterblichkeit unter den Kindern.

— Die Verhältnisse sind nicht günstig; trotz aller angewandten Mühe fehlt es uns an Ammen im Hause. Von den Kindern sterben uns dreiundzwanzig auf hundert noch im Hause, von den Pfleglingen auf den Dörfern sterben während der Pflegezeit dreiundvierzig auf hundert. Was wir von hier aus für die Pfleglinge thun können,

das geschieht. Wir halten Inspektoren, die regelmäßig die Distrikte bereisen, in die wir die Pflinglinge geben, ein regelmäßiger Transportdienst ist eingerichtet, wir haben Kinderwagen hier und an den Hauptbahnhöfen, welche die Kinder zu den Pflegestellen bringen. Die Kindersterblichkeit in Rußland ist eine unserer erschreckendsten sozialen Erscheinungen.

Wie wir uns dem Speisesaal nähern, rückt gerade eine Ammenabtheilung vor, welche die eben abgefütterte Abtheilung ablösen soll. Die ponceaurothen Kopftücher ziehen ab, die grünen treten an. Die Speisung der Amme ist ein sehr wichtiger Theil des Geschäfts, ich konstatarie mit Befriedigung, daß sie von allen Seiten sehr ernst genommen wurde. Brot, Gemüse und Kwas erhalten die Ammen nach Wunsch. Fleisch zur Genüge und eine Art Reiskuchen mit Salzstich als Leckerei in anständiger Portion. Die ganze Mahlzeit zu vertragen, muß man einen Ammenmagen haben.

Auch in die Abtheilung der Weißzeugverschließerinnen werfen wir einen Blick. Wenn ich nur hätte behalten können, wie viel tausend Windeln das Tagesbudget bilden, wie sich die gesammten Wäschestücke in der Woche und gar im Jahr summiren. Die Verschließerin hantirte indessen mit diesen Zahlen — es handelte sich um Millionen — ohne der Logarithmen zu bedürfen, mit der größten Behendigkeit.

Wir hatten unseren Rundgang nahezu beendet und passirten den Wartesaal vor dem Ablieferungszimmer. Auf den Bänken saßen Frauen des niederen Bürgerstandes, Arbeiterinnen, Bäuerinnen.

— Es sind Angehörige, Mütter von Pflegekindern, die Nachrichten über deren Befinden einziehen wollen.

— Kümmern sich die Mütter viel um ihre Kinder?

— Es kommt vor, bei Müttern aus den gebildeten Klassen. Ich selbst korrespondire mit einer ziemlichen Anzahl, namentlich aus dem Stande der Gouvernanten. . .

Ich erinnerte mich von Fällen gehört zu haben, wo Eltern sich ihrer Kinder in das Findelhaus entledigten, um das Vermögen nicht zu sehr zu zersplittern, aus Haß, aus Rachsucht, aus Eifersucht.

— Solche Fälle sind allerdings vorgekommen, vielbesprochene Prozesse haben darüber gespielt.

— Also ist es möglich, einem Kinde, auch wenn keine Noth vorhanden ist, aus irgend eigennütigen Motiven seinen Familienstand ganz zu entziehen? Es namenlos und verstoßen in die Welt zu werfen?

— Zweifellos, sagte der Direktor. Aber treten wir in mein Zimmer, das bespricht sich besser bei einer Cigarre.

Sa, sagte der Direktor, als wir in dem hellen, luftigen Saale Platz genommen, wir sehen die menschliche Komödie sehr in der Nähe, wir sehen sie bei ihrem fin mot, es ist immer dieselbe Geschichte, aber immer in anderer Form.

Ich erinnere mich eines Falles. Ein Herr aus guter Gesellschaft frug bei mir an, ob man ein Kind auf zwei Stunden in die Anstalt bringen und dann zurücknehmen könne. Gewiß, das kann man, sagte ich. Des andern Tages brachte man ein Kind, namenlos, ohne jede Angabe, es erhielt einen Namen, wurde getauft, nach zwei Stunden wurde es zurückgenommen. Es gehörte

einer verheiratheten Frau, deren Mann abwesend war und welche ihm die Existenz dieses Wesens verheimlichen wollte.

Ein anderer Fall.

Wir hatten einen Knaben ganz ausnahmsweise wegen seiner besonderen Fähigkeiten als Lehrer ausbilden lassen. Er wurde nach einer kleinen Stadt versetzt, wo bald Jedermann seine frappante Aehnlichkeit mit dem Regimentsarzt auffiel. Natürlich blieb dies auch dem Arzt nicht unbekannt; er ließ den Lehrer kommen und es ergab sich in der That, daß der junge Mann der Sohn des Militärarztes und seiner Gattin war, den sie seiner Zeit in das Findelhaus geschickt hatten. Zu einer öffentlichen Anerkennung konnten sich die Eltern auch jetzt nicht entschließen, im Geheimen behandelten sie den Lehrer als Sohn, öffentlich verleugneten sie ihn. Schließlich verließ der Lehrer die Stadt.

Ich konnte, sagte er aus, einen Zustand nicht länger ertragen, in dem meine Eltern das gegen mich begangene Unrecht, statt es gutzumachen, nur noch kränkender fortsetzten.

Noch romanhafter ist die folgende Geschichte: sie endet mit einer Art salomonischen Urtheils.

Eine Frau aus der Gegend von Tula hatte uns ein Kind gebracht und sich gleichzeitig als Amme und Pflegerin gemeldet. Als sie fortging, erhielt sie ein Mädchen als Pflegekind mit. Zufällig verließ sie die Anstalt an dem Tage, als ihr eigenes Kind einer Frau aus Wladimir als Pflegekind mitgegeben wurde. Unter irgend

einem Vorwande bemächtigte sie sich des eigenen Kindes, ließ das andere der Wladimirerin, die sich dabei beruhigte, und beide Weiber wandten sich nach ihrer Heimath. Das Kind in Tula blieb am Leben, das Kind in Wladimir starb.

Nach zwölf Jahren kam eine reichgekleidete Dame und verlangte ihr Kind zurückzuziehen, aus den Papieren der Anstalt ergab sich, daß es nach Tula gesendet worden war.

Die Dame erhielt einen Auslieferungsbefehl, allein als derselbe ausgeführt werden sollte, zeigte es sich, daß Pflegerin und Kind verschwunden war, es handelte sich um die Bäuerin, die sich ihres Kindes bemächtigt hatte. Zwei Jahre suchte man nach der Frau und dem Kinde. Die Dame wandte die größte Mühe an, um den Aufenthalt ausfindig zu machen, scheute kein Opfer, alle Behörden wurden in Thätigkeit gesetzt. Umsonst, es war, als ob die Erde Frau und Kind verschlungen hätte.

Endlich stellte sich die Bäuerin freiwillig hier ein. Sie erzählte, was wir schon wissen, daß sie ihr eigenes Kind besitze, es unter keiner Bedingung herausgeben wolle. . .

Sie lügt, sagte die Dame; seit langen Jahren hat die Frau mir erzählt, daß sie mein Kind habe; ich habe ihr Geld und Gegenstände aller Art für dasselbe geschickt. Mein Kind ist es und ich verlange es zurück.

Es ist wahr, sagte die Bäuerin, ich habe die Dame getäuscht; ich habe es aus Liebe für mein Kind gethan; ich war zu arm, um es ordentlich zu pflegen. Verdienne

ich Strafe, so mag sie mir werden. Ich werde das Kind hierherbringen; Sie selbst sollen urtheilen, ob es mein Kind ist oder nicht. Sprechen Sie mir es ab, so will ich es verloren haben, die Dame mag es hinnehmen.

An dem bestimmten Tage hatte ich zwei Aerzte der Anstalt und einen Kollegen versammelt, es erschien die Dame. Auch die Frau erschien mit dem strittigen Mädchen, sie brachte gleichzeitig noch drei andere Kinder von ihr mit, die sie gleichfalls in das Findelhaus gegeben hatte. Man stellte die vier Kinder nebeneinander, es konnte kein Zweifel sein, daß es Geschwister waren, die Aehnlichkeit war ganz frappant, derselbe Gesichtszchnitt, dieselben Augen und Haare.

Was aber am merkwürdigsten war — die vier Kinder hatten sämmtlich dasselbe Zeichen — in der Reihe der Vorderzähne war bei allen in der Mitte eine natürliche Lücke, eine Eigenthümlichkeit, die sie vom Vater geerbt hatten.

Auch die Dame konnte sich der Evidenz nicht entziehen, ihre Verzweiflung war herzerreißend. Zwölf Jahre hat mich die Schändliche im Glauben erhalten, ich hätte ein Kind. Nun stehe ich allein da, mein Leben ist zwecklos. Was hilft mir jetzt mein Reichthum!

Die Dame erzählte ihre Geschichte. Sie war die einzige Tochter sehr reicher Leute aus dem Bürgerstande. Gegen den Willen der Eltern heirathete sie einen jungen vermögenslosen Menschen, in der Hoffnung, daß die Eltern sich in die vollzogene Thatsache finden würden. Allein die Sache ging fehl. Der Mann wies sich als leicht-

sünnig, als ein Trunkenbold aus, sank immer tiefer, kam in Folge des Delirium tremens in das Irrenhaus. Die Eltern blieben unerbittlich, die Tochter schickte ihr Kind in das Findelhaus und nahm eine Stellung als Haushälterin an; was sie erübrigte, sandte sie nach Tula für ihr Kind. Dann starb die Mutter, sie hatte Alles dem Vater vermacht, auch der Vater starb, ohne Testament zu hinterlassen, und die Dame war einzige Erbin.

Aus vollständiger Mittellosigkeit sah sie sich an die Spitze eines jener kolossalen Vermögen gestellt, wie sie das moderne Rußland anzuhäufen versteht. Und dieser Augenblick, von dem sie Jahre lang geträumt, war das Ende ihrer Illusionen und ihres Erdenglückes. . .

Es ist immer dieselbe Geschichte, fuhr der Direktor fort, und ich ermüde Sie vielleicht. Aber noch den einen Vorfall hören Sie.

Sch bat ihn dringend fortzufahren. Er zündete eine neue Papyrus an.

— Diesmal war es ein Adliger. Er hatte sich mit seiner Frau veruneinigt, die eine Spitzbübın war, lebte mit einer anderen Frau, vier Kinder kamen zur Welt, sie wanderten alle in das Findelhaus. Die Ehefrau starb, der Adlige heirathete die Mutter seiner Kinder und sein erster Gang war auf das Findelhaus, um die Seinigen zurückzuziehen.

Wir schlugen die Register nach. Drei Kinder waren noch am Leben, sie wurden aufgesucht, durch Reskript des Kaisers legitimirt, das vierte ergab sich aus den Registern als todt. Nach Jahren erschien der Mann wieder bei

uns, er erzählte, er habe einen furchtbaren Traum gehabt. Er habe eine Stimme gehört: Verworfenener, warum lässest du dein viertes Kind im Elend — rette es. Wir wußten nicht, was wir sagen sollten, ich schlug selbst nochmals das Register auf, und es ergab sich ein noch nicht dagesewener Fall.

Das Register läuft über zwei Blätter, im Fragefall stimmten die zwei Blätter nicht genau in den Linien. Der Beamte, der zum erstenmale nachgesehen hatte, verfehlte die Rubrik des Kindes, kam in die darunter laufende eines andern Kindes, das gestorben war, und attestirte daraufhin den Tod des Kindes, um das es sich handelte.

Denken Sie sich unser aller Erstaunen, wie wir die Linien der Blätter des Registers genauer zusammenhielten, ergab sich ein ganz anderes Resultat. Der Todesvermerk gehörte zu dem oberhalb verzeichneten Kinde.

— Sehr merkwürdig und wie ging die Sache weiter?

— Das Kind wurde auch wirklich ermittelt, aber das Unglück hatte sich an es geheftet. Es war gelungen, den Geschwistern ihre traurige Vorgeschichte zu verbergen, mit dem Erscheinen der Wiedergefundenen war der Hausfrieden zerstört und die Familientragödie geht weiter

Ein statistisches Bureau und ein Archiv können in einem solchen Hause nicht fehlen. Das erste Kind, welches hineingebracht worden ist, hat wie der erste Eintrag angezeigt, zu Ehren der Stifterin den Namen Katharina erhalten.

Dann schlug der Direktor einen Band auf und zeigte

mir den folgenden Eintrag in französischer Sprache — ich citire aus dem Gedächtniß:

Am 11. September 1812 sind auf Befehl Seiner Kaiserlichen und Königlichen Majestät Napoleons, Kaisers der Franzosen und Königs von Stalien, aufgenommen worden: Sergi Alexandrowitsch, zwei Jahre fünf Monat alt, und Swan Alexandrowitsch, sechs Jahr elf Monate alt.

Es ist die einzige Spur der Napoleonischen Herrschaft in Moskau, auf die ich bis jetzt hier gestoßen bin. Der kaiserliche Befehl ging nebenbei bemerkt gegen die Statuten der Anstalt, die nur die Aufnahme von Kindern unter einem Jahr gestatten.

Welche Geschichte mag dahinter stecken? und was mag den Imperator bewogen haben, aus dem Meer von Elend, das er über Moskau ergoß, gerade diese beiden Wesen rettend herauszugreifen?

Darüber wußte mir Niemand etwas zu sagen . . .



In der Professorenwelt.

Anatol Petrowitsch Bogdanow ist Professor der Zoologie, ein Gelehrter von europäischem Ruf; er hatte mich eingeladen mit ihm die Universität und ihre Anstalten zu besuchen.

In einer Seitenstraße der Arbat passiert man durch einen langen, straßenartig mit Wohnungen besetzten Hof, in dessen Hintergrund ein kleines einstöckiges Haus steht — just so, wie man es etwa in Jena finden könnte. Dahinter ein Garten, groß genug, um mit seinem Grün die Nachbarschaft zuzudecken. So ein recht stiller, versteckter Gelehrtenwinkel.

Das seltsam ausschauende Haus mit seiner kleinen Treppe ist beinahe nur eine große Bücherei. Unter seinen Büchern fanden wir auch den Professor, freundlich streckte er mir die Hand entgegen — eine mittelgroße untersekte Gestalt, darauf ein gewaltiges Haupt echt großrussischen Typus, breit, knochig, die Nase kräftig entwickelt, Haar und Bart des angehenden Fünfzigers schon stark ergrauend. Die kleinen Augen blicken ruhig und forschend; in den ernstesten Zügen und um die langgezogenen kräftigen Lippen

ist ein halb gutmüthiges, halb humoristisches Lächeln leicht zu wecken.

In Professor Bogdanow habe ich nicht nur einen großen Gelehrten sondern auch einen herzlichen, lebenswürdigen Menschen kennen gelernt. Ich bin selten einem Manne begegnet, dem es gelungen war, den ganzen Umfang seiner Gedanken und Empfindungen in einen solchen inneren Zusammenhang zu bringen wie Professor Bogdanow. In dieser Beziehung erinnerte er mich oft an David Friedrich Strauß, so grundverschieden auch sonst der Schwabe und der Großruffe erscheinen. Es giebt nichts Anregenderes und Erfreulicheres, als den Verkehr mit Geistern dieser Art, denn nach welcher Richtung das Gespräch auch ausschreitet, immer bleibt der Mittelpunkt in Sicht, und jedes neue Wort ergänzt und erläutert das vorher gesprochene. Professor Bogdanow ist Darwinist, in die Geseze der Entwicklungstheorie hat er sich auch alle politischen und sittlichen Probleme eingeordnet.

Ich bin erstaunt, wie weit dieser in seinem speziellen Fach so überaus thätige Mann den Kreis seiner Interessen gezogen hat.

Eine Gestalt, wie die von Anatol Petrowitsch, kann nur durch eine eigenthümliche Lebensführung geschaffen werden. Ein Sohn des Volkes und Pflegesohn einer Fürstin, in Land und Stadt gleich heimisch, ein forschender Gelehrter und dabei von unermüdblichem Schaffensdrang — eine eigene Mischung von Altruffen und modernem Menschen, mit leidenschaftlicher Liebe an seiner Nation hängend. Bei den großen ethnographisch-politischen und

industriellen Ausstellungen in Moskau war er in erster Linie thätig; ebenso für die Errichtung der großen polytechnischen und antropologisch-historischen Museen, die aus Privatmitteln errichtet sind. Seine spezielle Sorgfalt als eines Zoologen ist dem Moskauer zoologischen Garten gewidmet und sein Ideal in dieser Beziehung ist der Berliner zoologische Garten. Ein eifriger Freund und Gönner der zoologischen Station des Professors Anton Dohrn in Neapel.

— Können Sie nicht in Berlin anregen, daß sich eine Gesellschaft dort zum Betrieb eines Aquariums in Moskau bildet? Es würde gute Geschäfte machen.

— Ich will es in die Zeitung setzen, vielleicht lesen es Dr. Hermes oder Dr. Brehm, oder sonst ein Berufener und ziehen die Sache in Erwägung; ich glaube, daß sie es wirklich verdient . . .

Wenn wir Abends in der kleinen Eßstube des Professors zusammensitzen, die vier Messingleuchter nach alt-russischer Sitte auf den vier Ecken des Tisches stehen, auf dem der Samowar aufgepflanzt ist, dann sprechen wir natürlich auch von Politik.

— Ich will mich der Schlagwörter keiner Partei bedienen und stoße daher bei allen an, meinethwegen können Sie mich übrigens einen Slawophilen nennen . . .

Die Methode des Professors der naturwissenschaftlichen Betrachtung der Bevölkerung hat für den Journalisten etwas höchst Lehrreiches und Verwandtes. Diese positive Methode stellt die Frage in den Vordergrund: was ist? und kommt erst hinterher auf die Frage, was

bedeutet das? Am wenigsten kann ich mich indessen mit der Uebertragung der Darwin'schen Entwicklungslehre auf die Geschichte befreunden. Darüber bricht der Streit immer von Neuem los. Bei der Variirung des Hegel'schen Satzes: — was ist, ist vernünftig — in den Darwin'schen Satz: — was ist, ist nothwendig — wächst sich der politische Quietismus behaglich aus.

Dieser Quietismus hat indessen etwas Wahlverwandtes mit dem orientalischen Zug im Ruffen, mit der Starrheit, Tiefe und Unbeweglichkeit im russischen Volksgeiste. Was das Ausland herbeibringt, ist doch nur wie der Bewurf am Gebäude, der gerade so lange haftet, bis er herunterfällt und das Grundmaterial sich wieder zeigt.

Anatol Petrowitsch ist mit ganz Moskau bekannt, er kennt Jedermann und Jedermann kennt ihn, vom Generalgouverneur und Erzbischof bis zum kleinsten Bürger. Wie klug und geschickt, wie innerlich bescheiden und selbstlos geht er seinen großgesteckten Zielen nach. Wenn in Moskau zum Reichstag gewählt würde, stände er sicher an der Spitze der Liste. Aber er ist sehr unparlamentarisch, Professor Bogdanow.

Sein ganzes geradezu unerschöpfliches Material an Menschen und Bekanntschaften stellt mir Anatol Petrowitsch mit aufopfernder Gastfreundschaft zur Verfügung. Unmöglich ohne solche Hülfe in einer so fremdartigen Stadt in wenigen Wochen sich zurecht zu finden.

Aber mit seiner Hülfe blättere ich in Moskau wie in einem großen Bilderbuch.

Heute machen wir uns auf den Weg nach der Uni-

versität — so bekommt unsere Unterhaltung einen akademischen Zug.

— Unser Unglück im Universitätsleben, sagte der Professor, ist die Politik. Da haben wir auf der einen Seite eine Regierungspartei, welche die klassischen Studien als konservativ, als eine Art Polizeimittel behandelt. Das genügt, um diesen ganzen Lehrplan dem russischen Volk verhaßt zu machen, denn nichts ist uns so verhaßt wie Polizeigewalt. Auf der anderen Seite haben wir Professoren, welche die Politik auf den Katheder bringen und aus der Wissenschaft eine advokatorische Tendenzpredigt machen. . .

Sch frug nach der Persönlichkeit des Rektors der Universität — wie mir aus der Antwort schien, ist man von Petersburg aus zur Zeit wieder auf der Suche.

— Zu den Rektorstellen der Universitäten, sagte Herr Bogdanow, findet sich sehr selten ein geeigneter Mann. Die Minister wechseln, ihre Ansichten wechseln, die politischen Beweggründe wechseln, der Rektor aber muß jede politisch-pädagogische Wandlung vollziehen helfen. Behandelt die Studenten milde, behandelt sie streng, als Kinder, als Jünglinge, als Männer der Wissenschaft, klassisch, realistisch, national, europäisch — das muß er Alles mitmachen. Ein nationaler Russe findet sich schwer in eine solche Stellung — aber irgend ein Fremder, der kühl und gelassen den Dingen gegenübersteht, kein Herz für unsere Sache hat, nimmt Stellung und Gehalt und thut, wie ihm geheißen wird.

— Und wie begreifen Sie Ihre Stellung gegenüber den Deutschen?

— Ich weiß, in Deutschland gibt es Leute, die Moskau für eine Stadt halten, bewohnt von Deutschenfressern, die sich unter sich Slawophilen nennen. Wenn Sie in Moskau vielleicht jemand finden sollten, auf den die Bezeichnung Deutschenfresser paßt, so bitte ich, ihn mir zu zeigen — ich kenne keinen solchen, wenn ich gleich selbst Slawophile bin.

Aber kein verständiger Deutscher kann es uns verdenken, wenn wir das Russische zu Ehren bringen wollen.

Man hat uns zugeredet, unsere wissenschaftlichen Bücher in einer westeuropäischen Sprache zu schreiben — Europa würde sonst keine Notiz von uns nehmen. Wenn wir wissenschaftlich fortschreiten, werden die Nationen des Westens gezwungen sein, unsere Werke in unserer Sprache aufzusuchen, bei Strafe in das Schicksal der Franzosen zu verfallen, die in wissenschaftlichen Verfall gerathen sind, seit sie aus Nationalhaß deutsche Leistungen ignorirten. Ein ganz vortreffliches Wort hat Virchow über die Gleichberechtigung der Nationen in der Wissenschaft gesprochen, ein Wort, das ihn ehrt — ich habe es meinem letzten Werke als Motto vorgelegt. . .

Professor Bogdanow schlug den Band auf, ich las eine Stelle aus einer jüngsten Kammerrede Virchow's — von diesem Plaze aus gesehen wurde das Völkerverbindende und Bedeutsame in Virchow's Auftreten in eine neue Perspektive gerückt.

— Es ist noch nicht lange her, daß wir Professoren an der Moskauer Universität hatten, die deutsch oder lateinisch vortragen wollten, aber nicht russisch. Diese

haben wir ausgetrieben. Sollten wir uns in unserer eigenen Hauptstadt auf die Köpfe spucken lassen? Mit nichten. Aber wir fragen nicht, welcher Nationalität der Professor ist. Sehen Sie unser Verzeichniß durch, wir haben Schweizer, Deutsche und Franzosen unter den Professoren — aber in Moskau soll man russisch lehren.

Nur was langsam wächst, sich organisch entwickelt, hat Zukunft. Der größte russische Herrscher ist nicht Peter I., sondern Alexander II., der das Russische wieder zu Ehren gebracht hat. Peter der Große, der uns zu Holländern oder Deutschen machen wollte, hat uns hochgelehrte Fremde in das Land gebracht — wir brauchten Schulmeister, die von unten angingen. Die Petersburger Akademie weist hochberühmte Namen auf, der russischen Wissenschaft haben sie nichts genügt. Die russische Wissenschaft ist durch die kleinen und dunkeln Männer, die in Moskau unterrichteten, geschaffen worden.

— Die große That Peter's, sagte ich, besteht nach der Meinung des Westens in dem Bruch mit der byzantinischen Theologie, die Rußland beherrschte, in dem entschlossenen Einschwenken in die realistisch-naturwissenschaftliche Richtung des protestantischen Nordens.

— Alles wiederholt sich im Leben; es sind noch nicht viele Jahre her, als in Rußland es für unbezweifelbare Wahrheit galt, wir Russen seien ein speziell für die Naturwissenschaften geschaffenes Volk, die erwählten Söhne des Materialismus. Man verbreitete Büchner und Molejshott; ich habe mir das selbst ein schönes Stück Geld kosten lassen. Ich durfte nur die Augen auf der Straße aufge-

macht haben, so hätte ich gesehen, was Rußland in der That ist: das kirchlichste aller Länder.

Sehen Sie nur unsere Russen an, wie sie sich kreuzigen und segnen, wie der Kultus sie auf Schritt und Tritt begleitet. Keine Scheibe Honig wird gegessen, kein Apfel, ehe Honig und Apfel ausgesegnet sind, das ganze russische Leben ist eine ununterbrochene Reihe kirchlicher Handlungen — mit Büchner und Moleſchott weiß ein solches Volk nichts anzufangen.

Ich habe meinen Irrthum eingesehen, — in einer schweren und schmerz erfüllten Stunde meines Lebens ist mir jenseits der Grenze, bis wohin die Forschung reicht, die tröstende und erhebende Kraft des Glaubens aufgegangen — als Naturforscher kann ich mir nicht verzeihen, daß ich einen solchen Irrthum begangen hatte. Die Russen sind ein idealistisches Volk —, dieser Zug wird ihre Entwicklung bestimmen und ich fühle mich glücklich, daß ich wieder voll und ganz in dem Geiste meines Volkes stehe. . . .

Die Moskauer Universität ist mit der literarischen, wissenschaftlichen und politischen Entwicklung Rußlands auf das engste verwachsen, mit eifersüchtiger Liebe und Sorgfalt schaut die russische Bildungswelt auf sie, als ihren nationalen Mittelpunkt.

Die Universität ist von den Deutschen gestiftet, die unter der Kaiserin Anna Rußland regierten. Ein weitläufiger Bau und seiner Zeit jedenfalls ein Ehrenkleid für die junge Wissenschaft in Rußland, jetzt für die erstarkte, wie ein verwachsener alter Rock, der in allen Nähten

kracht. Auch flickt und „remontirt“ man nach dem hier üblichen Ausdruck an allen Stellen. Ohne gründliche Neubauten, wie sie an allen unseren deutschen Universitäten in dem letzten Menschenalter vorgenommen wurden, ist jedoch nicht zu helfen.

Es sind Ferien und der Bau ist im Ganzen verödet. Ich wurde einer Reihe von Professoren vorgestellt, die auf der Bibliothek oder in den Kanzleien sich beschäftigten — darunter Männer mit Namen von hohem Klang in Rußland und dem Ausland, — diese Gelehrtenrepublik unterscheidet sich im Aeußern wenig von dem, was wir in Deutschland zu sehen gewöhnt sind. Ich bewunderte den Reichthum und die schöne Ordnung der Bibliothek — noch mehr aber bestaunte ich die Ausdehnung der Universitätskanzleien — was mag dort alles zusammengeschrieben werden! Im Schreiberwesen hat der Russe längst seine westlichen Lehrmeister hinter sich gelassen.

Aus der Art wie die Professoren zusammentreten, kurze Worte und Blicke wechselten, konnte ich sehen, daß irgend etwas Besonderes diese Welt bewegte.

— Zwei Professoren sind entlassen worden, sie haben zu viel auf dem Katheder politisirt und es sind vielleicht nicht die letzten.

— Und erhalten sie Wartegeld oder Pension?

— Sie haben keinen Anspruch auf dergleichen. . . .

Aus der großen Aula that ich einen Blick auf den großen Hof der Universität, der Platz ist aus der Geschichte der Moskauer Studentenunruhen bekannt. Wie oft hat ihn wildes, leidenschaftliches Geschrei erfüllt, wenn das

heiße, slawische Blut in das Wallen gerathen war. Wie viel hoffnungsfrohes, frisches, junges Leben und Streben hat hier ein schicksalsvolles Ziel gefunden!

Ich frug nach der Stimmung unter der Studentenschaft.

Der Radikalismus hat seine Zeit gehabt, er ist noch vorhanden, aber er beherrscht nicht mehr die Masse, wie noch vor kurzen. . .



Mit russischen Studenten.

Ich hatte eine Verabredung mit einer Gesellschaft Studenten zu einer Bootfahrt auf der Moskwa.

An der Smolensker Brücke traf ich mit den Herren zusammen, das Programm war: zuerst zoologischer Streifzug am Moskwaufer, dann Erholung auf den Sperlingsbergen.

Wir fuhren die stille Moskwa entlang — auch meine Gefährten waren stille, ernste Leute. Mediziner und Naturwissenschaftler in höheren Semestern — durchgängig harte Züge, von wenig Worten, nur stoßweise einen kurzen, scharfzugespitzten Satz — die Tracht gemäßigt. Die hohen Stiefel kamen auf Rechnung der Exkursion — russische Hemden und Pluderhosen in der Minderzahl.

Die Moskwa, die bis zur Smolensker Brücke daher kommt, als wollte sie direkt in das Herz von Moskau stoßen, besinnt sich hier eines anderen, macht eine Wendung und schneidet zuerst eine große Landzunge heraus, die wir umschiffen — eine glatte, grüne Ebene auf der das weißummauerte Jungfrauenkloster mit seinen Zinnen und Kuppeln sich präsentirt, wie ein Konditormunder auf einer grünen Schüssel.

Ein lauer, sommerhafter Tag, Sonne und Wolken malten wunderliche Lichter auf die Landschaft — es lag Stimmung darin. Deutsche Studenten hätten wohl leise ein Lied gefungen. Ich sah meine Gefährten auf die Möglichkeit eines solchen Exzesses an; es lag nicht mehr und nicht weniger Wahrscheinlichkeit dafür vor, als daß ein Auditorium auf der Anatomie einen Rundgesang beginnen sollte.

Wir hielten uns an die Hügelseite des Flusses, dort zieht sich Gehölz die Höhe hinauf. Höhlungen haben sich ausgewaschen, in denen sich sumpfiges Wasser sammelt. Und die Jagd nach dem Sumpfinsekt wurde mit Eifer betrieben.

Dann schifften wir weiter an Krautgärten und Datschen vorbei — an den Restaurationslokalen der Sperlingsberge hielten wir an und kletterten die Höhe hinauf, an Erhabenheit über dem Meeresspiegel etwa dem Kreuzberg zu vergleichen. Dagegen hat man Moskau nicht unmittelbar zu seinen Füßen wie Berlin vom Kreuzberg aus. Die Stadt ist vielmehr in die schönste Perspektive gerückt, mit dem Fluß im Vordergrund und flankirt von dichtbewaldeten Hügeln, aus denen weiße Landhäuser glänzen.

Die Gesellschaft nahm Platz, die Studenten verglichen, was sie ausgepudelt hatten.

— Ein wunderbares Thierchen, sagte der tonangebende Herr, indem er mir ein kleines Geschöpfchen vorwies, das noch halb in feuchter Erde staft. Es ahmt eine andere Insektenart für den ersten Anblick täuschend nach und erst bei genauerer Betrachtung stellt sich sein spezifischer Charakter heraus.

— Kurios, meinte einer der Studenten, wie das auf unsere russische Gesellschaft paßt.

Ein anderer im russischen Hemde nahm die Bemerkung auf:

— Daß unsere Gesellschaft ein Monstrum ist, mag sein — aber ob sie russisch ist und in das Fremde schillert, oder fremd ist und nur das Russische etwas mimt — das ist die Frage. Ich behaupte das Letztere.

Der Student war jedenfalls ein Slawophile.

Der Wirth brachte den Samowar. Die Studenten zogen Wurst und Käse, Branntwein und Bier aus den Körben hervor.

Aber auch beim Mahl wich der ruhige Ernst nicht von den jungen Männern. Nur einer ergriff eine Branntweinflasche und begann dieselbe zu leeren. Ich habe nie eine Branntweinflasche so rasch leeren und einen Menschen so rasch betrunken werden sehen. Hoch Bismarck! rief er wiederholt, um mich zu ehren oder zu foppen. Und mit diesem Wort auf den Lippen — es ist das einzige Deutsch, was er weiß, erläuterten seine Kameraden — fiel er ab und war entschlummert.

— Man muß es ihm zu Gute halten, heute ist der Geburtstag seiner Frau. . .

Auch die Geschichte des Herrn erzählt man mir: er hat ein Kapital geerbt, sich von dem kleinen Posten, den er bekleidet, beurlauben lassen und verstudirt nun sein Geld in Moskau.

— Bismarck ist ein großer Mann, aber es ist doch nicht schön von ihm, daß er mit Rußland Krieg führen will.

— Woher wissen Sie denn das, meine Herren, frug ich, mir ist davon nichts bekannt.

— Ja, das weiß ganz Rußland.

— Und was sollte denn der Krieg bezwecken?

— Das wissen wir nicht.

— Ich weiß es auch nicht, sagte ich. Uebrigens wissen Sie als Naturforscher jedenfalls, was eine Seeschlange ist — Dinge die Niemand gesehen hat, an die muß man eben glauben — vielleicht sind Sie darin besonders stark.

Die Studenten lachten.

Ich weiß nicht, ob ich den Glauben der Herren erschütterte habe; man hat mich nicht viel in Rußland gefragt; wenn aber Jemand etwas von mir wissen will, so ist es regelmäßig: Ist es denn wahr, daß Bismarck Krieg führen will. . .

Als ich mit Professor Bogdanow durch dessen Zoologisches Laboratorium ging, sah ich mehrere dieser Herren angelegentlich in ihre Arbeiten vertieft — es war mitten in den Ferien. Fleißige Leute.



Ein deutscher Gymnasiallehrer in Rußland.

Am Abend traf ich mich mit einem Jugendfreund vom Gießener Gymnasium her in der „Alpenrose“, so heißt ein deutsches Restaurant mit Wiener Bier und deutschpolnischer Bedienung im Stil eines mittleren Berliner Restaurants vor etwa zwanzig Jahren. Der russische Parfüm fehlt natürlich nicht — im Ganzen ein respectables Lokal.

Mein Freund hatte sich auf manchen Wanderungen im russischen Schuldienst herumgetrieben. Jetzt lebt er in Moskau. Wir saßen bald in Jugenderinnerungen fest.

— Weißt Du noch, sagte er, wie wir des Abends in der kleinen Gymnasiafenbude zusammen saßen und uns von den Gießener Schwarzen erzählten und dem Studentensturm auf die Konstablerwache, wie wir uns stritten, ob Georgi den Weidig umgebracht und ob der rothe August Becker (nicht der Kölner) ein Verräther war oder nicht?

— Natürlich weiß ich es noch —

— Wie dann eines Morgens der Diener, der noch

Follen ausgeklopft hatte, in das Zimmer trat und uns feierlich verkündete, der große Märztag sei angebrochen, „alle Genehmigungen sind bewilligt und die Bürger regieren“. Wenn uns damals jemand aufgefordert hätte, dem Universitätsrichter die Fenster einzuwerfen oder den Karzer zu stürmen — wer von uns harmlos romantischen Schwärmern wäre zurückgeblieben?

— Keiner, sagte ich.

— Zum Glück hat sich keiner gemeldet. Auf den russischen Gymnasien aber ist es anders, dort wirft der Nihilismus gewerbsmäßig seine Netze aus; dort werden die jungen Gemüther methodisch vergiftet, die Universität bekommt sie bereits fertig. Ich kann davon ein Wort erzählen. . .

Vor ein paar Jahren nahm ich eine Stelle in einer Gouvernementsstadt an, ich sollte den Sohn eines Generals in die Reihe setzen und aushülfsweise die deutschen Lektionen am Gymnasium übernehmen. Ich war damals noch ledig.

— Du bist jetzt verheirathet?

Mein Freund nahm einen Schluck.

— Piffen, sagte er, und mit einem Hauschlüssel. Hier nennt man es Dwornik, der Dwornik meines Hauses.

Er hatte jedenfalls noch eine gute Partie gemacht, aber der Alte war er geblieben.

— Mein Bögling war ein stolzer hochgemuther Junge von schneller Fassungsgabe und lebhaftem Geiste. Mir gab er schon am ersten Tag zu erkennen, daß er mich nur über sich ergehen lasse. Von seinen nihilistischen

Grundsätzen machte er dagegen mir gegenüber gar kein Hehl, ja es schien ihm Freude zu machen, mich durch die wildesten nihilistischen Theorien über die Erlaubtheit jedes Mittels im Kampf gegen die Gewalt zu reizen und zu höhnen.

Im Gymnasium hatte ich ebensowenig Erfolg. Das Deutsche war unpopulär, seine Erlernung galt als un-russisch und ich war in stetem Kampf um Erhaltung der nothdürftigsten Disziplin. Uebrigens war auch Lateinisch und Griechisch unpopulär — aber die Professoren halfen sich, indem sie Reden mit gewürzten Anspielungen hielten. Nur in der Mathematik war Zug in den Schülern. Famoso Mathematiker diese russischen Jungen.

Um so sicherer traten die Gymnasiasten auf der Straße auf. Wenn die sechste und siebente Klasse über den Boulevard zog — eine russische Gouvernementsstadt, die sich respektirt, muß einen Boulevard haben — so konnte man denken Schiller's Räuber sollten probirt werden. Gewaltige Stiefel, in denen die geblühten Pumphosen staken, darüber das rothe russische Hemd, unmögliche Hüte auf dem Kopf, den Uniformrock wie einen Husarenatilla übergehängt, große Stöcke in den Fäusten, so forderten sie die Bewunderung aller Philister der Stadt heraus, von den Schülerinnen des Frauengymnasiums hatten sie jedenfalls noch private Beweise dieser Gesinnung.

Die Klassenzeitung hieß die Sturmglöcke, famos geschrieben — natürlich blühender Unsinn — vom Direktor streng verboten — die eifrigsten Leser aber die Lehrer.

Ich sah bald das Unmögliche meiner Stellung ein

und war im Begriff sie zu lösen, als das Schicksal auf seine Weise eingriff.

In einer Nacht höre ich plötzlich Lärm auf dem Korridor, ein Diener stürzte in das Nebenzimmer, wo mein Zögling schlief — die Worte: die Gendarmerie — Hausfuchung — trafen mein Ohr. Nothdürftig bekleidet eile ich auf den Korridor und renne gerade in die Hände eines Gendarmeriekapitäns, der mit einem Gefolge von Gendarmen und Offizianten die breite Treppe heraufgekommen war. Der Kapitän erklärt mir kurz, er habe Befehl, bei meinem Zögling Hausfuchung zu halten.

Die Sache war mir natürlich nicht einerlei. Ich selbst wußte mich ganz frei von nihilistischen Umtrieben, aber wie tief mein Zögling sich eingelassen, davon hatte ich nur eine Ahnung. Er war in der letzten Zeit sehr oft spät in der Nacht nach Hause gekommen; ihm das verwehren zu wollen, fiel Niemand im Hause ein.

Die Nihilisten hatten zu dieser Zeit viel von sich in der Stadt reden gemacht; nihilistische Proklamationen waren in der Nacht an den Straßenecken und selbst an den Regierungsgebäuden angeheftet gefunden worden. Ja, man hatte die Kühnheit so weit getrieben, den Dwornik des Stadthauptes aus dem Schlafe zu wecken und ihm ein Packet Proklamationen als wichtige Dienstsache aus Petersburg zu übergeben. „Malsbald zu behändigen.“ Das Stadthaupt war auch wirklich mit der schönen Bescheerung aus dem Schlaf geweckt worden. In einem der Ueberbringer wollte der Dwornik einen Gymnastisten erkannt haben.

Während das Zimmer meines Zöglings durchsucht wurde, hieß man mich zur Seite treten.

— Auch Ihr Zimmer müssen wir durchsuchen, Herr Doktor, sagte der Kapitän zu mir — ich bitte zu verzeihen, es ist nur, um der Form zu genügen.

Ich verbeugte mich schweigend. Meine Spindschlüssel lagen auf dem Nachttisch, ich händigte sie den Polizisten ein, welche die Durchsuchung begannen.

In der ersten Schublade, die sie aufschlossen, lag unter meinen Hemden — ein Packet nihilistischer Proklamationen.

Ich war wie vom Donner gerührt. Der Kapitän hörte meine Ausrufe des Staunens und Schreckens mit Achselzucken an.

— Sie werden Gelegenheit finden, sich auszusprechen, sagte er kurz. Gegenwärtig bitte ich, mir zu folgen.

So marschirte ich in der Mitte einer Hecke von Gendarmen nach dem Gefängniß, ich hatte dessen gelbgetünchte Wände immer nur mit einem gewissen Schauder hinter der hohen Bretterwand auftauchen sehen. Nun schloß sich klirrend die eisenbeschlagene Thür hinter mir. Der Ton ging mir durch die Glieder, ich glaubte die Pforten der Welt hinter mir zugeschlagen.

Ich saß ein paar Tage in der verfluchten Höhle — Niemand frug mich etwas — kümmerte sich um mich. Eines Nachts nur hörte ich Pferdegetrab mit Stimmen im Hofe, aus denen ich schloß, daß ein Transport nach Außen abging.

Endlich wurde ich in das Verhörzimmer gerufen. Der

Untersuchungsrichter kündigte mir meine Freiheit an, lud mich aber ein, die Stadt so schnell wie möglich zu verlassen.

Wie ich hörte, hatte der General mächtige Verbindungen in Bewegung gesetzt, die für mich intervenirten. Am meisten entlastete mich indessen ein Handschuh, der zwischen den Proklamationen gefunden worden war.

— Ein Handschuh?

— Ich war einem findigen Untersuchungsrichter in die Hände gefallen.

Man suchte nach dem anderen Handschuh und fand ihn in der Paletottasche meines Zöglings

Das entschied für mich.

Mein Zögling trat in eine Militärschule. Das Gymnasium wurde für eine Zeitlang geschlossen. Noch heute lacht man aber darin über das Schicksal des deutschen Lehrers.

— Was ist denn aus Ihrem Zögling geworden?

— Ich habe gelesen, daß er sich in Turkestan als Offizier ausgezeichnet hat — er wird ohne Zweifel noch von sich sprechen machen im Guten oder im Schlimmen — aber ich fürchte, der Zar kann sich auch heute nur wenig auf ihn verlassen.

— Und die übrigen?

Von den Gymnastasten sind ein paar in Moskau. Einer ist Advokatenschreiber und lebt mit einer Studentin, ich habe ihn erst gestern Abend in Begleitung einer ganzen Schaar von Hörerinnen in Männerjoppen mit Kneifern und kurz verschnittenen Haaren über den Twerboulevard ziehen sehen. Einem anderen, einem fixen

jungen Kerl, begegne ich von Zeit zu Zeit in einem Studentenrestaurant, wo er sich durch große Zuvorkommenheit auszeichnet. Er ist nämlich dort Aufwärter geworden.

Eine verdächtige Gesellschaft . . . und wenn wieder etwas in Moskau losgeht, wird man von ihr hören.



Moskauer Gerichtshöfe.

Von allen Staatseinrichtungen, die ich in Moskau gesehen, fand ich die Gerichte am stattlichsten logirt, am sorgfältigsten gehalten. Es war ein unermessliches Wort, als Alexander II. sich sagen konnte: Rußland hat wieder eine Rechtspflege.

Auch hat keine Organisation, die der Reformator Rußlands geschaffen hat, so schnell und tief in dem Volksbewußtsein Wurzel getrieben, wie die neue Gerichtsverfassung. Vor Allem das Friedensgericht, ohne Zweifel jetzt die populärste Einrichtung Rußlands.

Ein in Moskau vielgenannter Advokat, Herr Beresjinski, hatte die Güte, mich durch die Gerichtshöfe zu führen; wie billig, begannen wir mit dem Friedensrichter.

Wir traten in das an der Moskwa gelegene Gerichtshaus; es ist einem gutgehaltenen deutschen Amtsgericht vergleichbar. Auch der Stil des Zimmers, in welchem der Friedensrichter amtirte, kommt auf das in Deutschland Uebliche heraus.

Der Richter saß auf einem etwas erhöhten Platz, war schwarz gekleidet und trug eine Amtskette gleich der unserer

Stadtverordneten; er wandelte Straf- und Polizeisachen ab. Was alsbald auffiel, war, daß er ganz allein amtierte, weder Gerichtschreiber noch Staatsanwalt zur Beihilfe und Kontrolle.

— Der Richter ist noch nicht lange gewählt, er war früher Gerichtsvollzieher — die Kreisversammlung, das Semstwo wählt die Friedensrichter — die Stadt Moskau, die ein Semstwo für sich bildet, bezahlt ihn, stellt ihm das Lokal, zieht die Strafgelder ein und nimmt die vom Friedensrichter Verurtheilten in ihr Haftlokal. Die Berufung geht dann an die Generalversammlung der Friedensrichter.

— Und welche Befähigung muß der Gewählte nachweisen?

— Befähigung? — Er muß Hausbesitzer sein, aber man nimmt es nicht genau damit. Seine Kanzlei hält sich der Friedensrichter aus der eigenen Tasche — wenn er einen Gerichtschreiber haben will, muß er ihn bezahlen.

Die Kompetenz eines solchen Richters ohne Gerichtschreiber und Staatsanwalt, ohne Kontrolle als seine Kollegen und den Senat in Petersburg, der sehr weit ist, geht bis 500 Rubel Geldstrafe und ein Jahr Gefängniß. Aber er ist auf Zeit gewählt und wenn er dem Semstwo nicht behagt, läßt ihn dieses fallen.

Es wurde eben eine neue Sache aufgerufen, der Richter verlas die Anklage. Ein Iztwotſchik hatte den Polizeisoldaten, der ihn zur Ordnung verwiesen hatte, über den Haufen gefahren, Zeugen waren keine geladen, nur die beiden Betheiligten. Der Polizeisoldat trug ge-

lassen seine Sache vor. Er hatte auf der Schmiedebrücke den Sztwotschik, der den Verkehr störte, zur Seite gewiesen. Dieser hatte darauf absichtlich das Pferd gegen ihn gelenkt, daß er zu Boden stürzte. Schaden hatte er keinen genommen.

Der Richter protokollierte rasch. Man sah, es war ein scharfer und expeditiver Herr.

Der Sztwotschik war ein Kerl, der seine sechs Fuß und mehr maß, im sauberen Sonntagskafan, auch sonst gut gehalten.

— War nicht meine Schuld, gnädiger Herr, der Polizeisoldat riß an dem Pferd, da wurde es scheu und warf den Mann um, ich konnte es nicht halten.

Der Richter warf noch einen prüfenden Blick auf die beiden Männer. Dann begann er das Urtheil zu schreiben. Ich war auf das Resultat begierig und überlasse jedem Leser darüber nachzudenken, was ein deutscher Amtsrichter aus dem Falle gemacht haben würde.

Der Friedensrichter an der Moskwa erhob sich, um das Urtheil zu verlesen, mit ihm erhob sich das Publikum — es bestand außer uns aus einer Schaar verwildert aussehender Gesellen, Zeugen für einen nächsten Fall. Das Urtheil war salomonisch: da der Polizeisoldat das Pferd am Zügel hatte, hatte er auch die Verantwortung für dasselbe. Im Uebrigen fünf Rubel Strafe für den Sztwotschik wegen Unfugs.

Der Sztwotschik zog sich zurück ohne eine Miene zu verziehen, als er die Thürklinke in die Hand nahm, ging ein spöttisches Grinsen über sein Gesicht. . .

Der Apellhof im Nebenhause, die Berufungsinstanz vom staatlichen Kreisgericht, war schon glänzender ausgestattet, drei Richter in goldbordirten Uniformen, Staatsanwalt und Gerichtsschreiber. Der Angeklagte war städtisch gekleidet, ein Gewohnheitsdieb, hatte anscheinend nur aus Gründen der Bequemlichkeit appellirt. Einige Diebstähle gab er zu, andere stellte er in Abrede, er schlug den Richtern eine Art Akford vor.

— Die ersten drei, sagte er, will ich zugeben, wenn Sie die anderen zwei streichen wollen.

— Ein Akford mit sechzig Prozent geht nicht, sagte der Prääsident. Es bleibt beim Urtheil. . . .

Katharina hatte den Plan, alle Bauwerke des Kremls niederzulegen und auf dem Platz einen Riesenpalast aufzuführen. Der Plan ist glücklicherweise nicht über ein Monstremodell hinausgediehen, das in der Schatzkammer des Kreml aufgestellt ist. Dagegen ist der Senatspalast, den jetzt die oberen Gerichtshöfe einnehmen, nach ihrer Anordnung gebaut worden.

Die Fronte des Gebäudes strebt nach dem Großen, Imponirenden — Säulen, große Portale, eine Kuppel mit einer Kaiserkrone und der Umschrift „dem Gesetze“. Um so überraschter ist man, eine bequeme Treppe zu finden, die in das erste Stockwerk hinausleitet. Dann nimmt das Gebäude noch einen gewaltigen Anlauf in das Majestätische, in der großen Halle, über welcher sich die Kuppel wölbt.

In diesem Saale des pas perdus der Moskauer Justiz hallt und dröhnt es von den Schritten der Hin-

und Herwandelnden. Die Gerichtssäle selbst aber, die ich sah, sind von einer ganz ungewöhnlichen Eleganz, man möchte sagen Koketterie. Es liegt etwas von dem Geiste des 18. Jahrhunderts in dem Bau und von der Mischung des Wesens in der großen Katharina selber.

Man kann sich Katharina denken, wie sie im Kasumowski-Park die Allee hinabschreitet, ihre kleinen Hunde nebenherspringend, während ihr Architekt seinen Plan erläutert.

— Um Alles, mon cher Koselow, keine pedantischen Säle und keine steilen Treppen — Sie wissen, das kann ich nicht vertragen. . .

In den Sälen ist denn auch das Pedantische glücklich vermieden. Der Schwurgerichtssaal zeigt eine behagliche Eleganz. Die Geschworenen haben auf Sesseln Platz genommen, die frei dastehen, keine Schultische und Subsellien wie bei uns. Ich betrachte mir die Herren, Physiognomien von Kleinbürgern und wohlhabenden Landleuten, wie man sie bei uns in kleinen Städten findet, nichts darin von jenem Zug der Spannung, der unablässigen inneren Bewegung, wie bei unseren Berlinern. Der Präsident ist eben dabei, sein Résumé zu ziehen, ein feiner, distinguiert blickender Herr, in Bewegung und Rede von einschmeichelnder Eleganz. Aus der Art, wie die Geschworenen ihm mit ihren Blicken folgen, glaubt man lesen zu können, daß die Ausführungen des Präsidenten für sie maßgebend sein werden.

In diesem hellen, freundlichen, stilvoll möblirten Raume berührt nur eines fremdartig — die Person des

Verbrechers und die blutigen Fegen, die neben einem Messer auf dem Teppich des Tisches liegen. Man fragt sich, wie kommt das in diese elegante Umgebung? Der Angeklagte, ein halbstädtisch gekleideter junger Arbeiter, hat einen Kameraden erstochen, ob aus Hinterhalt oder im Streite, das ist die Frage, die eben der Präsident erläutert.

Stumpf und gleichgültig sitzt der Angeklagte da, er hat wohl über sein Schicksal keinen Zweifel. Aus diesem hellen Saale, aus der Gesellschaft der vornehmen Herren, die ihn umgeben, Dinge, die er niemals so gesehen hat und die wieder blickartig für ihn verschwinden, führt man ihn in eine schmutzige dunkle Zelle zurück und ohne viel Phantasie kann er sich schon auf dem Wege nach Sibirien sehen.

Solchen Zügen von Verurtheilten auf dem Wege nach den sibirischen Bergwerken kann man in Moskau leicht begegnen.

Erst gestern Abend habe ich einen solchen Zug gesehen.

Voran ritten einige Kosaken, dann kam die traurige Schaar zu zweien aneinander gefesselt, etwa fünfzig Männer, rechts und links eine Hecke von Soldaten mit gezogenen Säbeln, dann eine Anzahl einspänniger Karren, auf denen Weiber saßen, Frauen von Strafgefangenen, die Erlaubniß erhalten haben, ihre Männer nach Sibirien zu begleiten. Aus den grauen Kutten, in welche die Sträflinge gekleidet waren, sahen seltsame Physiognomien heraus. Die Mehrzahl stumpfe, brutale Verbrechergesichter, aber auch Köpfe, die in solcher Umgebung wie ein Fragezeichen erschienen.

Das letzte Paar namentlich mußte auffallen. Neben einem Escherfessen, dem man seine Uniform gelassen hatte, an Gesichtsbildung und Ausdruck einem Raubvogel vergleichbar, schleppte sich ein schwächlicher junger Mann verwilderten Bartes, mit einem so kläglichen Blick, daß es mir in die Seele schnitt, als sich unsere Blicke zufällig begegneten.

Der Zug bog in das Bezirksgefängniß zum Nachtlager ein; dort wird er den neuen Zuzug finden, den man in diesen Räumen für ihn vorbereitet. . . .

Ich wurde einer Anzahl von Rechtsanwälten vorgestellt, die in den Korridoren und Vorhöfen sich aufhielten. Ich glaubte dieselben Typen wahrzunehmen, die wir auch in Berlin kennen. Dieselbe erregte und rasche Tournüre des Geistes — den eifrigen jungen Streber und den erfahrenen Mann der ruhigen Haltung — leitende Persönlichkeiten, um die sich Gruppen sammelten und einsame Größen, die still vor sich hingingen. Das Aeußere der Moskauer Advokatur unterscheidet sie nicht wesentlich von der westeuropäischen. Wie lebenswürdig und gastfreundlich der Moskauer Advokat zu sein versteht, davon gab mir mein Führer den angenehmsten Beweis.

Die Rechtsanwaltschaft giebt dem Geist überall und auch in Rußland einen blanken und scharfen Schliß und ein für das Realistische geschärftes Auge.

Mit einem Herrn, den ich im Justizpalaste kennen gelernt hatte, schlenderte ich durch den Alexandergarten längs der Kremlnauer.

— Sie haben ja unsere Gerichte gesehen. Was halten Sie davon? frug er mich.

— Es sieht sehr schön aus.

— Ja wohl, es sieht sehr schön aus und klingt auch schön, namentlich wenn man kein russisches Ohr hat und nicht hört, wie unsere meisten Advokaten mit polnischem oder jüdischem Accent sprechen. Aber wenn man hinein-
sieht, wird es anders. Der Geschworene denkt an sein Geschäft, der Staatsprokurator denkt an den Effekt, den seine Rede in der Zeitung machen wird, und an den Orden, den er erwartet. Der Advokat redet sich heiser, um die fünfzehn Rubel zu verdienen, die ihm von der Frau des angeklagten Diebes versprochen sind für den Fall, daß dieser seine Strafe in Moskau absetzen kann. Dann bekommt der Angeklagte noch das Wort: ich habe die Uhr gestohlen, sagt er vielleicht, aber ich hatte keine Arbeit, ich hatte Hunger. Die Geschworenen werden gerührt, sie kommen mit einem Nichtschuldigen zurück. Und nun male einer das verdugte Gesicht des Angeklagten, wenn der Präsident zu ihm sagt: Sie sind freigesprochen, Sie können gehen.

Der Staatsprokurator aber denkt wohl, das nächste Mal ist meine Tour und dann schlägt er vielleicht mit verdoppelter Wuth auf einen Unschuldigen . . .

Der Herr stand still und indem er seine Blicke auf den Krenl heftete, citirte er mit etwas schreiendem Pathos die bekannten Spottverse, die Nekrassow auf den Justizpalast in Petersburg, das dortige Moabit, gedichtet hat:

Auf der Viteinja steht eine Baracke,
Dort erwartet den Verbrecher die Rache,
Aber „nichtschuldig“ schickt man ihn weg,
Ueber und über beschmissen mit Dr—.

Ich frug nach dem modernsten Zug im russischen Verbrecherwesen.

— Ueber Verschwörungen und Nihilisten wollen Sie mich wohl nicht ausfragen? sagte mein Begleiter mich etwas von der Seite ansehend.

Ich schüttelte nur den Kopf.

— Dummheiten, fuhr er fort. Auch werden Sie unter den angeklagten Nihilisten nie einen Advokaten und selten einen Juristen finden. Hätten Sie vor einiger Zeit nach dem modischsten Verbrechen gefragt, so würden Ihnen alle Russen einstimmig geantwortet haben: Das Bestehlen des Staates. Es lebe der Fortschritt, wir arbeiten jetzt unter dem Zeichen der Chantage.

Früher verlief die Sache etwa so: eine Militärbehörde schrieb eine Submission auf Lieferung aus im Betrage von 100 000 Rubel, ein Lieferant erhält den Zuschlag auf ein Gebot von 70 000. Zwanzigtausend will er dabei verdienen, Zwanzigtausend muß er abgeben. So erhält der Staat schließlich für 30 000 Rubel Waare. Damit war die Sache regelmäßig zu Ende. Jetzt meldet sich noch der Chantageist um seinen Theil am Kuchen zu erhalten. Er verständigt den Lieferanten und seine Beschützer davon, daß er einige interessante Artikel über das betreffende Geschäft vorbereitet habe, deren erster gern zur Verfügung stehe und für deren Erscheinen in dem oder jenem Blatte schon Vorsorge getroffen sei. Regelmäßig erscheinen dann diese Artikel nicht. Ein vorsichtiger Lieferant nimmt daher heute die Chantagegebühr schon in

seinem Voranschlage mit auf, er bietet von hunderttausend nur noch auf achtzigtausend herunter.

— O, diese Spitzbuben, rief er in plötzlich aufflammendem Zorn, Spitzbuben, Spitzbuben. Wenn ich Ihnen den Revers der Medaille zeigen könnte — Hospitäler, Schulen, Kasernen, alle schön gelb getüncht, aber die Balken inwendig faul zum herunterbrechen und das Geld in den Taschen der behänderten Hallunken!

Und als wollte er eine Anrede an eine große Versammlung halten, rief er:

— Lumpen seid Ihr — Ihr Alle miteinander, verfluchte Diebe und Lumpen.

Dann wandelte er weiter, als hätten wir von gleichgiltigen Dingen gesprochen. . . .



Der Chitrow Kynok.

Ich habe öfters gehört und gelesen, daß es in Rußland ein Proletariat im westeuropäischen Sinne nicht gebe; man hat auf Grund dieser Thatsache eine Ausnahmstellung Rußlands gegenüber den sozialen Fragen der Gegenwart behauptet.

Ich lasse das Alles dahingestellt, es nur mit einem bescheidenen Fragezeichen ankreuzend — das Lumpen- und Bettlerproletariat aber, wie es in Moskau vor Augen tritt, braucht den Vergleich mit London und Paris nicht zu scheuen.

Man kann in Moskau nur wenige Schritte thun, ohne angebettelt zu werden; in der Nähe der unzähligen Kirchen hält sich immer eine Anzahl von Bettlern, fährt man außerhalb der Stadt, so sieht man oft genug aus einer Vagabondengruppe an der Straße ein paar schnelfüßige Wesen sich ablösen und den Wagen bettelnd begleiten.

Wo der Uebergang vom Bettler zum Landstreicher und Dieb ist, wird schwer auszumitteln sein. Wie der Moskauer die Lage auffaßt, das ergibt sich aus den Sicherheitsmaßregeln, mit denen er sich umgiebt. Man

verläßt sich nicht blos auf die Polizei. Jedes größere Haus hat seine Wächter — in ihre Pelze gehüllt sieht man sie Nachts vor den Thoren der Häuser lagern. Auf allen Höfen findet man eine Zahl großer und böser Hunde, auch für den ruhigen Staatsbürger höchst gefährliche Bestien. Es kommt öfters vor, daß Menschen von diesen Hunden zerrissen werden und ihre eigenen Pfleger sind nicht immer vor ihrer Wuth gesichert.

Man hat mir in Moskau in den belebtesten Quartieren dunkle Häuser gezeigt, wo das Lumpenproletariat seinen Sitz aufgeschlagen hat; am massenhaftesten findet es sich indessen am Chitrow Kynof zusammen.

Ein großer Platz, ein regelmäßiges Bierdeck, rings besetzt mit kleinen auffallend weiß getünchten Häusern, die kleinen Fenster ohne Vorhänge, die Erdgeschosse Kneipe an Kneipe. Etwas in die Ecke gerückt ein großer oben gedeckter, an den Seiten offener Holzschuppen, ein Zufluchtsort bei schlechtem Wetter — um den Schuppen noch einige Reihen Buden mit dem Abhub halbverdorbener Lebensmittel und armeligstem Trödel.

Dieser ganze Platz aber gefüllt von einer stehenden, kauern den, ausgestreckt liegenden Menge — graues Volk nennt der Russe mit einem bezeichnenden Ausdruck diese Menschenklasse.

Und grau ist in der That Alles, grau der Boden, auf dem sie lagern, grau die Kittel, in denen sie gehen, grau die verlumpten Hosen, die in die verstaubten Bastschuhe eingebunden sind, die schmutzigen Köpfe. Auffallend stille war es auf dem menschenfüllten Platz, kein

Schreien oder Zanfen oder Singen. Die Meisten lagen in gleichgültiger Ruhe, nur hie und da verhandelte eine Gruppe, die sich etwas abseits gestellt hatte.

Auch eine Art Arbeitsmarkt für die geringsten Handierungen ist der Chitrow Kynok, sonst ist er nur der Sammelplatz für die Elenden, für die Welt des Lasters und des Verbrechens.

Aber es ist kein städtisches Proletariat, das hier sein Lager aufgeschlagen hatte, entschieden in jedem Zuge ein Bauernproletariat.

Im Rußen steckt der Wandertrieb, von der obersten Klasse der Gesellschaft bis in die tiefsten Schichten. Die russische Aristokratie ist immer unterwegs, nach dem Süden und nach ihren Gütern, nach Petersburg, nach dem Ausland — ein innerer Trieb zieht sie zu dem Zusammenhanglosen, Neuen, Unkonsequenten. So ist auch für den gemeinen Rußen jeder Vorwand zu einem Wander- und Abenteuerleben recht. Als Hausirer, als Pilger zu einem Heiligthum, als Stellefuchender, als gewerbsmäßiger Bettler und Landstreicher ist er der wegfertige Mann. Selbst eine religiöse Sekte, die der Wanderer, die nach der apostolischen Reisevorschrift leben, hat sich auf diesen Zug des russischen Charakters hin bilden können. Je fester und gebundener das Heimathswesen ist, desto mehr schwillt auch die Fluth der Heimathlosen. Alle polizeilichen Anordnungen sind machtlos gegen den Strom, der sich namentlich nach Moskau zieht.

— Den Platz müssen Sie bei Nacht sehen, sagte der Oberpfarrer v. Diekhoff zu mir, einer der Prediger der

deutschlutherischen Gemeinde, dem ich vom Chitrow Rynof sprach, — und ich selbst werde Sie begleiten. Ein blinder Bettler hat mich jüngst aufgesucht und mich um Hilfe gebeten, ich habe etwas für den Mann gefunden. Wir wollen ihn am Chitrow Rynof suchen.

Herr v. Diekhoff gehört zu den Naturen, die nur in einem unermüdlichen Schaffen ihre Befriedigung finden. Auf dem Gebiete der Armenpflege und des Schulwesens hat er Ungewöhnliches geleistet; eine besondere Sorgfalt widmet er dem Blindenwesen; hier wirkt er für Rußland geradezu epochemachend.

Ein deutscher Kaufherr, Herr Ferdinand Fulda, schloß sich uns an; seit achtundzwanzig Jahren war er in Moskau ansässig; aber auf dem Chitrow Rynof war er noch nicht gewesen. . . .

Heller Lichtschein aus den Fenstern der Kneipen zog sich wie eine Illumination um den Platz, ein Polizeisoldat der Wache hatte, erklärte sich bereit, uns auf unserer Wanderung zu begleiten.

Wir traten unsern Weg an durch ein breites Meer des Elends und der Verkommenheit. Von Haus zu Haus über elende finstere Stiegen durch Kammern, vollgeschichtet mit Männern, Weibern, Kindern bunt durcheinander, durch Kneipen, gefüllt von einer halbtrunkenen Menge. Mit Enthusiasmus wurden wir sicher nirgends aufgenommen — aber auch nichts positiv Unangenehmes passirte uns. Wenn sich Widerspruch gegen unser Erscheinen erhob, so fand sich immer eine Autorität in der

Kammer, welche die Ruhe wiederherstellte. An Wigen über uns fehlte es natürlich nicht.

— Wir suchen den blinden Dmitri, sagte der Pfarrer beim Eintreten in die Kammer.

— Du bringst ihm wohl neue Augen mit, Batuschka, rief eine Stimme; jedenfalls in Anspielung auf unsere Zwicker.

Und die Gesellschaft lachte.

Ich bewunderte die Virtuosität, mit welcher der Oberpfarrer die Russen behandelte. Im Augenblick war er in einer Art von Verhältniß zu ihnen.

Die Orgien hatten etwas Trauriges. Die Weiber, meist schon trunken von Schnaps und Müdigkeit, die Männer, ihre melancholischen Weisen ins Unendliche fortzuingend; nur hie und da eine Gruppe mit energischerer Haltung.

Der Preis eines Nachlagers ist fünf Kopeken, besondere Bequemlichkeiten werden extra verrechnet. Das Geschäft scheint gut und die Fluth der Heimathlosigkeit im Steigen. Denn die Straßen auf und ab vom Chitrow Rynok wird ein Haus nach dem andern zu einer Nachtherberge.

So hat diese trübe Fluth auch schon ein großes herrschaftliches Haus in der Nähe erreicht. Ueber eine Paradestreppe in einen großen Saal. Wenn eine der schönen und stolzen Besucherinnen der Feste früherer Zeit ihren Fuß jetzt in diese verlumpte Halle und ihr trauriges, trübes Halbdunkel setzen wollte, welcher Gegensatz! Die russische Aristokratie, dieses Kunstwerk des Luxus und

Reichthums und diese Welt, in der der Besitz von fünf Kopfen schon zur Lebensfrage wird.

Denn nicht alle Heimathlosen besitzen dieses Kapital. Zwei wohlthätige Kaufleute haben in der letzten Zeit ein Asyl gebaut, worin das Nachtquartier umsonst gegeben wird. Auch dies beschloßen wir aufzusuchen. Rasche Tritte kamen hinter uns her; in einem Moment waren wir von Polizeisoldaten umstellt. Ein Polizeioffizier trat auf uns heran.

— Wer sind Sie und was wollen Sie?

Es war offenbar auf der Polizeiwache gemeldet worden, daß etwas Ungewöhnliches im Quartier vorgehe.

Pastor Dieckhoff nannte seinen Namen, er stellte mich als Berliner Journalisten, der Moskauer Einrichtungen studire, vor. Beides wurde gut aufgenommen. Noch ein anderer Polizeioffizier gesellte sich zu uns. Wir waren ein förmlicher Zug, als wir vor dem Lapkin'schen Asyl ankamen. Das Haus lag bereits fest verschlossen in vollständiger Finsterniß.

Der Offizier hieß klopfen, auf sein Wort hin hörte man die eisernen Stangen im Innern zurückschieben. Eine Anzahl Kerzen wurden angesteckt und vertheilt und die Wanderung begann.

Eine Thür wurde aufgestoßen.

— Der Frauensaal, sagte eine Stimme.

Die Polizeisoldaten leuchteten mit ihren Kerzen voraus; es muß ein ungemein langer Raum gewesen sein, den wir durchschritten. Der flackernde Schein ließ immer nur kleine Fragmente aus dem tiefen Dunkel hervortreten.

Auf den Britischen, die sich die Hallen entlangzogen, lagen in dichten Reihen mit Lumpen zugedeckte Gestalten, die Aermsten der Armen. Müde Gesichter, vom Glend und vom Laster gezeichnet, fuhren in die Höhe, wenn zufällig der Lichtstrahl ihnen in die Augen gefallen war. Ein Mädchen, halbes Kind, richtete sich auf Mutter! Mutter! rufend. Eine alte Frau, in deren Nähe der Zug einen Moment Halt machte, setzte sich auf, zog aus ihrem Rock eine Gurke und ein Messer hervor und fing in philosophischer Gelassenheit an die Gurke zu schälen und zu verspeisen.

— Wie gehts Dir, Mütterchen? fragte der Pastor.

— Leih' mir deine Kerze, sagte die Alte, bis ich fertig bin.

Diogenes hätte nichts Besseres zu sagen gehabt.

Eine Treppe höher ist der Männeraal; er war offenbar noch weit stärker gefüllt als die Frauenabtheilung, unsere Brillen liefen an, der Athem versagte uns, als wir einige Schritte in die Halle gemacht hatten. Durch irgend einen Umstand gab es Lärm und mit einemmale fuhr ein Haufen von verwirrten geblendeten Köpfen hervor. Die Polizeisoldaten, die hier plötzlich auftauchten, haben sicher manchen mit Bestürzung erfüllt. Für einen Maler, der die Auferstehung der Todten und das jüngste Gericht zu malen hätte, eine gute Studie, dieser Ausdruck des Schreckens auf den elenden Gesichtern mit langem wirren Bart und Haupthaar. . . .

Wir hatten unseren Umgang vollendet, der Offizier machte uns auf die gute Luft und die Reinlichkeit der

Anstalt aufmerksam, die durch das Anstreichen der Wände mit Theer gewonnen sei. Auch ein Priester komme jeden Abend, um ein Gebet zu sprechen. Wir suchten uns gegenüber dem furchtbaren Eindruck, den wir erhalten, zu sammeln; denn nie wirkt das Schicksal erschütternder, als wenn es jeden Widerstand gegen sich niedergeschlagen hat.

Dann traten wir mit den Offizieren zu einer kleinen Unterhaltung zusammen, Cigarren wurden gewechselt. Natürlich sprachen wir von Glend und Verbrechen in Moskau.

Die Polizeioffiziere machten den Eindruck entschlossener und gewandter Männer von guten Umgangsformen.

Die trotzige Kühnheit und Verschlagenheit, mit der die Nihilisten vorgehen, sind Charakterzüge, welche der russischen Verbrechervelt überhaupt eigen sind. Die nie aufhörenden agrarischen Verbrechen bilden die Pflanzschulen für Banden und Bandenführer; ein kühner Räuberchef setzt eine ganze Stadt, eine Gegend in Schrecken. Die Phantasie des Volkes heftet sich mit Vorliebe an wilde und verwegene Räuberthaten; von ihnen erzählt man sich an den langen Winterabenden in den rauchigen Hütten des Volkes, und selbst Puschkın hat es nicht verschmäht, in einem seiner gewaltigsten Romane das Leben eines Räuberhauptmanns zu idealisieren. Noch ist das russische Landvolk voll von den Thaten Pugatschew's und seiner Genossen.

Ein instinktiver Trieb läßt den Russen in allen Verhältnissen nach einer Art Gemeinsamkeit, einem Artel suchen, auch in der Verbrechervelt findet sich dieser Zug. Ein durch seine Energie und Geschicklichkeit ausgezeichnete Verbrecher wird das Haupt, dem sich die Genossen

unterordnen, bis ihn ein Wilderer, Energischerer aus seiner Stellung herauswirft. Daß heruntergekommene Edelleute in der Verbrecherwelt eine große Rolle spielen, ist ein Fall, der sich zum Defteren wiederholt.

Sch hätte gern über die spezielle Physiognomie der Moskauer Verbrecherwelt noch weiter mich unterrichtet, aber es war spät geworden, wir mußten uns trennen.

Sch wandte mich zu dem Plaze, wo mein St-
wotfchik hielt. . .

Hat man diese Quartiere durchwandert, so werden die Meldungen begreiflich über die Schrecken, die Pest und Cholera in Moskau verbreiteten. Sch sehe keinen Grund, warum sich das nicht Alles wiederholen kann.

Auch wenn Moskau wieder in Brand gerathen würde, wie im Jahre 1812, wenn eine Judenemeute in Scene gehen soll, so wird aus diesen Höhlen eine ganze Armee von Raubthieren herausbrechen.

Als vor einigen Wochen die Judenemeuten wieder in Rußland grassirten, sprach der leitende Moskauer Bankier, Staatsrath Poliakow, wegen der Verhältnisse in Moskau mit dem Generalgouverneur.

— Für die zweiten fünf Minuten stehe ich, sagte der Generalgouverneur. . . .

Aber wie müssen die ersten fünf sein!

Man muß diese Kerle gesehen haben, wie sie scheu und wild aus dem Schlafe aufwachen, um die Scenen von Mord, Brand, Plünderung zu verstehen, die aus den russischen Städten, zuletzt noch so schauerlich aus Nishny Nowgorod berichtet wurden. . .

— Das Café des Frankfchers haben Sie nicht mit ihrem Besuch beehrt — sagte neben mir eine fistulirende Stimme, sie mußte einem Berliner gehören — feinstes Café der Hauptstadt, Sammelpunkt der Intelligenz und keene Russen werden nicht geduldet.

— Mit wem habe ich die Ehre, frug ich das aus dem Dunkel auftauchende Paar.

— Landsleute, gegenwärtig ohne Kondition. Ein kleiner Beitrag sehr erwünscht.

Ich gab einige Kopfen.

— Werden Sie sich nicht nach einer Kondition umsehen?

— Für gewiß können wir das nicht versprechen. Dazu müßten Sie erst unseren Stiebelverhältnissen näher-treten, sie sind sehr verwickelt.

Der Sprecher wies auf seine Füße, wo in der That schon der Uebergang aus dem Stiefelsystem in das Bast-schuhsystem sich andeutete. . .

— Wenn Sie sich mit uns expliziren wollen, bitte nur sich anzuschließen, feinsten Gilka, Damenbedienung, und wenn Sie vielleicht Apteker oder sonst aus das Ge-schäft sind, sehr gebildete Kollegen.

Ich dankte.

— Nu denn nich. Grüßen Sie Muttern, wenn Sie zu Hause kommen. . .

Das Paar schlug sich seitwärts und verschwand in einer hellerleuchteten Kneipe.



Die Petrowski-Rasumowski-Akademie.

Durch die Triumphpforte, welche zu Ehren des Einzuges Alexander I. nach seiner Rückkehr aus Paris errichtet wurde — sie ist im französischen Empirestyl errichtet, mit römischen Kriegern und einer sechsspännig fahrenden Viktoria ausgestattet, die aber doch nicht schneller zum Ziel kommt, als unsere Vierspännige auf dem Brandenburger — durch diese Triumphpforte — dann weiter durch einen stattlichen Park, an vornehmen Villenkolonien vorbei, fahren wir dahin. Unser Weg endet bei einem elegant, beinah kokett aussehenden Hause. Man könnte glauben das Schloß eines kunstfönnigen großen Herrn vor sich zu haben. In Wirklichkeit ist es die landwirthschaftliche Petrowski-Rasumowski-Akademie, die wir erreicht haben — lange Zeit verrufen, als ein Hauptstüß nihilistischer Jugend.

Auf dem Wege waren wir schon einigen merkwürdigen Gestalten begegnet — landwirthschaftlichen Studenten, die sich trotz der Ferien in der Nähe hielten — zu dem eleganten Hause passen sie durchaus nicht — wüßt und affektirt vernachlässigt, in verschmutztem russischem Sommerkostüm, mit wilden Hüten, gewaltigen Stöcken — Gestalten, bei

deren Erscheinung die im Park spielenden Kinder schreiend auseinanderlaufen müssen, als wenn plötzlich Rübzahl unter sie träte.

— Der Sitz der russischen Opposition — so sagte mir jüngst eine französische Dame, die seit langem hier lebt — dieser Sitz ist weder bei den Deutschen noch bei den Polen, die ersten sind politisch ganz neutral, die letzteren halten sich still für sich. Die russische Jugend aber ist unglaublich radikal und wild, sie gefällt sich allein in der absoluten Negation. Etwas mehr Ernst, Mäßigung und Arbeitsamkeit ist vielleicht schon zu spüren. Vor fünfzehn Jahren war es wie ein Raufsch, der die Jugend mit einemmale erfaßte und sie dem Nichts zuführte. Was damals an Tollheiten gedruckt wurde, das ist geradezu unglaublich, etwas ähnliches hat die Welt nicht gesehen.

Eigentlich, setzte die Dame hinzu, ist der Russe überhaupt der geborne Nihilist — sein Lieblingswort, das immer wiederkehrt, ist „Nichts“ Nichtscho — zerstören ist seine Passion, ob es nun Bäume sind, die er zerstört, oder Staaten, Einrichtungen, Menschen. . . .

Nähe bei dem eleganten Hause, in einem feinen Bosquet finden wir den Platz, wo der Nihilismus in seiner neuesten Erscheinungsform, dem Mord, dem „Terror“ sich zuerst offenbarte. Hier hat Netschajew den Studenten der Landwirthschaft Swanow erschossen, der im Verdacht stand, die Geheimnisse einer nihilistischen Verschwörung verrathen zu haben. Netschajew wurde von der Schweiz, in die er sich geflüchtet hatte, ausgeliefert und zur Verbannung

nach Sibirien verurtheilt — aber wie viel Blut ist geflossen, seitdem das Blut des ersten Opfers des Schreckenssystems auf diesem Kiesweg umherspritzte. . .

Noch vor kurzem war die Aufhebung der landwirthschaftlichen Schule von der Petersburger Regierung ernstlich erwogen worden. Man stand nahe vor der Kaiserkrönung, und gegenüber den Tendenzen, die sich unter den Schülern festgesetzt hatten, schien es fraglich, ob man nicht besser thue, einen solchen nihilistischen Infektionsherd einfach zu extirpiren. Indessen siegte die mildere Meinung, der vor Allem der Kaiser günstig war, er hatte einen besonderen Vertrauensmann für die Direktorstelle gefunden, einen leitenden Petersburger Augenarzt, Professor Dr. Junge. Dem kaiserlichen Wunsche fügte sich auch Herr Junge, er ist im Augenblick der Leiter der von ihm reorganisirten Anstalt.

In jedem anderen Lande würde es wunderbarlich sein, wenn ein Augenarzt, und wäre es der berühmteste, Direktor einer landwirthschaftlichen Schule wird, in Rußland liegt das einfach in dem System. Hier geht man von der Ansicht aus, daß derjenige, der zu befehlen und die Menschen zu leiten weiß, überall hin paßt, daß der Mann in der ersten Linie steht und die Technik erst in der zweiten. In Deutschland neigte man bis vor kurzem der Ansicht zu, daß man aus einem Juristen Alles machen kann, in Rußland ist es feststehend, daß ein General in jede Stelle paßt, wie im alten Rom besetzt man in den Vereinigten Staaten die Aemter aus den Volksrednern. Alle diese Systeme haben ihre Licht- und Schatten-

seiten, wie man sie zur Anwendung bringt, darauf kommt Alles an.

Herr Junge hat etwas von der Petersburger Luft mit nach Moskau gebracht, etwas von jener kühlen, scharfen Petersburger Luft, die von der phantastischen Ueberschwenglichkeit Moskau's scharf absticht. Mit seinem nüchternen, ruhigen Blick in die Dinge, macht Herr Junge den Eindruck des seines Weges sicheren Mannes. Im Uebrigen ist er selbst Gutsbesitzer, früher in den Ostseeprovinzen jetzt in der Krim ansässig. Während wir den Wein kosten, zu dem Herr Junge die Neben selbst gelegt, unterrichte ich mich über den Stand der Anstalt.

— Wir können dreihundertsechzig Studiosen aufnehmen, die Plätze sind immer besetzt — ja wir werden mit Meldungen geradezu überstürmt, für die sechzig Plätze die in jedem halben Jahr bei uns frei werden, laufen im Durchschnitt einhundertachtzig Bewerbungen ein. Es giebt nur eine ganz beschränkte Anzahl von Anstalten, auf welchen man sich für die technischen Fächer des Staatsdienstes vorbereiten kann. Dazu gehören die landwirthschaftliche Akademie und die technische Schule in Moskau.

Was Fürst Bismarck von dem Abiturientenproletariat gesagt hat, trifft den Nagel auf den Kopf. Es giebt bereits eine Uebersahl von Gymnasien und immer kommen noch neue hinzu, sie sind unbeschränkt in der Zahl derer, die sie mit dem Zeugniß der Reife entlassen können. Aber alle Fächer, die zum Staatsdienst vorbereiten, sind

begrenzt bezüglich der Aufnahme von Studiosen, bis auf die Juristen und auf die Mediziner. Damit ziehen wir uns ein Advokaten- und Ärzteproletariat in immer stärkerem Verhältniß auf.

Aus den Abiturienten aber, die in keiner höheren Schule ankommen können, und aus den Studenten, die in den jährlichen Examen durchfallen, rekrutirt sich mit Vorliebe der Nihilismus. Mehr wie einmal darf das Examen nicht wiederholt werden, der zweite Durchfall ist endgültig.

— Und was wird aus Ihren examinirten Schülern?

— Sie gehen fast alle in den Staatsdienst. Wird Jemand bei uns als reif entlassen, so erhält er ohne viel Schwierigkeit eine Stelle im Staatsdienst, selbst bis zu zweitausend Rubel, die nimmt er, setzt sich an die Staatskrippe und wartet auf Avancement.

— Hat denn die Landwirthschaft kein Bedürfniß nach wissenschaftlich gebildeten Männern?

— Unsere Landwirthschaft ist in einer schweren Krisis. Die Adligen stehen zum großen Theil in Gefahr ihre Güter zu verlieren, eine Menge von ihnen hat sie bereits verloren. Es fehlt an Kapital und an Verständniß für einen intensiven Betrieb der Landwirthschaft. Diejenigen, die leicht Kredit bekommen konnten, haben sich gerade dadurch ruinirt, sie haben das aufgenommene Geld munter verlebt, statt es in ihre Güter zu stecken. Kaufleute und Güterschlächter bringen den Boden an sich und diese haben kein Bedürfniß nach wissenschaftlich gebildeten Oekonomiebeamten!

— Studiren auch Söhne von Grundbesitzern bei Ihnen?

— Es wird hoffentlich jetzt kommen, antwortete Herr Junge.

Wir machten einen Rundgang durch die Räume der Anstalt. Das Museumsgebäude ist vor kurzer Zeit abgebrannt, die geretteten Gegenstände stehen in den Hörsälen umher. Im Augenblick ist man mit dem Bau eines neuen Museums beschäftigt. Ich glaube man würde es in der Petrowskischule sehr dankbar empfinden, wenn deutsche landwirthschaftliche Schulen ihre überflüssigen Doubletten zur Begründung des neuen Museums dahin abgeben.

Natürlich fehlt es auch nicht an Deutschen in der Petrowskischule — die Russen beginnen schon von der deutschen Colonie zu zischeln, die sich dort niedergelassen habe. In seinem Laboratorium trafen wir den Lehrer der Chemie, Professor Schöne, ein thätiger, lebhafter Herr, ein Preuße und wohlbekannt in Berlin. Interessant vor Allem ist der Gang durch die ausgedehnten Felder und Gärten der Anstalt — man erhält ein anschauliches Bild von der nordischen Landwirthschaft in ihren Betrieben — die Gärten namentlich fallen auf durch ihren vortrefflichen Zustand. Der Obergärtner ist gleichfalls ein Deutscher aus dem Schleswigischen — die meisten leitenden Gärtner in Rußland sind Deutsche, so auch der ausgezeichnete Obergärtner des Moskauer botanischen Gartens. Sie haben alle dieselben sanften und hartnäckigen Augen. . .

Es war Abend geworden. Die Spitzen der alten Kastanienallee färbten sich roth, sie spiegelten sich dunkel in den röthlich schimmernden Teichen. Frau Junge, die Gemahlin des Direktors, geborne Gräfin Tolstoi, war uns entgegen gekommen, eine schlanke Dame von geistvollem, energischem Gesichtsausdruck, Malerin von großem Verdienst und auch in der Schriftstellerwelt nicht unbekannt.

— Sie wissen, sagte die Dame, daß diese ganze Besitzung seiner Zeit dem Grafen Rasumowski gehörte, dem Günstling der zweiten Katharina. Sie kam oft genug von Moskau hierher. Hier diese Allee, in der wir gehen, hat sie pflanzen lassen, der ganzen Anlage hat sie den Charakter von Versailles gegeben.

Wenn ich des Abends unter diesen Bäumen gehe, wird mir jene ganze Zeit lebendig. Ich sehe Katharina gepudert und im Reifrock, mit dem festen Tritt, der ihr eigen war, den Weg heraufkommen, umgeben von der bunten Welt, die sie um sich gaukeln ließ, mit der witzig-boshaften Daschkow, ihren Hoffräuleins und Cavalieren — mit ihren Staatsmännern und Philosophen, deren Gespräche sie liebte, von den kleinen Hunden umsprungen, von denen sie sich nie trennte. . .

Unglaublich, fuhr die Dame fort, wie diese Deutsche den Geschmack, die Neigungen, die gesammten Eigenthümlichkeiten der Russen sich zu eigen hatte, wie sie diese an ihren Vorurtheilen zu fassen wußte. Ja, sie wußte die Russen glauben zu machen, sie theile ihre Vorurtheile.

— Katharina hat warme Vertheidigerinnen sehr nöthig, sie hat eben sehr bittere Feinde. Noch gestern nannte ein Slavophile sie in meiner Gegenwart eine Fremde und ein Liberaler une femme exécrationnelle.

— Haben Sie schon einen Gegenstand gefunden, über den drei Russen einer Meinung sind? Katharina ist vor Allen den Barbaren verhaßt, die uns von Europa trennen, die uns in die alte Unkultur zurückdrängen möchten. Aber Katharina hat ihnen den Rückzug dahin verlegt, sie die große Kaiserin. Diese Herren haben recht, sie noch heute zu hassen. . .

Die Rede kam auf Kiew, eine der merkwürdigsten Städte des Ostens. Ich erkundigte mich nach dem kleinrussischen Dichter Tschewtschenko, der eben auch in Deutschland bekannt zu werden beginnt.

— Sie konnten nicht besser ankommen, sagte Herr Junge, meine Frau hat ihn persönlich gekannt.

— Tschewtschenko war nicht nur Dichter, sagte die Dame, auch Maler war er und mein Vater als Akademiedirektor hatte ihn kennen und schätzen gelernt. Wegen politischer Vergehen wurde er unter der Regierung des Kaisers Nikolaus verhaftet und unter ein Regiment im Drenburgischen Gouvernement als gemeiner Soldat gesteckt.

Kaiser Alexander kam zur Regierung, eine neue Zeit begann für Rußland, zahlreiche Gnadenakte bezeichneten den Regierungswechsel, aber für Tschewtschenko blieb die kaiserliche Gnade aus; in einem Gedicht soll Tschewtschenko die Mutter des Kaisers beleidigt haben, damit glaubte der

Kaiser sich die Hände gebunden. Mein Vater suchte einflußreiche Persönlichkeiten für ein erneutes Gnadengesuch beim Kaiser zu gewinnen, auf allen Seiten aber begegnete er nur Weigerungen, vom Hofminister, von der Großfürstin Maria Nikolajewna.

Da beschloß mein Vater auf jede Gefahr hin selbst zu handeln und gelegentlich der Krönung reichte er ein Gnadengesuch ein. . . .

Meine Mutter korrespondirte mit Tschewtshenko; sie erhielt von ihm Briefe, manchmal auf Stücken grauen Dütenpapiers, lange herzerreißende Schmerzensschreie, hie und da unterbrochen durch das Aufleuchten von Hoffnung und Dankbarkeit. Unsere kindlichen Gemüther waren durch die Ehrlichkeit, durch den unzerstörbaren Muth, der aus den Briefen sprach, ihm ganz gewonnen; meine Schwester und ich, wir liebten ihn, ehe wir ihn sahen.

Mit Beben erwarteten wir die Antwort auf die Eingabe des Vaters

Endlich im Herbst 1853, eines Abends als wir schon eine Zeit im Schlummer gelegen hatten, hören wir rufen: Steht auf Kinder, eine große Freudenbotschaft. Wir werfen einige Kleidungsstücke über und stürzen in den Saal — der Vater ist da, die Mutter, der Maler Dsinow, alle erregt, auf dem Tische halbgeleerte Champagnerkelche. Tschewtshenko ist frei! ruft man uns zu, man küßt sich wie um die heilige Ofterzeit, und wir eilen mit jubelndem Herzen in unsere Zimmer zurück.

— — Endlich kam der ersehnte Tag, wo wir Tschewtshenko sehen sollten. Wir blieben mit der Mutter zu

Hause, als man ihn vom Bahnhof abholte, wir sollten ihm im Hause begegnen. Mit pochendem Herzen warteten wir. Die Thorglocke tönt, er ist da, mit langem Bart, mit ehrlichem Lächeln, voll von Liebe und die Thränen im Auge: „Ihr meine Herzblätter, meine Freunde, meine Eltern“.

Sch weiß nicht, wie uns war, alle küßten sich, alle weinten, alle sprachen zugleich . . .

Die Dame erzählte das ganz einfach und ruhig. Wir sahen in den rothen Abendhimmel — war es sein feuriges Flammen, daß uns die Augen feucht wurden?

Welche Schicksale und welches Land!



Intermezzo an der Wolga.

(Mitte August 1884.)

Eine russische Idylle.

Wenn Sie ein paar Stunden Eisenbahnfahrt und ein paar Duzend Werst schlechter Landwege nicht scheuen, so geben Sie diesen Brief an die Adresse ab — angemeldet sind Sie schon — so sagte mir ein Moskauer Freund.

Sch las die Adresse. Es war eine Exzellenz, mit einem großen Eklat aus dem Dienst geschieden, erläuterte mein Freund weiter, lebt jetzt im Sommer auf dem Lande, im Winter meistens in Kiew.

Ein ausgesucht schlechter Sommer für Rußland, der diesjährige, kühl und regnerisch. Um so erfreulicher war es, die Sonne sich langsam auf die Landschaft breiten zu sehen, als wir mit der Eisenbahn zum Jaroslauer Bahnhof hinausgedampft waren.

An den dicht sich folgenden Eisenbahnstationen herrscht reges Leben. In die Waldgegend, die wir durchfahren, haben die Moskauer sich ihre Datschenkolonien hineingebaut. Kleine Holzhäuser mit einem Anklang an den Schweizerstyl mit Verandas und Sommerlauben, mit Schlinggewächsen und blumenbewachsenen Vorgärtchen.

Manchmal sieht hinter diesen Luxusdörfern auch das

Naturdorf heraus, graue Holzhütten, die sich in den feuchten Boden eingewühlt zu haben scheinen, schmucklos, traurig, ohne Garten, ohne Baum, die sich wie zufällig in einer Wiesenmulde zusammengefunden haben.

Dann wieder Wald und Heide, hie und da eine Strecke angebauten Landes. Bei dem Troizkikloster, das mit vergoldeten und bunten Thürmen und Kuppeln hinter seiner weißen Mauer hinauswinkt, entlädt unser Zug eine ansehnliche Schaar von Pilgern und Pilgerinnen. Was die iberische Gottesmutter in Moskau nicht gewähren konnte, das gelingt vielleicht dem heiligen Sergius, um dessen Grab das Kloster gebaut ist.

Eine Reihe Stationen weiter liegt die mir als Ausgangspunkt bezeichnete Station. Hinter dem kleinen Stationsgebäude sehe ich eine Troika halten, es ist das für mich bestimmte Fuhrwerk. Ein niedriger Holzwagen ohne Luxus an Federn und Kissen; der Kutscher hält mit Mühe die drei schwarzen Pferde, die der Lärm der „Gufeisernen“ — populärer Name der Eisenbahn — aufgeregt hat. Halb im Laufe springe ich ein, mein Gepäck wird auf den Wagen nachgeworfen und im tausenden Galopp geht es die glatte Landstraße entlang.

Die glatte Landstraße endet aber bald, wir sind in einen Waldweg eingemündet, in dessen Geleisen wir uns fortschleppen. Der Wald ist vor einigen Jahren ausgehauen worden, die Stumpfe sind stehen geblieben, Buschwerk aus den Schößlingen hat sich darum gebildet, Heidekraut zieht sich dicht von Strauch zu Strauch, die Landschaft schwimmt in Sonnenschein, hoch oben trillern die

Verchen. Dann kommen wir durch Birkenwälder, in denen die Finken schlagen, eine kräftige Luft, ein aromatischer Waldgeruch, in der ganzen Stimmung etwas, was an das Hochgebirge erinnert. Der Weg, wenn ihm überhaupt der Name gegeben werden kann, zieht sich Hügel auf und ab. Manchmal, wenn es abwärts geht, nehmen die Pferde einen Anlauf, dann nimmt das Fuhrwerk ein Tempo an, wie ein alter Kenner, der einen steifen Galopp eingeschlagen hat, und ich halte mich mit Anstrengung an den Seitenhölzern fest, um nicht über die niedrigen Wände hinauszufliegen.

Der Kutscher ist ein härtiger Muschik, der Kasten ist um die Hüfte so dick ausgepolstert, daß der Oberkörper sich nach oben verjüngt. Dies und die fünf Silberknöpfe über dem Gürtel bezeichnen seine Stellung als Herrschaftskutscher. Das Krummholz, unter welchem das Sattelpferd geht, ist mit feinen Lederschnüren kunstvoll an die Deichsel befestigt — die Schlagung dieser Schnüre ist das Meisterstück des Kutschers, eine Arbeit, bei der er sich nie übereilt und bei der er seine Herrschaften zur Geduld gewöhnt.

Nach und nach wurde der Weg etwas weghafter, wir kamen an einen heraufgezogenen Schlagbaum, fuhren in ein Birkenwäldchen ein und bei der nächsten Wendung sahen wir am Ende einer Linden-Allee das Herrschaftshaus liegen. Es hatte die Form eines römischen Tempels, hatte vornan vier weißgestrichene Säulen mit Frontispiz und Träger, die auf einer Art Terrasse aufstanden.

Der Herr des Hauses kam mir die Treppe von der Veranda herunter entgegen, schüttelte mir die Hand wie einem alten Bekannten und hieß mich bei sich willkommen.

— In alten Zeiten, sagte er, haben unsere Edelleute die Reisenden manchmal auf der Landstraße mit Gewalt zu sich schleppen lassen, wenn es ihnen an Gesellschaft oder an einem Partner für das Trikot fehlte. Das geht jetzt allerdings nicht mehr. Um so dankbarer sind wir, wenn man uns freiwillig aufsucht.

Ich betrachtete mir meinen Wirth. Ein großgewachsener schlanker Herr, mit kurzgeschorenem Haar, einem kleinen blonden Schnurrbart, ungewöhnlich großen hellen und durchdringenden Augen. Er trug das weiße russische Hemd, an den Rändern leicht brodirt, einen rothen Gürtel, schwarzsammtne Pumpshosen, die in eleganten Schaffstiefeln steckten. Die Tracht stand dem Herrn sehr gut.

— Sie wundern sich über meinen Anzug, sagte er. Sie werden doch wohl schon gemerkt haben, daß ganz Rußland die altrussische Komödie aufführt, und da spiele ich mit.

— Es ist ja eine ganz praktische und schöne Tracht, sagte ich. Was soll in Wald und Feld hier ein englischer Paletot und eine Pariser Hose?

— Unsere Bauern sind ganz anderer Ansicht; die vornehmen Klassen bemächtigen sich des altrussischen Kostüms, unsere Bauern und Fabrikarbeiter dagegen, wenn sie vorwärts kommen, werfen sie so schnell wie möglich

ab. Auf ein städtisches, deutsches Kleidungsstück sind vor Allem die Bäuerinnen erpicht. Der Bauer aber, glaube ich, wittert hinter unserer Kleidungsalterthümelei irgend einen geheimen Anschlag, ihn in die alte Zeit zurück zu führen — in die alte, böse Zeit, wie er sagt.

Indessen treten Sie näher, ich werde Sie meinen Damen vorstellen, Sie kommen gerade recht zum Dejeuner.

Ich folgte dem Herrn in den Salon, der durch die vier Säulen etwas dunkel wurde. Die Familie bestand aus der Dame, elegant und aristokratisch, die sich französisch trug und den beiden lieblichen Töchtern, denen das reichgestickte grellrothe Kostüm mit Glasperlen und Bändern allerliebste saß — die leitende Stellung im Hause war offenbar beim Sohne, bei einem kräftigen tollen Jungen in blauem Marineanzug. Eine englische Gesellschafterin nahm mit einer schweigenden Verbeugung Platz. Der Kammerdiener in Frack und weißer Kravatte und zwei Diener in weißen Hemden und Hosen servirten.

— Sie sehen, mein Kammerdiener ist noch der einzige Mann in meinem Hause, der an das neunzehnte Jahrhundert erinnert. Ich konservire ihn auch sorgfältig bei seinem Kostüm, damit ich die Weltuhr nicht ganz vergeffe. . .

Nach dem Frühstück machten wir einen Spaziergang durch die Wirthschaftsgebäude — das Hauptgut liegt etwa fünf Werst weiter — mein Wirth hatte seine erste Erziehung in Deutschland erhalten, war mit Berlin vollständig vertraut. Etwas Festes, Bestimmtes in seinem

Wesen merkwürdig gemischt mit der dem Russen eigenen Selbstironisirung. Mit der rücksichtslosen Offenheit, die einen so imponirenden Zug dem russischen Verkehr giebt, gab er mir eine Skizze seiner Existenz.

— Ich bin noch keine vierzig Jahr alt und bereits mit aller Welt verzanft und doch war ich in meinem fünfunddreißigsten Jahre schon Oberst, Georgenritter und Flügeladjutant. Jedermann und ich selbst glaubte, daß ich vor einer großen Laufbahn stände.

Jetzt bringe ich meine Zeit damit zu, um darüber zu simuliren, ob ich Unrecht habe oder die Welt. Und betrachten Sie, wie der Mensch gemacht ist, die meiste Zeit halte ich die Welt für den schuldigen Theil.

Wie ich vom Dienst kam?

Ein großer Herr, behaupte ich, sollte nicht witzig sein — wäre ich Prinzenenerzieher, tagtäglich würde ich meinem Zögling wiederholen: ernst will unsere ernste Zeit einen Fürsten haben, alles andere, nur nicht witzig — denn sind die Witze faul, so spendet man dem Fürsten Beifall in das Angesicht und lacht ihn hinter seinem Rücken aus — er kann's ja haben. Sind die Witze aber gut, so — —

Ich hatte dies Unglück, auf einen witzigen großen Herrn zu stoßen und sein Witz über mich war schneidig und boshaft — Frauenzimmergeschichten, in Petersburg giebt es viel Höfe, viel Höfe viele Frauen, viele Frauen viele Intriguen — ich hätte es machen können, wie andere, über den Witz mitlachen. Aber gegen seine Natur kann Niemand — ich machte auf den Witz einen anderen,

einen tollen, sage ich ihnen, über den ganz Petersburg Kopf stand — natürlich mußte ich den Dienst quittiren.

Als ich hierher kam, wurde ich von den Liberalen im Kreis als Märtyrer aufgenommen, ich wurde in das Semstwo gewählt und zum Ehrenfriedensrichter gemacht.

Daß ich bei den Konservativen nichts galt, dafür sorgte alsbald der Gouverneur. Ich machte kein Hehl daraus, daß ich ihn für einen Blagueur halte — wir kennen uns aus Petersburg genauer — und er verlästert mich als einen gefährlichen Menschen, als eine *mauvaise langue*.

Bei der letzten Wahl haben sie mich auch glücklich aus dem Semstwo wieder hinausgeworfen.

Schade, daß ich Sie nicht auf die Wahlversammlung nach der Kreisstadt führen konnte. So etwas ist wirklich sehenswert.

Warum ich hinausflog?

Das Haupt unserer Konservativen ist der Branntweinpächter, der auf Stunden in die Runde den Branntweinverkauf in seinen Kneipen monopolisirt hat und den ganzen Kreis mit seinem Teufelszeug vergiftet. Ich hielt im Semstwo eine fulminante Rede gegen den Unfug — tobender Beifall, Alles drückte mir die Hände — nach ein paar Tagen war ich von Allen gemieden.

Ja so ein Branntweinpächter ist ein mächtiger Mann, namentlich wenn die Gemeindeältesten in dieselbe Kerbe hauen. Unsere Bauern müssen seinen Schnaps trinken oder das „Cau de Cologne“ des Krämers.

— Kölnisches Wasser?

— Von Jean Maria Farina kommt es nicht, auch ist der Geruch unserer Bauern Nebensache — ihnen gilt es nur der Spiritus. Sie trinken das Eau de Cologne.

Auch mit meinem liberalen Nimbus ist es längst vorbei. Als Kaiser Alexander so schändlich ermordet worden war, traten wir im Semstwo zusammen und beriethen eine Adresse. Der Schwiegersohn des Branntweinunternehmers, der Mirabeau unseres Kreises und auf Meilen der ärgste Wucherer, schlug eine Adresse vor, als wäre unser Semstwo der Pariser Konvent. Sie wurde auch beinahe einstimmig angenommen; ich schlug vor, die Adresse gleichzeitig mit den Rechnungen über unseren Chausseebau auf die Tagesordnung zu setzen, die von der Canaille nicht heraus zu bekommen sind.

Seitdem gelte ich als der verbissenste Reaktionär.

Alle drei Jahre wählt man das Semstwo neu. Das bringt immer Abwechslung in die Kreisverhältnisse. Die eine Versammlung geht von großen Gesichtspunkten aus — fängt Bauten aller Art an, stellt Ärzte, Lehrer, Techniker an. Dann kommt eine andere Garnitur, findet, daß Alles zu viel Geld kostet, stellt die Bauten ein, entläßt die Lehrer, Techniker und Ärzte. In drei Jahren holt man sie wieder herbei — es ist, wie man eine Barriere anstreicht, schwarz — weiß — schwarz — weiß — immer ein anderer Strich . . .

— Hat die Aufhebung der Leibeigenschaft im Allgemeinen gut gewirkt?

— Welche Antwort wollen Sie hören — Ja oder Nein — belieben Sie zu bestimmen.

— Am liebsten die Wahrheit.

— Die Wahrheit ist gerade eine doppelte. Die Aufhebung hat schlecht gewirkt und gut. Schlecht für die Schwachen, gut für die Festen und Kräftigen. Die Ersten sind unter die Schlitten gekommen, die Charakterfesten sind auf den Bock gestiegen.

Es ist den Bauern gerade so gegangen, wie den Gutsbesitzern. Man hat uns Allen das genommen, was uns im Grunde das Liebste ist, die Ruhe. Jetzt hieß es: Sorg' für Dich selbst. Ich bin beinah der einzige Gutsbesitzer in der Gegend, der auf dem Gute geblieben ist. Wo Sie sonst herumgehen, treffen Sie lauter neue Leute, Händler, Güterhändler, Kaufleute.

Wenn morgen der Mir — die Bodengemeinschaft der Gemeinde — aufgehoben würde, so wüßte ich nicht, wieviel von unseren heutigen Bauern nach zehn Jahren noch auf ihrer Scholle säßen. Aber demjenigen, dem dann das Land gehören wird, wird es besser gehen. Jeder, der vorwärts will, hat alle Faullenzen und Lagediebe wie eine Fessel am Fuße hängen. Es ist noch gerade wie zur Zeit der Tartarenzüge und der Leibeigenschaft, in der elendesten Hütte fühlt sich der Bauer am sichersten vor dem Steuerpfänder und dem Neid der Dorfgenoßen. Der Mir ist aber ein schönes Inventarstück in der altrussischen Komödie, von der ich Ihnen schon gesprochen habe. Also wird er uns erhalten werden, bis ein neues Stück auf das Repertoire gesetzt.

— Und doch geht Rußland unverkennbar mit großen Schritten vorwärts.

— Ja, wir gehen vorwärts wie ein Automat, ich glaube, unsere Regierenden können es oft selbst nicht begreifen. . .

Da, wo das Birkenwäldchen eine Ecke in das unübersehbare Stoppelfeld schnitt, trat ein großer, halb städtisch gekleideter Mann vor den Baron hin.

— Was willst Du?

— Mein Geld für den Weg will ich haben, gnädiger Herr. Ihr Verwalter hat mich fortgejagt, wie ich es holen wollte.

— Mein Verwalter hat Recht gehabt, mach' erst den Weg fertig!

Der Muschik gerieth bei diesen Worten in eine unglaubliche Wuth, wirklich oder gut gespielt. Er warf seinen Regenschirm hart vor uns auf die Erde.

— Mein Geld will ich haben, so machen es die vornehmen Leute . . . den Armen um sein Verdienst bringen, das ist ihre Kunst.

— Du meinst wohl, ich sollte mich mit Dir zanken oder Dir gar mit meiner Reitpeitsche eins geben — er fuchtelte damit in der Luft herum — damit Du mich morgen vor den Friedensrichter laden läßt und ich Deine unverschämte Forderung bezahle, nur um Dich los zu werden. Aber Du täuschest Dich, mein Freund. Nimm Deinen Regenschirm und scheer' Dich nach Hause.

Der Muschik hob in der That seinen Schirm auf, trat zur Seite, wir hörten ihn noch in der Ferne hinter uns her raisonniren.

— So sind sie jetzt, unsere Bauern, wenn ich den

Kerl auch nur mit dem Finger gestreift hätte, mein Nachbar, der amtirende Friedensrichter, hätte mich auf ein paar Tage in den Schweinestall gesperrt, den er sein Amtsgefängniß nennt und der Anlaß für ihn, eine schöne Rede zu halten: „Gleiches Recht für Alle,“ „das freige-wordene Rußland kennt keine Privilegien mehr“ u. s. w. u. s. w. — kenne das. . .

Fischblut, Fischblut, sagte er sich selbst beruhigend. Dann nahm er die stählerne Reitgerte und brach sie mit einem Ruck in Stücke, er schleuderte die Stücke von sich, daß sie tausend in die Stoppeln fuhren.

— Die Konzession muß ich meiner Natur machen.

Ich stehe übrigens gar nicht schlecht mit den Bauern, ja besser wie meine meisten Nachbarn. Wenigstens stecken sie mir nicht die Ernten auf dem Felde an oder gar die Scheunen, wie das ein paar Duzend Werst nördlich Jahr für Jahr geschieht.

Am besten stehe ich noch mit unseren Keßern. Den Altgläubigen gefällt es, daß ich keinen Tabak rauche und mit unseren Stundisten kann ich über Bibeltexte streiten — das habe ich aus meiner deutschen Schule noch herübergerettet.

— Und halten Sie Ihre Karriere für endgültig geschlossen?

— Das weiß ich nicht, mein kaiserlicher Herr hat nichts gegen mich und in Petersburg sind einige Damen, die für mich schwärmen und mich für den Staatsmann der Zukunft erklären — bitte lachen Sie — aber ich habe es Ihnen ja gesagt, ich bin mit Allen verzanft und in

das, was die Parteien ihre Prinzipien nennen, lasse ich mich einmal nicht einsperren.

Unsere Russen sind gleich oben hinaus, keine mittleren Farben, entweder Nihilist oder gleich am liebsten Mönch werden, am seltensten ist der gesunde Menschenverstand. In Moskau erklärt man uns Russen für das auserwählte Volk Gottes auf Erden, so was wie vor Zeiten die Juden, in Petersburg soll Alles aussehen wie in Frankreich und England.

Wenn unsere Liberalen nur bedenken wollten, daß man Rußland nicht regiert wie man will, sondern wie man muß und bestenfalls wie man kann, so wären es ganz gute Leute.

Unser kaiserlicher Herr hat das richtige Prinzip: Rußland muß mit Gerechtigkeit regiert werden. Unglücklicherweise sind wir in die Hände der Professoren gefallen. Rußland wird jetzt wie eine große Schulküche regiert. Das kann keine Dauer haben . . . dazu sind wir zu erwachsen.

In der Armee hat der Kaiser einen guten Griff gehabt, da ist Zug und Geist drinnen, da wirkt er in großem Stil und mit einer ruhigen Beharrlichkeit, die Alle in Erstaunen setzt. Wer hätte das von dem Herrn gedacht, dem man so lange Neigung und Verständnis für das Militär abgesprochen hat.

Ich hoffe, wir werden gute Freunde bleiben, fuhr er fort. Aber sollte es einmal zum Klappen kommen, so werden Sie keine weißen Hosen und gepußte Knöpfe sich gegenübersehen, sondern eine Feldarmee, die Ihnen doch etwas zu rathen aufgeben würde. . .

Als wir Abends zum Thee zusammensaßen, kam die Rede auf Romane.

— Wir Russen, sagte die feinsinnige Dame des Hauses, müssen eine ganz andere Literatur haben, wie die Völker des Westens. Wir sind ein sensationelles Land.

Unsere Romane versteht nur, wer unser Leben gelebt hat — ein wildes Land, sage ich Ihnen — nicht in einer Schulfstube fühle ich mich, wie mein Mann zu sagen pflegt — mir ist wie in einem Maschinenraum, wo tausend eiserne Arme sich regen — und kommt ihnen jemand zu nahe, so greifen und zermalmen sie den Unglücklichen.

Das Schrecklichste was wir in Rußland haben ist der Lendemain — der andere Tag. Sie haben mit einem flotten jungen Mann sich trefflich unterhalten, am Morgen hören Sie, daß Ihr Tänzer von gestern von der Polizei abgeholt worden ist — Sie werden ihn vielleicht nie mehr wiedersehen, oder als einen heruntergekommenen Trunkenbold — Ihr Freund ist in einer Nacht am Spieltisch zum Bettler geworden — am Frühstückstisch erhalten Sie einen Brief: Ihr Mann ist mit einer Tänzerin durchgegangen. Was ist da zu halten? Laufe, was laufen mag — was kommen muß, muß kommen. Der Spieltisch und die Operette — immer tanzen und singen und immer vergnügt — bis zum großen Krach. Darin leben wir, das erfüllt uns — und nun urtheilen Sie, wie unser Roman sein muß . . .

Eine laue Sommernacht, endlos streckte sich der besternte Himmel, die Grillen zirpten und ein stattlicher Chor von Fröschen sang. In der Ferne tönten der

Bauern langgezogene Töne — durch Kehle und Fistel gezogen wie in Sizilien, wie im Orient. . .

Am anderen Morgen warf die Sonne heitere Lichter auf den Frühstückstisch.

— Wir begehen heute einen Todestag — den meiner Stiefmutter, die vor drei Jahren hier gestorben und nächst der Kirche begraben ist — wenn Sie uns begleiten, werden Sie ein Stück kirchlichen Lebens sehen.

Die ganze Familie machte sich zu Fuß auf den Weg, ein Diener folgte mit einer Porzellanschüssel, um welche eine Serviette geschlagen war. Als wir den Park durchschritten hatten, sahen wir das Dorf vor uns liegen, etwa achtzehn Bauernstellen bequem an einer langen platzähnlichen Straße aufgestellt, die Häuser ungewöhnlich gut gehalten, Sommer- und Winterhaus neben einander, was sich von den Bewohnern sehen ließ, ein kräftiger gesunder Schlag — die Männer arbeiten meist auswärts auf Profession, es sind Steinmeger, die Frauen bestellen das Feld.

Dahinter dann die Kirche und in der Nähe derselben das Popenhaus.

— Wir sprachen gestern vom Roman des russischen Lebens, sagte die Dame. Das düsterste Loos darinnen ist dem Popen gefallen — unglückliche Menschen — ich kenne keine unglücklicheren. Eine unausgefetzte Erniedrigung — ihr bißchen Brod müssen sie den Bauern abkämpfen, abbetteln, die ihren natürlichen Feind in dem Popen sehen, wie in dem Steueraufseher . . .

Die Thüren der Kirche standen weit offen, durch

Thüren und Fenster schien das Grün der Birken des Friedhofes in die Kirche hinein. Ein stattliches Gebäude, an Bildern und Vergoldung nichts gespart, früher einmal sehr prächtig, jetzt etwas vertragen und verstaubt.

Der Pope sang noch die Messe, ein Mann mit bleichem Gesicht, die langgehaltenen Haare dünn und ergrauend. Zwei Kirchensänger unterstützten ihn — Orgeln giebt es bekanntlich in den russischen Kirchen nicht — zwei schmierige Gesellen mit versoffenen Gesichtern, der eine mit einem langen schwarzen Rock bekleidet, der andere mit einem dito braunen; die Hosen in die Stiefel gesteckt, hantierten sie vor der heiligen Wand und um den Priester herum.

Die Messe war zu Ende, die Todtenfeier begann. Einer der Kirchendiener vertheilte geweihte Brode — unseren Semmeln vergleichbar — er sammelte dafür eine Gabe auf einem Teller.

Ein altarähnliches Tischchen wurde in die Mitte der Kirche gestellt, darauf ein Kreuzifix und eine Kerze. Nun trat der Diener mit seiner Schüssel heran, sie gleichfalls auf den Altar stellend.

Die Serviette ward entfernt, ich sah eine Schüssel Reis, dicht mit Rosinen besteckt.

— Das Todes- und Liebesmahl, sagte der Hausherr.

Der Priester begann sein Gebet; seinen Gesang begleiteten die heiseren rauhen Stimmen der Kirchensänger — es war ein Musikstück von erhabenem Charakter, an den Geist des Beethoven'schen Trauermarsches anklingend.

Und wie die Töne an mein Ohr zogen, schwand mir

das Fremde der Umgebung, das Konventionelle und Gleichgültige, die Kerze auf dem Altar flackerte und zerfloß im Zuge des Morgenwindes — die Symbolik des Aktes, den wir begingen, legte sich feierlich auf mich . . .

Ich hatte schon vorher eine Frau an der Wand sitzend gesehen, in ein verschliffenes schwarzes Tuch gehüllt, einer dürftigen und verkommenen alten Köchin gleich. Nun tritt die Frau mit einem Korbe an uns heran. Wer ist es?

— Die Wittwe des vorigen Popen. Sie wird uns die Kerzen verkaufen.

Das Weib und der Kirchendiener kramten in dem Korb herum, bis dieser einen Paß kleiner Kerzen herausgezogen hat; er reicht dem Priester wie jedem von uns ein solches brennendes Kerzchen, auch dem kleinen Jungen neben mir, der mit seinem gefunden rothen Gesicht und seinen glänzenden Augen so wundervoll lebendig in diesen Totenkultus hineinschaut.

Gebet und Gesang sind mit einem großartigen Finale zu Ende, der Priester bläht seine Kerze aus, langsam folgen wir seinem Beispiel, als wäre es unser Mund, der das Urtheil spricht über Leben und Tod . . .

Dann geht es im Zuge in den kleinen Birkenhain um die Kirche. Vor der grauen Schaar der in die Erde versinkenden Holzkreuze hebt sich dick und gravitatisch ein weißgestrichener Steinblock in Kegelform heraus. An den Fußrand desselben hat der Gärtner ein Gesellschaftsbouquet gestellt, dort wird auch die Reischüssel deponirt. Der Priester spricht noch ein Gebet für die Seele der Ver-

storbenen, die nach der in Rußland verbreiteten Annahme jetzt noch zwischen Himmel und Erde schwebt.

Nun wird die Reisschüssel hervorgeholt und das Todtenmahl beginnt. Zuerst genießt der Priester einen Löffel davon, wir Anderen folgen seinem Beispiel.

Natürlich bleibt noch eine große Portion übrig, ein paar barfußige Kinder stehen schon auf der Lauer, um die süße Beute nach Hause zu schleppen — es sind die Kinder des Popen — von dem Verzehren der Reste der Todtenmahle haben die Popenkinder ihren volkstümlichen Spottnamen.

Mit einem tiefen Bückling nimmt der Pape die Papierrubel entgegen, die ihm der Baron reicht, die Kirchenjänger werden ebenso abgelohnt. Die Ceremonie ist zu Ende.

Der Baron ritt nach seinem Hofe hinüber. Die Baronin hatte mit der Frau des Popen etwas zu richten, wir wandten unsere Schritte zu der Wohnung des Dorfgeistlichen.

— Stellen Sie sich kein deutsches Pfarrhaus vor, sagte die Dame, Sie würden sehr enttäuscht sein. Dagegen könnte ich Sie nicht allzuweit von hier zu einem Schullehrer führen, der in seinen Freistunden den Plato liest. Es ist ein junger Erbe von Millionen, der in das Volk gegangen ist und die Bauernjungen jetzt im Lesen abrichtet. . .

Das Häuschen des Popen war in der That nicht viel von den Hütten der Bauern verschieden, im Innern kam es etwa auf die Einrichtung eines gering dotirten

Landschullehrers heraus. Ein neues Klavier leuchtete hervor, ein Geschenk der Baronin. Die Popenfrau kam in aller Eile aus der Waschküche. Mit dem Popen ging ich dann in dem kleinen bäuerlichen Hausgarten zwischen Maßliebchen und Rittersporen auf und ab. Ueber einen halb ausgerissenen Zaun sah man auf die Stoppelfelder.

— Und sind Sie mit Ihrer Stelle zufrieden? frug ich.

— Darüber zu denken, nützt nichts, man hat nie danach gefragt, ob ich zufrieden bin oder nicht.

Der Mann lächelte bitter.

Dieses Lächeln und die paar Worte frappirten mich, auch nach dem, was die Baronin gesagt hatte. Lag doch ein Leben darin beschlossen. Ein Popensohn, hat man ihn in das Seminar gethan, aus dem Seminar gethan. Der Bischof hat ihm ein Weib und eine Stelle gegeben, und in dem Hause wird er bleiben, bis man ihm drüben im Kirchhof einen anderen Platz anweist . . .

Drüben in der Kirche fing man wieder an zu läuten, eine Frau hatte sich ein Gebet bestellt.

— Entschuldigen Sie, mein Dienst ruft, sagte er, indem er sich verabschiedete.

Mir fiel der Vers des Dichters bei:

Ich muß die Netten singen
Mein Herz ist nicht dabei.

Und die Glocken klingelten weiter.



Die Messe von Nishny-Nowgorod.

Im Gostini Dwor, dem großen Kaufhause zu Moskau, war es still und öde geworden. Die Lehrlinge saßen auf den Ladentischen und ließen die Beine in philosophischer Ruhe herunterbaumeln, in die leeren Gänge zwischen den Reihen hatten sich alte Herren einen Waarenballen herbeigeschoben und benutzten ihn als Spieltisch.

Auch die Comtoirs der deutschen Kaufherren in Moskau sind zum großen Theil leer. Alles hat sich nach Nishny-Nowgorod gezogen, das für einige Wochen der Centralpunkt des russischen Verkehrs geworden ist.

So schloß ich mich gleichfalls dem allgemeinen Zuge an.

Man kann nur den Nachtzug benutzen, der in zwölf Stunden die Strecke zurücklegt, ohne sich irgend zu übereilen. Die Wagen zeigen drei Reihen von freistehenden Sesseln, die man je zu einem Lager auseinanderzieht. Das Völkergemisch fing schon in unserem Wagen an: deutsch, russisch, französisch, englisch, schwedisch schwirrte durcheinander.

Als wir des Morgens aufwachten, fuhren wir immer

noch durch Wälder und Haiden, selten bebautes Feld, noch feltener ein Dorf. Die Dörfer, die sich ganz grau mit ihren niedern strohgedeckten Hütten hinlagern, sind offenbar die solidesten; diejenigen, die im Glanz neuer Bretterhütten prangen, und wir passirten mehrere hintereinander — sind auf die eine oder die andere Art abgebrannt. Das Abbrennen von Dörfern und Städtchen ist ein hygienisches Mittel und ein ökonomisches in dem russischen Organismus.

Ich hatte eine Einladung von einem der ersten Moskauer Geschäfte in ihrem Etablissement in Nishny-Nowgorod Quartier zu nehmen. Herr Heuß, das Haupt des im ganzen Osten bekannten Konfiseriegeschäftes Einem, immer noch der biedere, treue Schwabe, wie er vor Jahren nach Rußland gekommen, mit seinem ganzen Herzen an Deutschland hängend, ist gleichzeitig Vorstand des Moskauer evangelischen Hilfsvereins. Wie ein alter, lange erwarteter Freund ward ich empfangen und da ich in dem mir überwiesenen Raume noch zwei Berliner Bekannte bereits ganz häuslich eingerichtet traf, nämlich die „National-Zeitung“ und die „Deutsche Rundschau“, fand ich mich schnell in dieser fremdartigen Umgebung heimisch.

— Wie gehen die Geschäfte? ist natürlich meine erste Frage.

— Unser Geschäft geht, so lange es Frauen und Kinder dießseits und jenseits der Wolga giebt. In den Masseartikeln aber ist noch kein Preis gemacht. Käufer und Verkäufer gehen um einander herum und suchen sich den Wind abzugewinnen. . . .

Mein Gastfreund bewohnt eine Backsteinbaracke roth und weiß gestrichen, davor eine Art Colonade in grüner Farbe über das breite und erhöhte Trottoir gehend. Das Erdgeschloß nehmen der Laden und die Magazine ein, die sich in den geräumigen Hof fortsetzen. Im ersten Stock einige Wohnräume und wieder Magazine.

Wie in Wiederholung derselben Zelle die einfachsten Organismen sich bilden, so kann man sich auch die Marktstadt Nishny-Novgorod konstruiren, wenn man sich zwei bis drei tausendmal eine solche Backsteinbaracke wiederholt, sie in Reihen und Quadrate zusammenstellt, in der Mitte ein Gouvernementshaus, ein Theater, ein großes deutsches Bier-Restaurant, endlich zwei orthodoxe, eine armenische Kirche und eine Moschee zusetzt.

Diese Barackenstadt ist erfüllt von einem Gewirr von Lastwagen, auf den Straßen noch lagernden Waaren, durcheinander und vorwärts drängender Menschen mit Lasten und ohne solche — das Ganze auf einer Landspitze, die durch den Zusammenfluß von Oka und Wolga gebildet wird.

Ganze Dampferflotten sind auf den Strömen in Haufen zusammengestellt. Die Uferländer sind schwarz besetzt mit ausladenden Dampfern, dazwischen wimmeln zahllose große und kleine Böte. Von der Landseite drängen die Schienenstränge der Eisenbahn bis zu den Centralpunkten des Ufers heran — das ist Nishny-Novgorod, die Meßstadt.

Will man sich das Bild landschaftlich erweitern, so denke man sich eine lange Holzbrücke über den Strom

nach dem anderen Ufer der Dka gelegt — in die Senkungen und Erhöhungen der dort sich erhebenden Hügelreihe eine andere Stadt eingebaut, deren Häuser weiß aus dem Grün der Gärten sich erheben, über denen die grünen, goldenen, blauen Kuppeln der Kirchen emporragen, das Ganze gekrönt von dem weißummauerten Kreml, der alten russischen Reichsfeste.

Uebrigens ist die Dka die erste unter den zahlreichen Messfremden, die nach Nishny-Nowgorod zu Markte gekommen sind und dort schlechte Geschäfte gemacht haben. Jenseits der Barackenstadt, unweit der Börse, geht die Dka ein Compagniegeschäft mit der Wolga ein; sie schießt in die Gemeinschaft die größere Wassermasse, die Richtung, den längeren Lauf, selbst die Hügelkette ein, die jeden russischen Fluß auf der einen Seite begleiten muß — dennoch verschwindet der Name Dka vollständig aus der Firma, die mit handgreiflichem Unrecht lediglich Wolga heißt.

Die Messe von Nishny-Nowgorod dauert vom 15. August bis 15. September, sie bindet sich aber wie jede russische Einrichtung nur sehr unvollkommen an die Regel, eröffnet früher und schließt später.

Endlich aber hat die Messglocke doch zum letztenmal geläutet. Dann müssen alle Einwohner, Hauseigenthümer oder nicht, die Stadt geräumt haben, die Wächter und ihre Hunde nehmen davon Besitz. Dede und verlassen liegt während beinahe zehn Monate die weitgedehnte Stadt — bis wieder auf der Sommerhöhe des nächsten Jahres die Messglocke läutet.

Dann füllt sich die Stadt von Neuem mit Bewohnern, die Magazine mit Waaren, die Straßen mit Fuhrwerken aller Art, die breiten Ströme mit Flotten von Dampfern und Seegelschiffen, Post und Telegraph halten ihren Einzug, der Gouverneur verläßt den Kreml, auf dem er jenseits der Dka residirt, und schlägt seine Wohnung in seinem Hause in der Barackenstadt auf.

Die Statistik ist nicht die starke Seite der russischen Wirthschaft. Weder über die Höhe des Umschlags, noch über die Zahl der hier Tag für Tag versammelten Menge liegen irgend zuverlässige Ziffern vor. Gegenüber den Menschenfluthen, welche diese Barackenstadt vom Morgen bis in die sinkende Nacht durchziehen, verliert auch die Polizei mit ihren Paßreglements jede Handhabe. Ein Journalist, der die Zahl der Anwesenden an einem bestimmten Tage feststellen wollte, verfiel auf einen sinnreichen Gedanken.

Dieser ehrenwerthe Kollege ging von dem zweifellos richtigen Gesichtspunkt aus, daß der Mensch seine Existenz der Polizei, aber nicht dem Bäcker verleugnen kann. Er wandte sich daher an die Bäcker von Nishny mit der Anfrage, wie viel Portionen sie täglich backen. Die Bäcker stellten fest, daß sie während der Messe im Durchschnitt täglich 85 000 Portionen zu 3 Pfund liefern; da die Bäcker das Quantum von Brod, welches die Masse im Durchschnitt genießt, eher zu hoch als zu niedrig angesehen haben, so darf man schließen, daß jetzt zwischen 90 und 100 000 Menschen die beiden Nishny-Nowgorods bewohnen. Und wenn man der alten Stadt jenseits der

Da etwa vierzigtausend Einwohner zuschreibt, so bleiben für die Meßstadt vierzig bis fünfzigtausend tägliche Gäste.

Nicht die Bäckerstatistik, aber der Augenschein überzeugt davon, daß Nishny-Nowgorod die Meßstadt, eine frauenlose Stadt ist — die Stadt der Stroh Wittwer.

Sechstausend Läden, heißt es, seien in Nishny; auch diese Ziffer kann ich nur mit einem Fragezeichen versehen. Besondere Vollkommenheit der Waaren darf Niemand hier suchen wollen. Auf dieser Weltausstellung glänzt die Kunstindustrie durch ihre Abwesenheit, ganz andere Zwecke werden hier verfolgt.

Den Chemann, der aus Moskau auf die Messe reist, begleiten von dem heimischen Herd drei Wünsche wegen dessen, was er mitbringen soll oder darf: ein paar gestickte Lederpantoffel aus Kasan, Kasaner Seife aus Eigell — die feinste der Welt — und eine Wassermelone aus Sibirien. Die Ansprüche an die Messe sind, wie man sieht, nicht unerfüllbar. Eine rechte Bauernmesse, diese Messe von Nishny-Nowgorod, vorherrschend ein Markt, von wo aus eine wenig oder gar nicht civilisirte Masse mit den ersten Bedürfnissen versorgt wird. Mehr noch ein Platz, wo die Rohwaaren und Halbfabrikate eines unermesslich großen Gebietes an den Grenzen der Kulturwelt zu Markte kommen.

Die Verkaufsstellen der gleichen Waaren haben sich in den gleichen Barackenreihen niedergelassen. Da giebt es Baumwollenwaaren, so roth und bunt als möglich, grobe Wollenwaaren, bemalte Holzkisten, Eisenwaaren, Kolonial- und Apothekerwaaren, Hüte und Hauben, Haus-

geräth geringer Art. Pianinos und stylvolle Zimmereinrichtungen sind hier nicht begehrt, wer solche Dinge sucht, der wird sie in dem benachbarten Moskau finden. Was den Fremden am meisten reizt, das ist weniger die Waare, die hier zu Markte kommt, als die merkwürdigen Typen der Käufer wie der Verkäufer.

Am liebsten halte ich mich in dem Laden meines Gastfreundes auf, betrachte die Zuckerfachen in den verlockenden Verpackungen, den glänzenden Farben, dann sehe ich mir die Käufer an, wie sie klug und vorsichtig herantreten und ihre Käufe abschließen.

Männer von rechts und links der Wolga, von dem Ural und jenseits desselben, aus dem Gebiet der Flüsse, die in das Eismeer münden, vom Kaspijsee, aus Iran und Turan, den Ländern von Ormuz und Ariman, aus dem Kaukasus und der Bucharei. Hier bewundere ich die völkerverbindende Macht des Zuckerzeuges, der Konfiserie.

In den Hütten und Zelten der Kalmücken und Kirgisen wartet man in Kinderkreisen mit Spannung darauf, wann der Krämer wieder vorbeikommen wird, der zum fernen Markt nach Nishny gezogen ist, um die wundervolle Speise zu holen, gegen deren Süße selbst die Stutenmilch und der wilde Honig verschwindet.

Der höhere Perser, wenn er durch die Straßen von Teheran wandelt und daran gedenkt, wie er wohl heute in die Stürme seines Harems besänftigend eingreifen kann, fragt auf dem Bazar dringend an, ob die Konfiserie von Nishny endlich eingetroffen sei, auf welche seine Damen so außerordentlich erpicht sind.

Und wenn der Schah in seinen Rosengärten Sorbet schlürft, so genießt er vielleicht dazu einen jener Eiszwiebäckchen, die der Perfer in seiner spitzen Mütze eben sorgfältig kauft, trotzdem sie von Giauxs bereitet sind.

Selbst die tödtlich gelangweilte russische Offiziersfrau in Merw und Samarkand wird einen Augenblick erheitert, wenn die Etikette der Firma Einem ihre Gedanken auf die ferne Heimath lenkt.

— Wie ist es mit den Zahlungsbedingungen? frug ich.

— Baarverkehr ist verhältnißmäßig wenig, das meiste geht auf Kredit, drei, sechs, neun Monate, ein Jahr, selbst auf zwei Jahre Zahlungsfrist werden hier Geschäfte geschlossen. Die Coulanz der russischen Reichsbank hilft darüber weg, sie diskontirt Wechsel von einer Länge, die in der Sägerstraße in Berlin als Monstra zur Aufbewahrung in Glasbüchsen verwiesen würden . . .

Der Großverkehr hat seinen Sitz an den Flußufern und auf den großen Wasserläufen aufgeschlagen.

An seiner Frühstückstafel machte mich der Gouverneur General Baranow mit einem jungen Manne bekannt, der meine Führung durch die Messe übernehmen würde. Ein sehr gewandter und unterrichteter Herr, wie mir schien gleichzeitig zweien der mächtigsten Gewalten in Rußland angehörig, der Presse und der Polizei. So machte sich unsere Unterhaltung recht mannichfaltig, ich studirte mit ihm die Messe und in den Pausen studirten wir uns wechselseitig.

Wir wandten uns zuerst zum Sibirski-Bristan, dem Wolgaufer, wo die gewaltigen Mississippi-Dampfer, die man auf die Wolga verpflanzt hat, ihre Massen entladen.

Arbeiterhaufen karrten und schleppten die Waaren von den Schiffen weg in die nächst dem Wasser stehenden Lagerhäuser.

Wie man diese Massen verlumpfter Kerle nur zusammengebracht hat! In der That, als hätte, wie das Sprüchwort sagt, der Teufel hier seinen Sack ausgeschüttet, sind alle Völkerschaften des Wolgalaufes vertreten, alle Trachten in derselben Lokalfarbe des Schmutzes vereint, alle Typen in die Karrikatur verzerrt, Riesen und bucklige Zwerge — verwegen blickende Gesellen, eine tolle Gesellschaft, durch den festgegliederten Organismus des Ausladegeschäftes in Ordnung gehalten.

Die Strecke hinter den Lagerhäusern ist, soweit die Blicke reichen, mit Waaren und Waarenschuppen bedeckt. Wir wandten uns zuerst zur Seite der Theegeschäfte. Auf dem Sibirski Prestie findet man nur den Thee, der von Kiachta, den Baikalsee entlang, die große mittelasiatische Birkenallee entlang nach der Kama auf Karren gefahren wird und von dort zu Schiffe nach Nishny kommt. Auch die Eisenbahnstrecke Seltatarinenburg-Perm wird bei diesem Transport vielfach benutzt.

Wir hielten uns bei einem der größten Geschäfte auf.

Die Theekisten lagerten auf freiem Felde, eine jede war in eine Kuhhaut eingeschlagen, sie waren zu je hundert Stück in Haufen geschichtet, darüber Bastdecken gebreitet. Dreißigtausend Kisten, eine jede hundert Pfund wiegend, der Preis per Kiste zwischen einhundertdreißig und einhundertfünfzig Rubeln — werden nur in Quantitäten von

tausend Stück an abgegeben. Eine kleine Basthütte daneben fiel mir auf.

— Das Comtoir. Wollen Sie nicht einen Blick hinein werfen?

Ich sah durch das Fenster. In der Hütte lag ein langes schmales Buch und ein kurzes dickes.

— Das ist die Buchhaltung des Geschäfts. Auch eine doppelte.

Und er lächelte wohlgefällig über den Witz.

— Auch braucht der verehrte Kaufmann noch nicht einmal diese beiden Bücher — denn erstlich konnte er nicht lesen und schreiben, und zweitens — ist er vor ein paar Wochen gestorben.

In seiner Verlassenschaft haben seine Erben dreißig Millionen Rubel gefunden, die er selbst erworben hat, denn er hat mit Minus angefangen — er war der Sohn eines Leibeigenen.

Aber großartig ist er begraben worden, ganz Moskau hat von der Beerdigung gesprochen. Goldene Decken im Werthe von vielen tausend Rubeln waren über den Sarg gebreitet, sie sind der Geistlichkeit zu Messgewändern geschenkt worden. Zwei Tage lang bekam Feder, der sich im Trauerhause meldete, einen Rubel, zwanzigtausend Menschen sind in anderthalb Tagen durchpassirt und Feder erhielt seinen Schein. Dann wurde der Polizei der Lärm zu arg und sie schloß die Vertheilung. Der ganze kaufmännische Kirchen- und Prozeßionsverein hat ihn beerdigen helfen.

Sie haben doch in Moskau bei den Prozeßionen die

Männer in Ehrenkafanen bemerkt, welche die schweren silbernen und vergoldeten Standarten schleppen, drei Männer immer an einer Standarte, und sie haben Mühe, das gewaltige Gewicht an der Stange und den zwei Hilfsstangen in der Balance zu halten. Das sind reiche Kaufleute, zu ihnen hat auch dieser gehört. Wie viele hundert Pfund Silber und Silbervergoldet hat er den Kirchen geschenkt! . . .

Wir kamen an Feldern vorbei, die voll von Ballen einer grauen, kurzen und unreinen Baumwolle lagerten — Baumwolle aus Buchara, der russischen Industrie bereits unentbehrlich geworden. In schmierigen Säcken, lang und dünn, lag das Farbholz da. Daran stieß ein Gebiet, auf welchem Fässer in gewaltige Kolonnen geordnet dalagen.

— Cirkassischer Wein, aber nur geringe Sorten, erläuterte mein Führer.

— Und wer trinkt den Wein?

— Ich glaube, wir Alle — nur wissen wir es nicht so genau; die fünf bis sechstausend Faß, die jährlich hierher gebracht werden, kommen in die Keller von einigen großen russischen Weinfirmen. Cirkassischer Wein kommt aber dort niemals wieder heraus, dagegen die—thesten französischen und spanischen Weine. Es muß doch noch Wunder geben . . .

Das Eisen kommt in gewaltigen Barken die Wolga herauf. Eine solche Barke, 300 Fuß lang, 40—50 Fuß breit, lädt 80 000 Pud Eisen. Die Oka läßt im Sommer eine große Sandbank mitten in dem Fluß aufsteigen, von einer Länge von drei bis vier Kilometern. Hölzerne

Brücken verbinden diese Insel mit dem linken Oka-Ufer. Schienen der Eisenbahn sind darauf gelegt, die Barken können beinahe unmittelbar in die Waggonn entladen werden. Auf beiden Seiten des Schienenstranges sind die ausgeladenen Eisenmassen gelagert. Hinter den Lagerplätzen stehen in kaum absehbar langer Reihe die Komtoire aus Holz, die am Schluß jeder Messe abgebrochen werden; denn im Herbst überfluthet die Oka das gesammte Terrain.

Hierher hatten wir jetzt unsere Schritte gelenkt.

Ich hatte noch nie so viel Eisen zusammengeesehen — den Zahlen der Statistik fehlt so oft die Anschauung. Hier fehlte der Anschauung die Statistik, aber dieses mit Eisen bedeckte Feld erweitert die Begriffe über das, was in Eisen möglich ist — es ist der Eisenverbrauch eines großen Theiles von Rußland, aus dem Ural kommend, für ein ganzes Jahr.

Die Reihe der Schiffe wollte immer noch nicht aufhören — wir waren an die Schiffe mit Fischen gekommen, die ganze Atmosphäre war mit dem Geruch erfüllt.

Wir balancirten auf einer schwanken Brücke nach einem der Schiffe hinauf. Ein starker und untersehter Herr in mittleren Jahren trat uns entgegen und frug nach unserem Begehr. Auch im Geschäft mit Fischen hat sich noch nichts gereg, ist noch kein Preis gemacht, der Befrachter des Schiffes, denn das war der Herr, hatte daher Zeit, uns die Honneurs seines Geschäfts zu machen; er that dies mit sehr viel Bereitwilligkeit.

— Die zehn Schiffe, die hintereinander liegen, sagte er, gehören einem Eigenthümer, sieben davon hat er befrachtet,

die drei vordersten ich. Auf jedem meiner Schiffe habe ich ungefähr sechzigtausend Pud Fische, sie sind ein sperriges Gut und brauchen viel Platz zu ihrer Entwicklung. Im Bauche des Schiffes liegen die Tonnen mit gesalzenen Fischen, die getrockneten sehen Sie hier auf dem Verdeck geschichtet.

In der That wuchsen auf dem Deck die Fischhaufen etagenhoch in die Höhe, vorwiegend eine mittelgroße Art von Zander.

— Ich wohne in Zarizin und bringe nur einen kleinen Theil meiner Vorräthe auf den Markt, die Fische kommen aus dem Kaspischen See, dort in der Nähe des Ausflusses der Wolga habe ich meine Fischereien und Zubereitungsstätten; ich fange im Durchschnitt vierzig Millionen Heringe pro Jahr dort. . . .

Eine Heringstonne in der Größe eines rheinischen Ohmfasses wurde aus der Tiefe heraufbefördert, der Deckel aufgeschlagen und der Zariziner lud mich freundlichst ein zuzugreifen.

Ob der Hering des kaspischen Meeres seinen Namen mit Recht trägt, ob er nur den vornehmen Namen usurpirt, muß ich den Zoologen festzustellen überlassen. Jedenfalls würde es ihm ähnlich gehen wie den armen Bettlern, die immer mehr von ihren reichen und vornehmen Verwandten zu erzählen wissen, als diese von ihnen. An Größe ist dagegen der kaspische Hering dem holländischen außerordentlich über, ein wahrer Familienfisch gegenüber dem holländischen, der kaum für einen Junggesellen ausreicht.

Ich konnte mich der Aufforderung nicht entziehen, von dem kaspischen Fremdling zu kosten.

— Nicht übel, sagte ich höflich, indem ich mit der harten, bitterfalzigen Speise so gut wie möglich auseinanderzukommen versuchte.

Der Großhändler verkauft einen solchen Fisch für ein und ein halb bis zwei Kopeken. Im Kleinhandel kommt er auf etwa drei Kopeken — sechs Pfennige — zu stehen. Während der unaufhörlich sich wiederholenden kürzeren und längeren Fastenzeiten lebt ein großer Theil des russischen Volkes von diesen Fischen. Die Anspruchslosigkeit des russischen Mannes erhöht seine militärische Brauchbarkeit ungemein. Ich glaube, in unseren Soldatenmenagen würde man mit Seringen und Zandern aus dem Kaspijsee wenig Glück machen.

Der Zariziner Fischhändler theilte mir gleichzeitig die neuesten Wetternachrichten aus Karlsbad mit, wo seine Frau zur Kur war, das er gleichfalls von Zeit zu Zeit mit seinem Besuch beehrt.

Wer hat in Karlsbad nicht schon jene eigenthümlichen Gestalten bemerkt, gewichtige Männer in fremdartig geschnittenen Röcken, die sich und anderen in der westlichen Badewelt so deplacirt vorkommen. Hier auf der Dka, als ich den Zariziner auf seinen Schiffen, umgeben von seinen Matrosen und Markthelfern, so ruhig und selbstgewiß gewähren sah, wurde mir klar, wie Alles darauf ankommt, den richtigen Mann auf seinem richtigen Platz zu sehen.



Jenseits der Oka.

Auf der Okainsel nächst der Brücke fehlt es natürlich auch nicht an Restaurationen. Wir traten zunächst in die Volksküche und ließen uns von der nationalen Kraut- und Fischsuppe geben. Selbstverständlich entblöhten wir den Kopf beim Eintreten, ein Russe wird eher bedeckten Hauptes in eine Kirche treten, als in ein Volksspeisehaus.

— Nun haben wir das Russische hinter uns, lassen Sie uns jetzt europäisch diniren, sagte mein Führer.

Wir wandten uns zu einem improvisirten Speisesaal, dem der Unternehmer, ein Herr vom Theater, etwas Künstlerisches gegeben hatte. Es war ziemlich viel Gesellschaft in der Bretterbude auf der Okainsel — auch ein Tisch besetzt mit Offizieren in ihren neuen nationalen Uniformen. Ein etwas lang und dünn aufgeschossener Herr mit hastigen Bewegungen und unruhig umherfahrendem Blick nickte meinem Begleiter zu und nahm, oberflächlich vorgestellt, Theil an unserer Unterhaltung und unserem Essen.

Der Kaviar gehört zur Wolgaromantik wie der Rüdeshheimer zur Romantik des Rheins — Morgens noch im Leib des Fisches, Abends auf der Tafel — das ist

der kürzeste, aber rühmlichste Lebenslauf des Kaviars. Der Sterlet, auch in seiner äußeren Erscheinung ein Edel-
fisch, lag auf dem Eis, man konnte die Exemplare schon
von fünfzig Kopfen ab haben.

— Russisch, russisch, sagte der lange Herr, man hört
das Wort jetzt überall, es kann einen noch zur Verzweif-
lung bringen, dieses Talmirusfisch. Sie haben ja die
neuen Uniformen gegenüber — vielleicht gefallen Sie
Ihnen?

Sch nickte zustimmend.

— Mir nicht und den meisten Offizieren auch nicht.
Der preussische Helm ist abgeschafft und die preussische
Hose. Aber was führt man dafür ein? Die mongolisch-
tartarische Mütze, die weder gegen Sonne noch gegen
Nieve schützt und die polnischen Reitstiefeletten für die
Infanterie. Haben Sie jemals einen Russen, einen wahren
Russen anders gesehen als die Füße mit Bast umwickelt,
wenigstens kann man so marschiren. Suchen Sie mir
doch in der ganzen Kleidung, Wohnung, Lebensart unserer
Gesellschaft etwas Russisches heraus, in unserer Kunst, in
unserer Literatur, in unserer Wissenschaft!

Sa, suchen Sie mir nur einen echten unverfälschten
Russen heraus! Fremdes Blut hat jeder in den Adern,
tartarisches, mongolisches, polnisches, deutsches, hollän-
disches, finnisches, französisches, — man kann ja gar
nicht enden. Aber wahr ist, eine russische Sauce haben
wir über Alles gegossen, eine Sauce, pikanter wie über
diesen Sterlet.

Die Sauce war in der That vortrefflich.

— Nun kommt Afakow, der ja auch ein Tartar ist und ruft: werft den ganzen fremden Krenpel zum Lande hinaus. Was sollen wir aber mit unserer Sauce machen, wenn wir keinen Braten mehr haben?

Und er tranchirte wild in ein milchweißes Spanferkel hinein, dann sah er mich wieder wie fragend an.

Was der Herr nur wollte?

Auf der Brücke, die über die Dka nach der alten Stadt Nischny-Nowgorod führt, schießen die kleinen Fuhrwerke hin und her, drängen sich die Passanten, aber dies Leben zieht sich um die Stadt herum längs des Ufers der Wolga. In der eigentlichen Stadt ist es ganz still und verlassen, eine breite Straße, dünn mit niederen Häusern besetzt, führt nach dem Kreml hinauf, dem beherrschenden Punkte des Höhenzuges, an den sich Nischny-Nowgorod anlehnt. Durch eine tief eingegrabene Schlucht windet sich die Fahrstraße nach der Höhe. Dort oben ist wieder eine Welt für sich — die alte Festung mit ihren weißen Mauern, den neun Thürmen, ihren großen, schallenden Höfen, mit der alten Kirche und den neuen Gouvernementsgebäuden im Kasernenstil.

In der Kirche liegt der Schlächtermeister Minin begraben, der Nowgoroder Bürger, der zusammen mit dem Fürsten Posharski am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Polen zum Lande hinaus schlug. Widerstandslos beugte sich Rußland unter die Herrschaft der polnischen Freischaaren, als an der letzten Grenze des Landes Minin die Bürger von Nowgorod, das fahrende Volk von der Wolga

zu einem Gewalthaufen sammelte und die Aera der Befreiung begann.

Es ist ein weiter Sprung von Jeanne d'Arc, dem Lothringer Landmädchen, bis zum Nowgoroder Schlächter, dennoch liegt ein gemeinsamer Grundzug in beiden, in dem Zusammenfließen des religiösen und des patriotischen Elementes wie in der Wirkung, die sie auf die Massen übten. . .

In einer Hügelsenkung zeigt man noch die Stelle, wo das Haus Minin's stand; auf dem großen stillen Platz vor der Kirche hat man ihm auch ein Denkmal errichtet, einen hohen schwarzen ägyptischen Obelisken — in Moskau ist er auf dem Nothen Platz als römischer Krieger verewigt.

Unten in der Gruft der Kirche, wohin uns der wunderliche Kister hinableuchtet, soll sein wirklicher russischer Leichnam liegen. Es ist Alles so neu und aufgemalt in der alten Gruft, daß wir allen unseren Glauben zusammennehmen müssen, um jeden Zweifel an Alter und Echtheit zu verbannen.

Wir sehen nicht nur die Gruft Minin's, sondern auch die Särge mancher mächtiger Herren, der Groß- und Theilfürsten von Nowgorod, die uns der Kister mit Tauf- und Vatersnamen, genau klassifizirt, aufzählt. Die Genealogie der Großfürsten von Nowgorod — so weit sind wir in der Geschichte nicht gekommen.

Hier kommt mir der tiefsinnige Ausspruch eines österreichischen Hauptmanns zu Hilfe. In der Geschichte — sagte er — weiß ich alle Jahreszahlen, aber die Be-

gebenheiten, die darauf passirt sind, die weiß ich halt nicht alle so genau. . .

Aus dem Thore des Kremls wieder heraus — dann ein weiter, menschenleerer Platz, über den man so schnell wie möglich wegzukommensucht, man gewinnt den obersten und äußersten Rand des Höhenzuges und steht erstaunt vor einem der merkwürdigsten Landschaftsbilder.

Vor uns die Landzunge mit ihren Baracken, ihrem winnkelnden Leben, unter uns die Wolga „Mütterchen Wolga“ breit, seeartig, Flotten von Dampfern im Flusse ankernd, andere Flotten an den Ufern liegend. Das Leben und Treiben eines übergroßen Flußhafens, ein ununterbrochenes Hin- und Hergleiten, große Passagier-Schiffe nach dem Muster der Mississippi-Steamer, in dreifacher Etage aufsteigend, Güterschiffe und Schlepper, Dampffähren voll von Wagen und Menschen nach dem anderen Ufer strebend.

Dort aber, auf jenem anderen Ufer, die Ebene, die sich grün dahinzieht, soweit das Auge folgen kann, endlos wie das Meer, gleichmäßig wie dieses, — nicht weit vom Flußufer noch ein großes graues Dorf mit vier weißaufstrebenden Kirchen, dann nur noch das Auf- und Abgleiten der Gesichtslinie, wenn sie über einen Wald hinwegt und wieder über die Heide streicht, bis in der letzten Grenze des Blickes, Wald und Himmel ineinandergelassen scheinen.

Sinter den Wolken heraus wirft die Sonne hell glänzende Lichter, die über die grüne, endlose Fläche phantastisch hinfahren. Man fühlt sich wie verstrickt in

diese unendliche Einsamkeit, wie man, am Strande des Meeres sitzend, die Wogen verfolgt, die kommen und gehen, und, halb träumend, Theil zu haben glaubt an den gewaltigen Taktschlägen des auf- und abschwellenden Meeres, den kleinen eigenen Herztakt vergeffend. So starrt man in die grüne Ferne, die, wie man sagt, bis zum Ural und zum Eismeer so glatt und ununterbrochen hinzieht. . . .

Die Wolga hat ihre Boeten, wie der Rhein sie hat; aber die Wolgalieder haben nichts von dem Heiteren, Lebensfrohen des Rheins, eine tiefe Schwermuth ist über ihnen gelagert. Ich denke der Verse Nekrassows:

Wolga! Wolga! die du wälzeſt deiner Waſſer
Unabſehbar, unerschöpflich ſtrömende Fluth,
Tiefer, weiter iſt das Weh gebreitet
Daß auf deines Volkes Seele ruht!

Da tönt unten die amerikaniſche Dampfpeife, der große Miſſiſſippiſteamer „Zwan der Graufame, hat ſeine Reiſe nach Kaſan, Aſtrachan und dem kaſpiſchen See angetreten, ſtolz gleitet er den Strom hinab — er reiſt die Gedanken wieder nach anderen Richtungen und anderen Fernen.

Am anderen Ufer beginnt die eifenbahnloſe Welt — die wahre Fremde. Das Eifenbahncoupé iſt uns überall noch ein Stück Heimath, was für die Hellenen die Grenze des Barbarenlandes, das iſt für uns die letzte Station des europäiſchen Eifenbahnnetzes. Die Zeit aber kann nicht ausbleiben, wo auch hier, bei Niſhny-Nowgorod, die Eifenbahn die Wolga überſetzt und weiter vordringt, jedes

Hinderniß durchbrechend, bis sie an der Ostseite des alten Kontinents das Meer erreicht hat.

Dann wird die Messe von Nishny-Novgorod als zwecklos verschwinden; der Reisende im Blitzzug Berlin-Friedrichstraße nach China wird vielleicht noch einen neugierigen Blick auf die Stelle werfen, wo die in Trümmer versinkende Barackenstadt liegt und der Unvollkommenheit jener Zeit sich mitleidig erinnern. Und während er durch die Steppen Mittelasiens und die Tunnel des Berggebietes dahinfliehet, wird er auf den Moment warten, wo der Schaffner ruft:

Station Peking — alles aussteigen!



Der Gouverneur von Nishny-Nowgorod.

Aus der Mitte der bescheidenen Backsteinbaracken erhebt sich anspruchsvoll und reglementsmäßig gelb gestrichen das Gouvernementshaus in der architektonischen Form eines großen Würfels. Das Erdgeschloß dient als Durchgang und Bazar für die feineren Waaren aus Pforzheim, Offenbach und Berlin. In den ersten Stock zieht während der Messe der Gouverneur des Gouvernements Nishny-Nowgorod, er verläßt seinen stolzen Sitz im Schlosse des Kremls auf so lange und steigt in die Welt der Kaufleute hinab.

Hier residirt jetzt seine Excellenz der Generalmajor Nikolai Petrowitsch Baranow.

In Preußen würden wir ihn Präsident oder Oberpräsident nennen, — er wäre zuerst Referendar oder Assessor gewesen, dann Landrath oder so etwas, hätte einen Berg von Akten geschrieben, in konservativen Wahlen gearbeitet und wenn er darin eine glückliche Hand gezeigt, und die sonstigen Voraussetzungen einer Verwaltungskarriere erfüllt hätte, würde man ihn einen Sprung über einen Haufen Kollegen hinweg, auf einen Präsidialstuhl haben machen lassen. Der Präsident von Nishny-Now-

gorod war zuerst Seemann, dann Adjutant des Großadmirals Konstantin Nikolajewitsch, in hoher Gunst an dessen geistreichem bewegten Hofe — dann Kapitän auf der Freiwilligen Flotte des Schwarzen Meeres im Orientkrieg, nahm ein türkisches Schiff — wurde in Berücksichtigung dieses seines Bravourstückes Ausstellungs-Kommissar in Moskau, dann Gouverneur für Kowno — von dort nach dem Kaisermord nach Petersburg geholt, um die nihilistische Verschwörung zu unterdrücken — in Ungnade fortgeschickt nach Archangelst als Gouverneur — in Gnaden wieder hervorgezogen als Gouverneur von Nischny-Nowgorod.

Die Pausen dieses athemlosen Lebenslaufes hat Nikolai Petrowitsch als Kommissar bei allen erdenklichen Ausstellungen und Weltausstellungen ausgefüllt, ist als solcher in Wien, Paris, Philadelphia und Sidney und wo nicht alles gewesen. In Gnade und Ungnade, Hofmann und Soldat, steigend und fallend, von der öffentlichen Meinung bald gepriesen, bald in den Staub gezogen — vergöttert und verlacht — an allen Weltecken und in drei Gouvernemenen wie Königreichen — Alles in kaum mehr wie zehn Jahren.

Welch ein Gouverneur! Immer beschäftigt, immer unterwegs. Seit ich die Ehre hatte, ihn kennen zu lernen, begegne ich ihm überall — in der Straße, im Theater, im Kaffeehause, im Restaurant, drüben in der Altstadt. Stets die beiden Hände ausgestreckt, sie nach rechts und links reichend und die dargebotenen in Empfang nehmend. Lächelnd, grüßend, zunickeend, vertraulich die Schulter

klopfend. „Wie geht es, Zuri Swanowitsch? Gut bekommen gestern, Alexei Stepanowitsch.“ Aber ich bemerke, daß Niemand den leutseligen Ton der Excellenz erwidert, Alles dienert, lächelt befriedigt: Zu Befehl, Excellenz u. s. w. Offenbar ein mächtiger Mann, mit dem gerechnet werden muß — in Petersburg geht sehr gut angeschrieben, hat einflußreiche Verbindungen am Hofe, ein Mann von Zukunft.

Nischny-Nowgorod hat schon große Gouverneure gehabt — so den Grafen Ignatjew, der das Geschenk, welches ihm die Kaufleute machen wollten, zu einer großen eisernen Halle, einem Nachtasyl für Obdachlose verwenden hieß. Aber wie Nikolai Petrowitsch Baranow war doch noch selten einer da. Immer bereit, eine Proklamation loszulassen, eine Rede zu reden, die Kaufleute zu versammeln, etwas merkwürdiges, nie dagewesenes anzugeben, zu thun, zu sagen. Welch ein Gouverneur, sagen die Nischny-Nowgoroder, sagt ganz Rußland!

Ich hatte verschiedene Empfehlungen an den Gouverneur, darunter eine solche von dem Generalgouverneur von Moskau, dem Fürsten Dolgorukow. Allein ich glaube, es hätte soviel Güte garnicht bedurft. Beim ersten Zusammentreffen merkte ich, daß Generalmajor Baranow Sinn für die Presse hat, wir Journalisten fühlen das gleich ganz instinktiv heraus — der moderne Mensch bestimmt sich nach seiner Stellung zur Presse.

Mit raschen Schritten trat, als ich gemeldet worden war, in dem künstlichen Halbdunkel des Vorsaales ein großer hagerer Herr in Interims-Uniform auf mich zu,

schüttelte mir die Hand, griff mich am Arm, um mich in seinen Salon zu ziehen; die Thüre zum Treppengang öffnete sich indeß wieder und ein Muschik drängte sich herein:

— Gerechtigkeit! Hülfe! Groß-Excellenz, rief der härtige Raftanruffe.

— Die soll Dir werden, sprach der Gouverneur mich loslassend und seine Aufmerksamkeit dem neuen Besucher zuwendend.

Es ergab sich, daß dem Muschik ein zum Markt gekommenener Krämer, ein Käufer ausrücken wollte, ohne zu zahlen.

— Die Pferde sind schon aus dem Stall, Excellenz, rief der verzweifelnde Krämer.

— Wir werden sie wieder ausspannen. Er winkte der Ordonnanz, gab ihr einen kurzen Befehl, Ordonnanz und Muschik zogen eilend ab.

— Das ist heute schon der dreihundertste, sagte die Excellenz vor dem Aktentisch sich in den Sessel werfend. Die Nacht bin ich aus dem Bett geholt worden, um sechs Uhr erst wieder zurück. Höllisch angestrengtes Leben.

Er ließ sich wie ein ganz erschöpfter Mann zurück-sinken.

— War etwas Besonderes los?

— Ging so. Kleinigkeiten — aber es war in dem Viertel, wo im Juni der Judenrawall war — gerade nächst des Bahnhofes. Schlimme Geschichte damals — in paar Wohnungen demolirt — liegen heute noch in Trümmern, ein paar arme Teufel schändlich umgebracht,

ich kam zu spät, konnte meine Soldaten nicht rechtzeitig herüberbringen, manövrirten draußen im Lager, und die Okabrücke abgefahren. Doch das ist jetzt alte Geschichte. Ich bin nicht ohne Besorgniß. Das Feuer schläft unter der Asche — dazu haben wir siebenundzwanzigtausend Juden zur Messe hier.

— Sieben und zwanzigtausend? Man sieht doch nur wenige?

— Ja, so viel sind es — sie halten sich nur sehr zurück, Sie haben doch meine Proklamationen von damals gelesen? Schon in Berlin? — so — das ist interessant. Ich bin kein Journalist — aber ich weiß, wie man mit dem Volke zu sprechen hat. „Der Kaiser will nicht, daß ihr die Juden todt schlagt. — Stehlen von Christenkindern durch die Juden — dummes Ammenmärchen — wer so etwas erfährt, soll persönlich zu mir kommen, wir wollen es zusammen untersuchen!“ Das wirkt, das versteht das Volk, nur keine hochtrabenden, gelehrten Redensarten.

Gestern brachte mir ein Pristaw eine Anzeige: drüben im Kabak hat ein Kaufmann über mich geschimpft, auch wegen der Judengeschichte. Heute können sie es in der Zeitung lesen, was ich darauf resolvirt habe. Der Pristaw bekommt einen Wischer, und was den Käfönnour betrifft, so ist es mir ganz gleich, was er sagt — ich habe es aber bekannt machen lassen, damit jeder sieht, was er für ein Dummkopf ist . . .

Während der Gouverneur in schnellen, kurzabgestoßenen Sätzen seine Mittheilungen machte, betrachtete ich mir den Herrn. Eine Physiognomie, die mich nicht

frappirt hätte, wenn ich ihr im Ayuntamiento von Valencia begegnet wäre.

Ein hagerer, schwarzer, knochiger Herr, die dünnen Kopf- und Barthaare kurz geschnitten, die Adlernase kräftig entwickelt — mit den raschen Bewegungen, der lebhaften Rede kontrastirt der ruhige, gespannte Blick aus den halbgeschlossenen blitzenden Augen.

— Doch genug davon — plaudern wir — was interessiert Sie? Was wünschen Sie zu wissen? — Stättisches Material? — Gut — erst frühstücken Sie mit mir, dann sollen Sie es haben. Die sibirische Bahn? — Ja, das ist eine Geschichte, Alles ruht und zerrt danach — natürlich auch meine Nishny-Nowgoroder. Ich aber sage ihnen ganz offen: Nein, Kinder, diese Bahn ist nicht für Euch. Ueber Kasan wollt Ihr die Bahn geführt haben — das können wir uns noch nicht in Rußland leisten. Eine Bahn neben der Wolga her! Am Rhein — das ist etwas Anderes — zwei Bahnen rechts und links und in der Mitte den Strom mit den vielen Schiffen. Später kommt das auch. Ich habe in Petersburg gesagt: Baut die sibirische Bahn im Norden, baut die Bahn von Jaroslaw in der Richtung nach Tobolsk, dann habt Ihr eine sibirische Bahn. Baut Ihr die Bahn im Süden, so nennt sie, wie ihr wollt, nur sibirisch nennt sie dann nicht — das paßt nicht. Die Entscheidung steht unmittelbar bevor, ich glaube, ich werde Recht behalten . . .

Die Gäste zum Dejeuner des Gouverneurs begannen sich indessen zu melden. Auf kleinen Tischen war die Sakuska — das Voressen — servirt, das man stehend

verzehrte. Dann nahm die Gesellschaft Platz. Der hervorragendste Gast, ein alter eisgrauer Admiral, der bei Sewastopol kommandirt und gefochten hat — offenes sympathisches Gesicht — dann ein Petersburger Geheimrath aus dem Finanzministerium nach Nishny gekommen, um die Messe zu studiren, Typus des vornehmen deutsch-russischen systematischen Bureaubeamten, mit blonden langgezogenen Backenbärten — die Gegensätze in der russischen Verwaltung durch das Gegenüber unseres Wirthes und des blonden Deutschrussen scharf markirt — ein junger Gouvernementsrath — Streber — den der Gouverneur vertraulich behandelte, ein älterer Herr mit Kanzleigesicht, der dienstlich behandelt wurde. Am anderen Ende des Tisches die zwei militärischen Adjutanten des Gouverneurs und des Admirals schweigend mit Dienstgeschütern ihr Dejeuner verzehrend. Dazwischen noch einige dunkel gebliebene Personen und ein kleiner schwarzer Herr mit verbissenem Ausdruck. Der Gouverneur stellt ihn uns als den Don Juan von Nishny-Nowgorod vor.

Ein Don Juan schon im pensionsfähigen Zustand. Aber es mußte eine Geschichte darüber geben — denn die Anspielungen kommen immer wieder und der kleine Herr fertigt sie mit scharfer bissiger Zunge ab.

Das war der Hauptscherz.

Schade, daß Leporello nicht gegenwärtig war, um die Siege des Nishnyer Don Juans zu besingen. Wie tief wäre ich jetzt im Stande, meine Leser in die Geheimnisse von Nishny-Nowgorod einzuweihen . . .

Das Marine-Departement hatte indessen das Uebergewicht. Man sprach von Sewastopol.

Am Morgen hatte ich gehört, daß Sewastopol noch so da liegt, wie die Allirten vor bald dreißig Jahren räumten — eine in Trümmern liegende Stadt. Spekulanten hatten die zertrümmerten Stadttheile nach dem Frieden an sich gebracht, sie rechneten auf eine hohe Entschädigung. Als nichts daraus wurde, ließen sie die Trümmerhaufen liegen.

An der Tafel des Gouverneurs war von dem Neuaufblühen der Stadt die Rede, was Alles jetzt dafür geschieht, Eisenbahn- und Hafen-Anlagen, die Gründung einer neuen Flotte.

In Rußland gewöhnt man sich schnell daran, das Entgegengesetzte zu hören — über Alles und Jeden giebt es mindestens zwei Ansichten.

— Das Meer ist meine alte Liebe — namentlich das Schwarze Meer — ich kann nie ohne Sehnsucht an es denken, sagte der Gouverneur.

— Ihre Thaten, Excellenz, haben Ihren Namen mit der Geschichte der Schwarzen Meerflotte verknüpft.

— Meine Thaten! Was nennen Sie meine Thaten? Im Krieg giebt es nur zwei Dinge, man geht auf den Feind los, oder man weicht vor ihm zurück — das andere ist Sache des Glücks. Das kann Ihnen auch Graf Moltke bezeugen. Es ist wahr, ich bin draufgegangen, ich habe Glück gehabt.

Und er leerte wie in Erinnerung sein Glas.

— Wie gefällt es Ihnen bei uns, sagte der Gouverneur kurz abspringend.

— Ein in guter Entwicklung befindliches Land, so weit ich urtheilen kann.

— Sprechen Sie mir nicht von Entwicklung und Fortschritt, so lange unser Rubel unterwerthig ist. Jeder Russe empfindet es wie eine persönliche Demüthigung, daß der Rubel keine hundert Kopfen gilt. Sollen wir mit all unseren natürlichen Hilfsquellen nicht vermögen, was Italien konnte!

Si j'étais gouvernement — es ist eine dumme Redensart, gestatten Sie mir, daß ich sie doch gebrauche — wäre ich Regierung, ich würde nichts nach der Börse, nach dem Auslande fragen — ich würde die Grenzen schließen lassen, die Pfoten kreuzen und abwarten.

— Gründlich und originell, sagte ich — wäre auf den Erfolg begierig.

— Wir brauchen das Ausland nicht, absolut nicht. Ich war nun in drei Gouvernements — überall gewaltige Reichthümer, die nur auf den warten, der sie aufnimmt.

Wir haben für uns eine große Naturkraft, die Sie in Ihrem kleinen, so wohl angebauten und hochcivilisirten Deutschland nicht kennen: den Raum.

— Die Naturkräfte gehören demjenigen, der sie beherrscht. Bleibt die Frage, ob der Raum die Russen beherrscht oder Ihre Landsleute den Raum beherrschen.

— Ganz richtig — aber der Raum ist die Zukunft

Sch mußte gestehen: eine treffende Bemerkung.



Ein Frauenarzt.

Die Gesellschaft bei dem Gouverneur begab sich auf die an den Speisesaal stoßende Veranda, um den Kaffee zu nehmen. In dem Musikzelt vor dem Gouvernementshause konzertirte eine Militärkapelle. Unter den spitzen, runden, breiten, russischen, asiatischen Hüten und Mützen, die sich unten drängten, bemerkte ich auch den mir wohlbekannten großen Schlapphut eines Moskauer Doktors. Ich empfahl mich schnell, bekam unten in der Menschenmenge den Arm des Bekannten noch zu fassen und prominirte auf der Allee mit ihm auf und ab.

Es war gerade wie in einem kleinen deutschen Bade — in der Mitte zwei Reihen Bäume, rechts und links Buden — nur das Publikum fremdartiger — Tartaren, Perser, Bucharen im besten Staat, der Landbaron mit Frau und Töchtern, der zur Messe hereingefahren ist, der Pope in braunem Kaftan und Strohhut mit einem Haufen von Sprößlingen hinter sich her. Die Musik spielte ein Verdisches Potpourri. Mit vorgebeugten Köpfen lauschten die Mittelasiaten dem Lied des Troubadours.

— Sie haben beim Gouverneur gespeist, hat er

Ihnen von seinen Erlebnissen als Oberpolizeimeister von Petersburg nach dem Kaisermord erzählt?

— Davon war nicht die Rede.

— Es war ein Fehlschlag — ich mache Baranow keinen Vorwurf daraus, er hatte das richtige Gefühl, daß etwas geschehen müsse, was die Einbildungskraft der Petersburger beschäftigt, etwas Großes — meinetwegen eine große Dummheit. Auch stellte er ja etwas Besonderes auf, er ließ die Stadt absperren und einen Sicherheitsausschuß wählen. Es war ein psychologischer Mißgriff — er hätte etwas finden müssen, was den Frauen imponirt.

— Sie sind Frauenarzt.

— Gerade deshalb bin ich in der richtigen Position. Die Geschichte der russischen Revolution kann nur ein Frauenarzt schreiben.

— Ein Frauenarzt?

— Ja wer anders könnte Ihnen den pathologischen Zustand Rußlands erklären, wir leben ja in einer Bewegung, die von hysterischen Frauen inscenirt ist — unser Terror, wie man diese ebenso verruchten als spannenden Mordgeschichten nennt, ist eine Damenerfindung. Wo haben Sie so schon etwas in der Welt gehört! Und nun bestreite uns Russen noch einer, daß wir originell sind.

Die Sophie Perowskaja — dieser sanfte Engel der Vernichtung, der den Kaisermord geleitet hat und die Dynamitbombe in ein weißes Tuch geschlagen dem Mörder überreichte, ich brauchte sie als Arzt nur anzusehen, um ihren Zustand wie in einem Buche zu lesen — im höchsten

Grade hysterisch. Alle Teufel — ein interessantes Frauenzimmer — die hysterischen Frauen sind ja gerade die interessantesten. Wenigstens für einen Russen. Unser Frauenideal ist die hysterische Frau. Unglaublich wie diese Weiber uns zu packen wissen.

Bei Bekannten von ihr, die damals in Moskau wohnten, habe ich die Sophie Perowskaja gesehen. Man sprach schon von ihr als einem exzentrischen Frauenzimmer; wo sie herauskommen würde, das dachte noch Niemand. Die Tochter eines Senators und die Enkelin eines Grafen! Ich war Arzt im Hause und zwischen diesen meinen Fingern habe ich damals ihren kleinen Puls gefühlt — wie das ging — und dann der Blick aus dem hellen, schmachtenden, glänzenden Auge! Ein schmales feines Gesichtchen, eine kleine, schlanke, zierliche Gestalt — ich hätte sie auf diese meine Tage sehen können. Die ganze Familie hatte sie fascinirt, obgleich sie dieselbe höllisch kompromittirte. Und ich glaube, wenn sie es darauf angelegt hätte, sie hätte mich alten Graubart auch noch herübergeholt. Sie hielt es aber lieber mit den Zungen — kann es ihr nicht verdenken. . . .

— In Rußland, fuhr er nach einer Rührungspause fort und sich den weißen Zwickelbart streichelnd — in Rußland sollte man die Weiber offen und ehrlich zum Regiment berufen, wie es im vorigen Jahrhundert war, das war ein guter Anfang, dann hätte die Lage ihren richtigen Ausdruck und man wüßte, an was man sich zu halten hat. Wir Russen sind impulsiv Kinder — unsere Frauen sind noch impulsiver, aber sie haben mehr Willen

wie wir. Rufen wir eine Selbstherrscherin aus — es lebe Katharina die Dritte!

— Dann proklamiren wir gleich Sie als ersten Minister.

— Ich ziehe den Leibarzt vor. Die Stellung ist sicherer und einbringlicher.

— Es ist wohl ein gutes Geschäft in Moskau Arzt zu sein?

— Wir haben eine große Konkurrentin, die iberische Gottesmutter — das Heiligenbild wartet nicht bis man zu ihm kommt, es kutschirt den ganzen Tag in seiner sechsspännigen Kutsche in der Stadt herum und besucht die Kranken an ihrem Lager — für ein paar Rubel — so wohlfeil können wir Aerzte es nicht machen. Wenn ein Kranker noch unter dem Bild durchkriechen kann, so hält er sich schon für gerettet.

Schließlich kommt man doch auf uns Doktoren. Der erste von unserer Zunft geht überhaupt nicht unter tausend Rubel zu einem Kranken, Vorausbezahlung, das hält das Geschäft aufrecht. Er tritt in das Krankenzimmer, besieht den Patienten: haben Sie noch Hoffnung Kollege, fragt er den behandelnden Arzt. — Nein, sagt der Arzt. — Ich auch nicht, sagt der Berühmte, nimmt seinen Hut und empfiehlt sich. Man holt ihn natürlich nur in den verzweifeltsten Fällen . . .

Wir hielten einen Augenblick vor dem Musikzelt.

— Sehen Sie diese Musikanten an — nur wenige haben Notenblätter vor sich, die anderen spielen aus dem Kopfe. Warum sind sie Musiker? „Der Herr Oberst hat

befohlen.“ Ein Kerl mit langen Armen bekommt die Bassposaune zu blasen, einer mit guter Lunge wird an die Trompete gesetzt. Sehen Sie dort den Langen mit einem Maule von einem Ohre zum anderen, der das Piffkolo bläst. Ich wette, es ist ein Witj vom Obersten, um ihm das Maulspitzen zu lehren. Ein famoser Witj — wie der Kerl sich komisch hat. . . .

Und er schüttelte sich vor Lachen.

— Das ist ja unser Unglück, sagte er, wieder zum Ernst umschlagend, daß man aus unseren Ruffen Alles machen kann — Alles bis zu einer gewissen Grenze, wo wieder Alles aufhört. Aber unsere Weiber, die verstehen es zu wollen, und wer glaubt, er habe die seine dressirt, dem haut sie mit einemale die Kralle — Kage oder Löwin. Tolsstoi und Pobedonoszew werden sie nicht bändigen und unser Gouverneur dort oben auch nicht. Aber er hat doch eine Idee davon, worauf es ankommt — und er amüfirt uns. . .

Der Doktor warf noch einen Blick auf die Veranda des Gouvernementsshauses — „ffft“ sagte er mit dem halbgesprochenen, halbgepiffenen Laut, mit dem der Russe kundgiebt, daß er mit Jemandem fertig ist.



W e s m u s i k.

Lassen Sie uns ein Glas Bier in der „Germania“ trinken.

Und wie sollte ich Dein nicht gedenken Du „Germania“, da selbst der Russe von Dir schwärmt — Du Ausschnitt aus einer rheinischen Schützenfesthalle an den Strand der Wolga verpflanzt — wo der Wirth sein knorriges oberhessisches Deutsch spricht, die Kellner in deutschen Nationalfräcken mit Händen voll Seideln herumspringen — ihr „gleich Herr, gleich“ rufend, wo das heimische Sauerkohl dem Sterlet und Stör sich gefellt.

Käme ich nicht aus Berlin, ich würde finden, daß von allen Menschenorten, die zu dieser großen Völkermesse zusammengelassen sind, die Deutschen die merkwürdigsten sind. Es würde mich interessieren, zu untersuchen, wie die geistige Beschaffenheit einer Völkerschaft ist, die, während die Armenier eine Kirche, die Perser ein Karwanserai, die Tartaren eine Moschee als Vereinigungspunkt sich errichtet haben, zum Genusse eines braunen Getränkes zusammenkommen, und ob es richtig ist, daß der phantastische König mit großem Bart und in der Hand einen Becher mit schaumüberfließenem Rand wirk-

lich der Gott ist, den sie verehren? Wie beschaffen die Heimath der Männer, welche die ersten Geschäfte, die einflußreichsten Stellungen, die bestgelegenen Läden, den umfassendsten Kredit besitzen. Und ob diese die Menge, wenn sie nach Hause zurückströmen wollte, mehr fassen könnte, als die Champagnerflasche den ausgeströmten Schaum.

In den wenigen Wochen, die der Jahrmart dauert, macht der Wirth der „Germania“ sein Jahresgeschäft; dann zieht er sich in die Lindenwälder von Kostroma zurück und läßt von den Waldbewohnern jene bunten Holzgefäße fabriciren, die dem Bewohner von Berlin als „Prämien“ eines großen Geschäftes und anderweitig bekannt sind, bei denen das merkwürdigste die den Westeuropäern geradezu unverständliche Billigkeit des Preises ist. . . .

Bis tief nach Persien und Centralasien hinein, bis nach dem Ural und über ihn hinaus erzählt man sich von den Herrlichkeiten und Lustbarkeiten des Marktes von Nishny = Nowgorod. Es geht aber damit wie mit so manchen anderen orientalischen Märchen, bei näherem Anfassern verzieht sich der Wunderdunst.

Eine musikalische Messe — Musik unentrinnbar — allenthalben Musik.

Also wir stürzten uns in die Wogen der Vergnügungen von Nishny = Nowgorod. Dichte Menschenansammlungen vor erleuchteten Häusern, aus denen Musik erschallt — wir sind in dem Mittelpunkt der Sache. Die belagerte Treppe hinauf, wir stehen in einem langen, niedrigen Saal. In der Mitte desselben ist eine Art

Karouffel in den Boden eingelassen — so langsam, als zögen sie hinter einer Leiche, drehen sich die Wagen des Karouffels im Kreise herum. In diesen Wagen sitzen härtige Muschiks, junge Arbeiter, wunderliches und fahrendes Volk aller Art aus den Straßen der Meßstadt. Aus dem naiven, befriedigten Lächeln auf den Gesichtern erkennt man, daß die Zuschauer wie die Teilnehmer an dieser Fahrt diesen Vorgang als einen Höhepunkt menschlichen Glückes betrachten.

Auf einer Estrade sitzt eine Gruppe von Männern, auf Hirtenflöten, jene schwermüthigen, langgezogenen, eintönigen Klänge blasend, die, wenn man sie in der Einsamkeit russischer Haiden hört, wie die Stimme der Natur selbst an das Herz greifen. Diese Melancholie will der Russe auch bei seinen Festen nicht entbehren. Aus der anderen Ecke her füllt ein Künstlerpaar auf primitiver Zither und Guitarre die Pausen aus, welche die Schalmelbläser lassen.

Getrunken wird in dieser Halle gar nicht, geraucht wenig, gesprochen noch weniger. In philosophischer Ruhe sitzt ein Polizeioffizier mit blauer Brille an einem Tische, seine Papyrus rauchend und auf den Moment wartend, wo er etwa einzuschreiten hätte. Messeraffären giebt es in Rußland nicht.

Wir stiegen in einen zweiten, einen dritten Salon. Ueberall dasselbe Karouffel, dieselben Schalmelbläser mit der gleichen Zither. In einem vierten hatte man die Attraktion durch eine deutsche Singeltangelfängerin verstärkt in schäbigen Flittern mit plump-frechen Bewegungen.

Auf den Spuren eines Moskauer Opernregisseurs wandelnd, den die Lorbern Pollini's nicht ruhen ließen und den Sehnsucht nach einem Tenor oder Sopran durch die Cafés chantants des Marktes von Nishny treibt, erledigten wir auch dieses Vergnügen. Schwedische Sängerinnen, russische Sängerinnen in Nationalkostüm, deutsche Sängerinnen — rauhe, ermüdete Stimmen, müde, überwachte Gesichter, das falsche und geringschätzig lächelnde Kontrastierend mit den bunten, reichen Gewändern — sentimental krähende Jünglinge — aber keine Sonntag und kein Götz. Der Opernregisseur und auch wir hatten unsere Mühe dahin.

In den dürftigen Café chantants sah man den höheren Perser und Mittelasiaten — da, wo Bier gereicht wird, den deutschen Meßfremden. Von beiden Gattungen wußte man nicht, ob sie sich innerlich ungeheuer amüßten oder tief langweilten.

Auch auf das weltberühmte, sechsfach besetzte schwedische Damenquartett stießen wir, es sang gerade ein Lied voll universalen Unsinn. Eine der Sängerinnen löste sich aus der bunten Gesellschaft los und trat an unseren Tisch.

— Lassen Sie mir ein Glas Punsch geben — sagte die Schwedin im reinsten schlesischen Deutsch. Mit einem Zug war die glühendheiße Masse die Kehle der Nachtigall hinuntergeführt.

— Nachtigall ich seh Dir laufen, aus das Bächlein willst Du saufen — citirte der reuterbewanderte Moskauer Likörfabrikant.

— Was wir singen, sagte die Dame auf unsere Frage, — famosen Unsinn. Da klatschen sie am meisten. Bei jedem neuen Lied, das wir zu singen bekommen, denke ich, das ist nun der höchste Blödsinn, aber es finden sich immer noch solche, die noch blödsinniger sind und es *Da Capo* hören wollen. Da brüllen sie schon wieder „*Da Capo*“ — also an's Geschäft.

Ihre Gesundheit, meine Herren.

Sie goß das zweite Glas dem ersten nach und nahm ihren Platz im Nachtigallenchor wieder ein. . . .

Der Gouverneur hatte mich aufgefordert, ihn in seiner Loge im Theater zu besuchen, wo er mich seinen Damen vorstellen wollte. Dort sah ich denn die Gesellschaft von Nishny und war auf das neue überrascht über die Feinheit, Urbanität und Zwanglosigkeit, zu denen die leitende Klasse in Rußland ihre Umgangsformen herausgearbeitet hat. Die Damen wußten in Berlin Bescheid, namentlich die Tochter des Gouverneurs, deren elegante schlanke Schönheit auch in den Salons von Petersburg Aufsehen machen mußte. Ich hörte, daß Berlin früher als „Kasernenstadt“ verschrieen war — die Stadtbahn hat den guten Ruf, den Berlin im Begriff steht in Rußland zu gewinnen, zuerst begründet.

Auf der Bühne wurde die Operette „*Boccaccio*“ von einer Truppe dritter Sorte kläglich mißhandelt. In den russischen Gesichtern fehlen die Uebergänge — ein schreiender Kontrast zwischen den intelligenteren Physiognomien der Solisten und den gemeinen, verzerrten des Chors.

Sobald ich konnte, rettete ich mich aus der Trivialität dieser Aufführung.

Ich fuhr nach dem ersten russischen Restaurant, aber auch hier empfing mich Musik und wieder Musik. Im ersten Saal russische Nationalsänger, im zweiten ein Trio von Chopin. Eine Dame von etwa vierzig Jahren spielte höchst geistreich und elegant die Violine. Dazu klapperten die Teller, raffelten die Bestecke. O, du arme Musik und du ärmere Musikantin!

Ich schob den Teller zur Seite und lauschte der Violine — sie sang leise vor sich hin, als erzähle sie ein Märchen aus der Jugendzeit der Spielerin. Dann wieder klang es wie herausfordernd — ein Wunderkind, der Stolz des Hauses, bestaunt und gepriesen, zum wachsenden öffentlichen Triumph entwickelt — prahlerisch legte sich das Instrument zu allerhand Kunststücken aus — —

Ich dachte an die Lieder, die mir andere Kinder vor einigen Tagen in Moskau gesungen hatten. Im Blindeninstitut des Oberpastors v. Diekhoff — etwa zwanzig Kinder im Alter von acht bis fünfzehn Jahren, die während der Ferien in der Pflege des Hauses geblieben waren — Niemand hatte sie zu sich begehrt. Ein armer weißgetünchter Saal — der Leiter der kleinen Gesellschaft auch ein Blinder, ein Mann in mittleren Jahren, einer der Einfältigen im Geiste, denen das musikalische Himmelreich ist, die Intelligenz, nur erfüllt von Klängen und Harmonien. Fest und sicher ruhte der Chor in seiner Hand, rein und fest sangen die Kinder ihre Stimmen, wie nur russische Kinder singen können. Die Stimmen

verschlangen und vereinigten sich, sie jubelten empor, was von Freude und Sehnsucht in den kleinen Herzen war, tönte sich aus, lag rein und glanzvoll wie in einem Heiligenschein da. Aus dem dunkeln armen Innern erblüht es bunt und farbenreich. Die so schrecklich zerrissene Harmonie mit der Welt schien wieder hergestellt. . . .

Das Trio mir gegenüber endigte mit ein paar scharfen Strichen, ein paar hastigen Griffen, den phantastischen Aufbau in Scherben schlagend. Die Teller klapperten jetzt ohne Konkurrenz.

Die Dame erschien mit dem Notenblatt. Mit gleichmüthiger verdrossener Stimme sagte sie:

— Für die Musik, mein Herr, wenn es beliebt. . . .

Sch gab eine Hand voll Kopfen.



Lezte Tage in Moskau.

(Ende August 1884.)

Auf der Gouvernantensuche.

Von dem Ausflug nach der Wolga wieder zurück — nun kommt mir Moskau so überraschend selbstverständlich vor, wie es mir beim ersten Eintreffen überraschend fremd erschien. Ich denke des Ausspruchs eines Freundes mit Prophetensinn, der einen bestimmten Planeten als künftige Wohnstätte unserer Seelen ausfindig gemacht hat. Nur nicht ängstlich, sagte er — wenn Ihr vierzehn Tage auf dem Mars gewesen seid, wird es Euch sein, als wäret Ihr immer dort gewesen.

Als ich Berlin verließ, um nach Rußland zu reisen, wurde ich erjucht, mich nach einem Fräulein zu erkundigen, das vor einigen Jahren in Moskau in eine gräßliche Familie als Gouvernante eingetreten war. Dann war sie aus der Stelle geschieden; seitdem hatten ihre Verwandten nichts mehr von ihr gehört.

Ueber die Schritte, welche ich in Vollziehung dieses Auftrages that, habe ich meinen Auftraggebern noch zu berichten — da ich es hier vor der Oeffentlichkeit thue, habe ich mich genöthigt gesehen, einige Umstellungen vorzunehmen, die indeß das Wesen der Vorgänge nicht berühren.

Es war an einem der letzten Tage meines Aufenthaltes in Moskau.

Im lutherischen Pfarrhause ist ein Auskunfts- und Stellenvermittlungsbureau für Gouvernanten. Dort ließ der Oberpastor v. Diekhoff mir die älteren Listen des Bureaus vorlegen — ich begann mich hinein zu vertiefen. Gleichzeitig mit mir war eine Dame von einfach vornehmer Haltung eingetreten, die Frau eines Gouverneurs im Südosten: sie suchte eine Gouvernante für einen fünfjährigen Knaben, mehr um mit ihm zu spielen, sagte sie, als um ihn zu unterrichten.

Ich blätterte in meinen Listen.

Trockene statistische Notizen. Namen, Herkunft und Alter der Kandidatinnen aufzählend, was sie zu leisten versprechen, was sie fordern, was aus der Vermittlung geworden ist — und doch wie viel Menschenchicksale schließen diese Notizen ein.

Wie schwierig und dornenvoll ist der Beruf einer Gouvernante, wie hoch die Ansprüche, wie gering der Lohn! Was soll die Gouvernante alles aufgeben an Unabhängigkeit, an Lebensfreude und Familienglück — was tauscht sie ein für alle freudige Hingebung — an Mißwollen und Undankbarkeit. Mit wie vielen Gefahren und Versuchungen ist ihr Weg bestreut. Und über den dichtbeschriebenen Blättern der Listen schien mir der Vers des Florentiners zu leuchten:

O schweres Thun, der Fremden Treppen steigen.

Die Unterhaltung der Dame und des Herrn am Bu-

reau hatte indeß ein etwas lebhafteres Kolorit angenommen, unwillkürlich horchte ich über dem Blättern hin.

Der Herr las die Liste der Kandidatinnen vor. Die Dame merkte gespannt auf, man hörte es ihrer Frage an, daß sie eine weltkluge, erfahrene Frau war und wußte, was sie wollte. Als die ganze Auswahl gefiebt und wieder gefiebt worden war, blieben zwei übrig — ein Fräulein von dreißig Jahren und eins von siebzehn. Die Dame neigte zur Wahl der Aelteren, der Herr vom Bureau empfahl mit Nachdruck die Jüngere.

— Die Aeltere wird Erfahrung, Umsicht, Methode haben, sagte die Dame.

— Die Junge bringt den Enthusiasmus der Entfugungskraft, die Lenkbarkeit der Jugend mit sich, das halbe Kind wird das ganze Kind am besten verstehen — sagte der Herr.

— Aber werde ich mit einer Siebzehnjährigen mein Kind auf die Promenade in Astrachan schicken können?

— Jedenfalls viel sicherer, wie mit einer Dreißigjährigen. Im Uebrigen folgen Sie Ihrer Ueberzeugung, schließlich entscheidet die Individualität. Die Gouvernanten bei uns — das ist meine Erfahrung — wachsen sich ganz eigen aus — aber nicht immer gut. . .

Die Dame entschied sich für die Dreißigjährige — ich hoffe, sie ist wohl dabei gefahren. Gleichzeitig hatte ich die Listen durchgesehen, ohne eine Spur zu finden.

Vielleicht, so hieß es, können Sie im Gouvernantenheim im Arbat etwas erfahren.

Die Fülle von Wohlthätigkeitsanstalten Moskau's

ist nicht zu erschöpfen — an etwas Bestehendes sich anzuschließen, liebt der russische Wohlthäter nicht, er bedarf des Reizes von etwas Neuem, Individuellem — das ist die Stärke und die Schwäche der Armenpflege in Moskau. Eine sehr nützliche und konzentrirte Anstalt ist aber die Poliklinik der russischen Aerzte in der Arbatstraße — eine Poliklinik, namentlich für Frauen bestimmt und von ihnen benutzt. In dem Gebäude dieser Anstalt befindet sich auch die Moskowische Gesellschaft zur Unterstützung von Gouvernanten, Hauslehrerinnen und Erzieherinnen. Wie so manche ähnliche Anstalt steht sie, und nicht blos dem Namen nach, unter dem hochsinnigen Schutze der Kaiserin. Dr. Bezinguer, einer der dirigirenden Aerzte der Poliklinik, übernahm in seiner frischen, raschen Art meine Einführung in die Gouvernantenwelt, die sich über und neben ihm in dem Hause aufgebaut hat.

Stellenvermittlung, Musterschule, Unterstützungskasse, Bibliothek, Lehrmittelinstitut — hier ist alles zusammen. In den oberen Räumen eine Pension für stellenlose Gouvernanten im Stil einer kleinbürgerlichen Schweizerpension.

Während die Nachforschungen nach dem verschwundenen Fräulein im Gange waren, stand ich staunend vor einem Haufen von Koffern, Kisten, Schließkörben, zu einem Berg aufgebaut, die ganze Wohnung beherrschend.

Eine kleine schwarze Dame, in dem Anfang der Dreißig, trat auf mich zu — eine gewisse aufdringliche Reinlichkeit lag über sie hin gebreitet. Von dem dunkeln Kleid hoben sich Massen von weißen Spitzen und weißen

Bändern ab, an Kopf, Hals, Brust und Armen. Der leibhaftige Genius der großen Wäsche.

— Sie bestaunen diesen Kofferberg, sagte die weißbeflaggte Dame. Es ist die Wintergarderobe der Gouvernanten, die in Sommerkondition während der Ferien mit Herrschaften auf das Land gegangen sind.

— Und Sie selbst, mein Fräulein, haben sich dieser großen Bewegung nicht angeschlossen?

— Für mich ist Besseres in Sicht, in drei Tagen reise ich, ich gehe nach meiner Schweizer Heimath zurück — nach zehn Jahren Rußland.

Ich freue mich wie ein Kind darauf, und doch habe ich keine schlechten Erfahrungen gemacht. Im Gegentheil — ich habe es immer noch so so getroffen. Meine Spezialität ist Gouvernante in vornehmen Offiziershäusern — so war meine erste Kondition und dann empfahl mich der eine dem andern — sehr rangirte Männer, diese Offiziere, nichts weniger als excentrisch — am liebsten lagen sie auf dem Sopha und schauten nach der Decke. Auch Frauen, mit denen sich leben ließ. Man hatte früher mich so vor Rußland gewarnt — es war Alles ganz anders. Nur in einem habe ich mich nicht mit den Russen vertragen können, und das treibt mich aus dem Lande. Ich bin auf Reinlichkeit erzogen, von Jugend auf habe ich keinen Flecken und kein Stäubchen auf mir dulden können, und was habe ich hier erlebt!

Sie las einige nicht sehnbare Fäserchen von ihrem Kleide ab.

— Es giebt zwei Arten von Russen — fuhr sie fort

— solche, die im Westen waren, und die nicht darin waren. Ich durfte nur in das Vorzimmer kommen, so wußte ich schon, woran ich war. Ich könnte Ihnen Geschichten erzählen — aber es interessiert Sie wohl kaum, und ich weiß nicht, ob ich einem Herrn davon sprechen soll. . . .

— Bitte, sagte ich, für einen Journalisten ist Alles interessant, und dann geniren Sie sich ja nicht.

— Was das Sonderbarste ist, die besten Leute, die ich getroffen habe, trieben es am ärgsten; denn mit dem europäischen Schliff geht oft das Beste mit. Wenn es mir aber übel wurde und ich dringend weg verlangte, verstanden sie mich noch nicht einmal.

In meiner ersten Stelle durfte nie ein Fenster aufgemacht werden; die gnädige Frau, hieß es, könne die Fliegen nicht leiden. Nun denken Sie sich die Luft. Wie ich von da fortging, kam ich in ein vornehmes Haus; ein prächtiger alter Herr mit langen weißen Haaren, ich hätte ihn auf den Knien bedienen können.

Und rüftig war der alte Herr — jeden Morgen machte er einen Lauf durch den Park, dann kam er ganz heiß und schwitzend zurück, nahm die Serviette, die über das Frühstücksbrod gebreitet war, rieb sich Gesicht, Hals und Hände ab — und breitete sie wieder über das Brod. Wirklich, er breitete sie über das Brod. — Was sagen Sie dazu?

Die Dame war in ihren Erinnerungen eingeschifft, sie zielten alle auf denselben Punkt hin. Offenbar hatten ihre Erfahrungen sie nicht abgestumpft, ihr eher eine erhöhte Reizbarkeit gegeben.

— Ich kam zu einem General — er hatte die Gewohnheit, sich auf dem Korridor zu waschen und anzuziehen. Ich war in meinem Zimmer wie eingeriegelt, zur Zeit da dies vorging. Wenn der General fertig war mit Waschen — was nicht lange dauerte — fing er laut an zu räuspern und zu spucken. Das war das Zeichen, das ich mir merkte, auf das hin ich zum Vorschein kommen konnte. Von den drei Söhnen hatte jeder zwei Pferde und einen Reitknecht und die drei Tungen hatten zusammen — eine Zahnbürste.

Wie um jedes Mißverständniß abzuschneiden, erhob sie einen Finger und hielt mir ihn vor das Gesicht.

— Das Tollste war doch noch ein Offizier — in einer kleinen Garnisonstadt — wenn ich von dem Hause anfangе, weiß ich nicht, wo ich aufhören soll. Treffliche Leute, eine einzige Tochter — ein sanftes, gutes Kind — aber nur ein Glas auf dem Tisch. Daß ich ein Glas für mich verlangte, begriffen sie gar nicht. Man trinkt doch auch bei der Kommunion aus einem Glase, sagte die Generalsfrau. Der General aß nur einmal des Tages — vor der Mahlzeit gerieth er in eine Aufregung, wie das Thier vor der Fütterung. Wie es bei der Tafel zugging, das ist schon gar nicht zu beschreiben. Nach der Mahlzeit wurde dem General eine lange Pfeife gebracht, er rauchte und schlief ein. Der Diener kam mit einem Besen und fehrte den Unrath weg. Die Leute waren so herzlich zu mir, daß es mich wirklich hätte rühren können. Und noch jetzt laden sie mich ein, sie auf ihrem Gute zu besuchen, um mich zu erholen. Eine schöne Art von Erholung!

— Darf ich fragen, welche Erfahrungen Sie sonst über das Familienleben in Rußland gemacht haben? Gibt es viele glückliche Ehen?

— Glückliche Ehen — sagte die Dame — mit einem skeptischen Lächeln — wenn ich behauptete, ich kenne überhaupt fünf, so wäre das zuviel gesagt . . . und nicht drei davon sind in Rußland



Die alte Excellenz.

Niemand wußte schließlich etwas von dem von mir gesuchten Fräulein, sie hatte zu der Anstalt nie in Beziehung gestanden. Als ich der Schweizerin das gräfliche Haus nannte, aus dem das Fräulein die letzten Nachrichten gegeben hatte, kam ihr eine Idee:

— Gehen Sie doch zu der alten Excellenz auf der Warwarka, die weiß Alles, was in dem gräflichen Hause passirt, es ist die lebende Familienchronik.

Die Sache begann meine Neugier zu reizen, ich ließ mir Adresse und Haus genauer bezeichnen. Ein großes Geschäftshaus in einer der belebtesten Straßen, die Wohnung im zweiten Stock. Eine alte Dienerin meldete mich. Ich wurde alsbald vorgelassen. Das große dreifenstrige Zimmer auf die Straße gehend — am Mittelfenster war eine Art Erhöhung, ein Tritt angebracht, auf welcher die Herrin mit ihrem Arbeitstischchen sich placirt hatte. Trotz des Sommers war das Zimmer geheizt, am Ofen saß eine hinfällige Gestalt im Rollstuhl im Halbschlummer. Ich nannte meinen Namen und mein Anliegen. Die Dame wies auf den Lehnstuhl hin.

— Der Geheimrath, mein Mann, Peter Petrowitsch,

seit vorigem Jahr ist er so, auf der einen Seite gelähmt, hilflos wie ein Kind. . .

Die Dame hieß mich an ihrer Seite Platz nehmen; man konnte die Straße in ihrem rastlosen Treiben übersehen.

Mein Interesse nahm indessen alsbald die alte Dame allein in Anspruch, sie mußte einmal überraschend schön gewesen sein.

Wie sie sich erhoben hatte, groß und schlank, hätte ihrer Figur Niemand die Siebzigerin angesehen. Auf dem Gesicht lag eine dicke Schicht von Puder und Farbe, aber die weißen Locken umrahmten es noch dicht, großgeschchnittene schwarze Augen leuchteten darunter. Das Merkwürdigste waren die Hände, sie hatten geradezu etwas Mädchenhaftes, trotz der Farbe und des Puders. Die mit Brillantringen besteckten Finger waren unaufhörlich in Bewegung — mit dem Strickzeug — mit den Haubenhändlern — der großen Bonbonbüchse aus der Firma Einem, die neben ihr stand.

Die Dame nahm meinen Ueberfall nicht ungnädig.

— Also man denkt noch immer an die alte Frau und die alten Geschichten. Ich weiß nichts davon, wo sich das Fräulein jetzt befindet. Wie sie noch in dem gräßlichen Hause war, habe ich sie manchmal gesehen und viel von ihr gehört. Mit der Gräfin habe ich mich überworfene — das wissen Sie wohl schon.

— Ich weiß bis jetzt gar nichts von der Gräfin und von Ihnen nur, was ich den Vorzug habe, jetzt zu sehen.

— Das ist auch gerade so gut. Sie können sich nicht denken, was Moskau für ein Klatschneest ist. Sie meinen

vielleicht, wenn Sie die vielen Häuser ansehen, es wäre eine große Stadt — ich weiß nicht, wie es kommt, daß hier jeder sich um den Andern sorgt und man Alles von einander weiß — und immer noch ein gutes Theil mehr, als wahr ist.

Das Fräulein, von dem Sie mir sprachen, kam mit einem großen Spektakel aus dem gräßlichen Hause, aber sie war nicht Schuld daran, und Jeder gab ihr Recht.

Schauen Sie, mein liebes Kind — die alte Dame tippte mir dabei mit der Stricknadel, die, ihrer Aufgabe wartend, im Knäuel stak, vertraulich auf das Knie — schauen's, es geht ja Alles natürlich zu . . .

Sie kommen vom Gouvernantenschutzverein — ganz gut — ich kann nichts dagegen haben, aber — und sie stieß die Nadel energisch in den Knäuel zurück, ich frage nur, wer schützt uns vor den Gouvernanten? . . .

Die alte Dame machte eine Pause und sah mich scharf an, als erwarte sie von mir eine Antwort.

— Ja — wer beschützt die Familien vor den Gouvernanten in jehiger Zeit, wiederholte sie mit erhobener Stimme, die Stricknadel schwingend. Die irischen, deren es jetzt so viele bei uns giebt, wollen Alles katholisch machen, die schwedischen — lutherisch. Nimmst du dir eine Polakin in das Haus, so bezahlst du dir selber die Spionin, und die neumodischen russischen gar mit den verschnittenen Haaren, das sind feine Früchtel. Lieber gleich die Türken im Haus. .

Jedes Jahr läßt sich ein ganzer Flug von Gouvernanten in Rußland nieder, sie kommen überall her, aus

Deutschland und Oesterreich, welsche, französische echte und schweizerische, Engländerinnen, Schwedinnen, aus Amerika — ich weiß gar nicht, wie sie alle aufzutreiben sind. Aber es dauert nicht lange, so ist mit ihnen geräumt — sie sind in so viel tausend Familien untergekommen. Dann aber geht die Sache erst los; denn diese Gouvernanten — nehmen Sie es einer alten Frau nicht übel — alle wollen sie geheirathet sein — ich sage Alle. Ich muß das wissen, denn ich war selbst so etwas, wenn auch keine eigentliche Gouvernante. Ja, und die bloß geheirathet sein wollen, das sind nicht die schlimmsten. . .

Als das Fräulein bei der Gräfin in Kondition trat, kam nicht lange nach ihr eine Engländerin ins Haus. Die kannte ich schon eine zeitlang, ich habe die Gräfin alsbald gewarnt, sie wollte nicht hören! Es waren zwei Töchter im Hause und der junge Graf erst siebzehn Jahr alt. Seinen seligen Vater habe ich als Kind oft auf den Knien gehabt. Solche Häuser wußte die Miß immer herauszufinden — wenn ich hörte, daß sie irgendwo eingetreten war, paßte ich nur auf den Moment, wann der Skandal losgehen würde. Sie war wie eine Dynamitpatrone, die ruhigsten Haushaltungen wußte sie in die Luft zu sprengen.

Schönheit hatte sie keine, die Miß, aber noch was Schlimmeres, so eine insinuante Art sich einzuschmeicheln, mit der sie zuerst den Frauen im Hause den Kopf verdrehte. Wenn sie diese in der Tasche hatten, mußten alle Männer dran, alte und junge. Stand dann das ganze Haus Kopf, so hatte sie ihre Galgenfreude, sie verschwand

mit einem Male; — für das Zeugniß sorgte die Miß schon im Voraus. Das ver

Ein Husten kam der Dame; sie griff in die Bonbonschachtel neben ihr. Dann fuhr sie fort:

— Das Fräulein war ganz das Gegentheil, gab ruhig ihre Stunden und bekümmerte sich weiter um Niemanden und um Nichts. Die Miß hatte sie schnell bei den Herrschaften auf das Trockne gesetzt. Das Fräulein blieb in ihrer freien Zeit auf ihrem Zimmer oder sie lief mit dem großen Hunde im Park herum. Die Miß hatte auch bei ihr ihre Künste versucht, es war aber nichts — die Fränze, — so hieß ja ihr Fräulein? Ja, die Fränze hatte so einen eigenen Blick an sich. Die Miß giftete sich, die Deutsche sollte aus dem Hause und das mußte die Miß mit ihren Teufelskünften leicht einzufädeln.

Von nun traf es sich, wenn die Deutsche in dem Park umherlief, war auch der junge Herr verschwunden, und wenn die Fränze zurückkam, erschien auch bald aus der gleichen Richtung her der junge Herr. Mutter und Schwestern trauten ihm nicht und aus Gründen; die Miß drehte den Faden zu einem Gespinnst, in dem die Deutsche sich verzappeln sollte.

Aber ehe die Gräfin der Fränze kündigen konnte, hatte die Fränze Alles durchschaut — sie war merkwürdig scharf und bestimmt, wenn sie auch kein Wesen von sich machte, sie kündigte zuerst. Natürlich kam es zu einer Scene — die Deutsche hörte Anspielungen und Vorwürfe ruhig an, lachte nur ganz kurz und scharf, wie sie wohl

pflegte — sagte gar nichts, packte ihre Koffer und wartete auf den Tag, an dem sie reisen könne.

Das Landhaus, in dem die Gräfin damals gewohnt hat — es ist jetzt verkauft — war ein langes, weites Haus, ein Hauptbau mit zwei Flügeln. Salons und Wohnzimmer, eine Art Bibliothek in der Mitte — in dem einen Flügel wohnte die Herrschaft, in dem anderen, wo auch die Haushaltungsräume waren und die Küche anstieß, hausten die Gouvernanten und das höhere Gesinde. Der lange Flur war immer blüthenweiß gestrichen — das war die Passion der Gräfin — darauf hatte die Fränze ihren Plan gebaut. Am Tage der Abreise, als der Wagen schon vor der Thüre stand, der sie wegbringen sollte, klopfte sie die Gräfin in aller Frühe heraus.

— Sie haben mich beargwohnt, Erlaucht, sagte sie — Sie konnten wohl nicht erwarten, daß ich mich zu einer Rechtfertigung erniedrigen sollte. Wenn Sie aber wünschen, will ich Ihnen schwarz auf weiß den Beweis liefern, wer mit Ihrem Herrn Sohn ein Verhältniß hat. Es ist ein Albumblatt, sagte sie in ihrer höhnischen Weise, zur freundlichen Erinnerung . . .

Wollen Sie sich überzeugen oder nicht, fuhr die Fränze fort, als die Gräfin zögerte. Mir ist es schließlich einerlei. Empfehle mich zu Gnaden.

So ging sie fort, die Gräfin ihr nach, sie kamen auf den Flur. Auf dem weißen Estrich zeichnete sich in schwarzen Spuren zwei Sohlenpaare ganz deutlich ab, sie leiteten von dem Zimmer der Miß und dem des jungen Herrn nach der Bibliothek und wieder zurück, man konnte

die Stiefel und die Pantöffelchen ganz deutlich unterscheiden.

Die Deutsche muß Mittel gefunden haben, dem Paar bei Antritt seiner nächtlichen Wanderung die schwarze Farbe unter das Schuhwerk zu bringen auf einer Decke oder wie sonst; sie hatte dazu Hilfe gefunden; denn als das Fräulein in den Wagen stieg, saß schon das deutsche Stubenmädchen darin — sie war gleichfalls aus dem Dienst gegangen. Die beiden knixten spöttisch nach dem Fenster der Miß hinauf, die aber nichts von sich hören ließ.

Ich weiß auch nicht, was aus Ihrem deutschen Fräulein weiter geworden ist. Neulich wollte Jemand wissen, sie sei mit einer deutschen Familie nach den Goldwäsereien im Amurgebiet gegangen und habe dort einen Ingenieur geheirathet.

Im Hause der Gräfin ging dann der Skandal natürlich los. Der Miß ward knall und fall gekündigt. Als sie aber abgegangen war, verschwand mit einem Male auch der junge Graf. Vergebens hat seine Mutter die Jahre her versucht, ihn zurückzubringen. Er will die Miß heirathen oder er hat sie schon geheirathet, denn er ist inzwischen volljährig geworden. Ein schönes Kreuz, das er sich aufgebunden hat — die Person ist mindestens zehn Jahre älter als er, und ich glaube immer, sie mokirt sich nur über ihn. Die Geschichte ist auch noch lange nicht fertig. Die ganze Familie ist auseinander, das schöne Vermögen fliegt jetzt nur so fort unter den Händen der Engländerin.

— Sie müssen die Gräfin wohl genauer kennen.

— Das ist auch so eine Geschichte, die zwischen der Gräfin und mir. Doch die bleibt besser unerzählt. Das dürfen Sie aber wissen, daß ich bei der alten Erlaucht im Dienst war — ich kam als Köchin hin — ich schäme mich gar nicht darüber, wenn ich jetzt auch selbst eine Excellenz heiße. Ich bin eine alte Frau — meinerwegen mag die ganze Welt meine Geschichte wissen.

Wie Sie mich hier sehen, liebes Kind, bin ich eine Wienerin. Es ist schon lange her, daß ich die Donau nicht mehr gesehen habe — als ein junges Ding bin ich von zu Hause fortgelaufen — mit einem Kosakenoffizier — durch halb Rußland bin ich mit ihm gezogen, bis er mich in Moskau sitzen ließ. Er hat hier auf das Geld geheirathet und es ist ihm danach gegangen, er hat einen schönen Schuh voll herausgenommen auf dem Moskauer Pflaster.

Schauen's, daß ich es Ihnen nur sage, französisch und englisch parliren habe ich nicht gelernt, aber ich bin eine gelernte Köchin, im goldenen Lamm zu Wien haben mich meine Eltern kochen lassen. Als Mehlspeisköchin habe ich mich zu der alten Erlaucht verdingt, als mein Kosak mich im Stiche ließ. Da hatte ich gerade einen Rahmstrudel gemacht, eine Pracht, liebes Kind. Da kommt auf einmal der Kammerdiener selbst in die Küche und schreit: an der Tafel beim gnädigen Herrn sei von nichts die Rede als von dem Rahmstrudel und der Wiener Köchin, die ihn gemacht hat, die Reservereschüffel mußte ich selbst hinaufbringen, wie ich gehe und stehe. Da war

nichts zu machen, Alle waren hinter mir, das müßte ich thun — noch auf dem Gange banden sie mir eine weiße Schürze um, dann stand ich in dem Saal mit all den Kerzen und vor den Herren mit hochrothen Gesichtern.

Aber wie Sie mich hier sehen, ich bin mit allen fertig geworden — ich bin ein Wiener Kind — und wenn ich es einem der Herren an der Tafel recht derb gegeben hatte, da schrieen die Andern Bravo und am lautesten schrie der gnädige Herr. Eine Frau war ja damals nicht im Hause. Am anderen Tage hatte ich ein halb Duzend Briefe — bei allen sollte ich Rahmstrudel machen. Mein Glück war gemacht, aber ich blieb bei meiner Erlaucht, ich ward Oberköchin und dann Haushälterin.

Den Sekretär vom gnädigen Herrn habe ich später geheirathet — so ein rechter Kusse, ich habe ihm erst erklären müssen, wo Wien liegt — es war ihm aber auch hernach ganz einerlei. Das Pulver hat er nicht erfunden, aber sonst wußte er, wo Barthel den Most holt. Alle Jahre wurde er etwas Höheres oder bekam er einen Orden am Knopfloch, um den Hals, über die ganze Brust. Die Erlaucht sagte immer nur Peter zu ihm, bis er Excellenz wurde, dann sagten sie Peter Petrowitsch.

Wie wir pensionirt wurden, war er bei einer Bibliothek oder der Post oder sonst so etwas Gelehrtem. Ich habe mich nur immer gewundert, wie er es fertig brachte, denn ich konnte nie etwas Studirtes an ihm entdecken. Das französische sprach er nicht mehr wie ich — so weit stimmten wir.

— Und haben Sie keine Sehnsucht nach Wien zurück?

— Was sollte ich alte Frau in Wien machen? Hier in der Warwarka da bin ich nun zu Hause. Und schauens in Moskau giebt es doch immer etwas Neues. Wenn ich mein Blättel les — hier heißt es Listock — da mein' ich oft, ich wäre noch in Wien in der guten alten Zeit, wo man von der neumodischen Freiheit noch nichts gewußt hat.

— Und wo man die Fränze finden könne, darüber wissen Sie nichts, Excellenz?

— Liebes Kind, die Excellenz sitzt dahinten am Ofen und sehen Sie nur selbst, was sie noch werth ist. Um aber auf die Fränze zu kommen — in Rußland eine Person suchen, deren Adresse Sie nicht aufs Titelchen genau wissen — eher können Sie eine Nadel im Heuschaber finden. Solche Scherze, wie sie Ihr Stephan macht, kommen bei uns nicht vor — und nun gar eine Gouvernante. Die Herrschaft weiß ja meistens selbst nicht, wie ihre Gouvernanten heißen . . . die armen Dinger . . .



Im russischen Bad.

Non omnibus Corinthum adire licet.

Eines schickt sich nicht für Alle.

Es ist nicht das

So sagten die Russen, wenn sie in unsere westeuropäischen römisch-russischen Bäder kamen, und man sie fragte, ob sie dabei ihr heimisches Bad wiederfanden.

— Es ist nicht das.

Aber was ist es denn — so frugen wir. Ihr habt doch in Rußland auch nichts anderes, als Feuer und Wasser, um ein Dampfbad zu bereiten?

— Sie können ja auch den Thee in einer Menage bereiten lassen, können einen Christbaum in Syrakus und Algier anzünden, aber wird dabei der richtige Geschmack des Thees, die eigentliche Poesie des Weihnachtsfestes herauskommen? Gerade das Unbeschreibliche wird fehlen, das was den Reiz der Sache macht — was in Deutschland dem russischen Bade fehlt. . .

Wir dachten dann natürlich, der Wunsch der Russen etwas ganz Besonderes für sich zu haben, spräche aus dieser Kritik. In Moskau wurde ich zu der Meinung

der Russen befehrt, die den Vergleich ihres Bades mit den römisch-russischen Westeuropas in den Worten zurückweisen:

— Es ist nicht das.

In Rußland ist das Dampfbad eine Institution, an deren Aufrechthaltung, Ausbildung, Verfeinerung die ganze Nation arbeitet, es ist eine der Grundsäulen, auf welchen die Volksexistenz ruht, — es ist die physische Gesundheit und zugleich die Poesie für das russische Leben.

In Deutschland sind die römisch-russischen Bäder eine klassische Reminiscenz oder eine medizinische Veranstaltung mit allen Schrecken, welche die Medizin um ihre Anstalten zu breiten weiß.

Die klassische Reminiscenz ist schön. Welt- und Lebensmänner, Künstler und Offiziere, Schriftsteller und Gelehrte, Commis Voyageurs, rheumatische Kutscher, Kunstreiter und Sockens wissen sie zu schätzen — denn so komponirt sich wohl das Publikum, das sich in den Thermen des Admiralitätsgartenbades in der Berliner Friedrichstraße zusammenfindet.

Eine hohe gewölbte Halle, erinnert dies Bad an die Thermen des Diocletian in Rom und an das große Bad in Pompeji. Hier ist es schön, auf das Holzlager gestreckt nach dem klassischen Schwung der Ruppellinien zu schauen, nach dem hellblinkenden Glasgemälde, durch welches das Licht in die Halle dringt. Den Sonnengott zeigt dies Bild, wie er seine Rofse aus der Meeresfluth emportreibt, unter den Strahlen, die von ihm ausgehen, hebt sich die Muschel aus den Wellen, in welcher die

Göttin der Schönheit gebettet liegt. Meeresgottheiten umspielen das schöne Wunder.

Das Symbol ist trefflich gewählt für die Wirkungen, welche die Vereinigung von Feuer und Wasser zu Badzwecken erzielt. Und wenn das Glasgemälde auch nicht seiner Technik nach in die klassische Reminiscenz paßt, so ist es doch eine Vervollkommnung des Baues, die jeder italienische Architekt zur Zeit von Christi Geburt mit freudiger Zustimmung begrüßt haben würde.

In dieser Badehalle des Admiralsgartenbad ist am meisten klassisches Leben in Berlin, mehr wie in den Räumen des Museums oder unter den antikisirenden Wandgemälden des Café Bauer. Ja es ist schön und klassisch sich auf diesen steinernen Senatorenseffeln zu strecken und die erhitzte Luft durch alle Poren in sich zu ziehen, auch wenn man nicht eine horazische Ode vor sich hin skandirt oder die Verse, in welchen Properz den Reiz und die Verführung des römischen Bades besingt.

Aber würde nicht vielleicht auch ein Römer, der sich anachronistisch zu uns verirrte, gleichfalls den feinsten Reiz vermiffen und in den Ruf des Russen einstimmen:

— Es ist nicht das? . . .

Das russische Dampfbad und das westeuropäische sogenannte russische Bad fordern die direkte Vergleichung heraus. Die beiden stehen sich gegenüber wie Kunstgewerbe und Maschinenarbeit. Der russische Bademeister richtet mit klugem Verständniß und tiefer Intuition das Bad für die Bedürfnisse des Badenden ein. Er selbst gießt das Wasser auf die erhitzten Steine in weisem

Ausmaß, und der langsam sich entwickelnde Dampf legt sich warm und schmeichelnd um die Glieder. Der Maschinenmeister des westeuropäischen russischen Bades läßt einen Dampfstrahl direkt aus dem Kessel auf den Badegast los, daß dieser glaubt, das Opfer einer Dampffeselerplosion zu werden. . . .

Ein Berliner Handwerker hatte bei dem Neubau eines Dampfbades Lieferungen gemacht und verlangte zur Ausgleichung einer bestrittenen Differenz die Vergünstigung unter den Ersten die Wonnen des von ihm mit geschaffenen Bades kennen zu lernen. Bereitwillig ward ihm die Gunst gewährt; einige Stunden später erschien er bleich, entsetzt und aufgeregt in Begleitung seiner Gattin auf der Amtsstube des Staatsanwaltes.

— Herr Rath, so hub er mit einer Stimme an, in der trotz der Erschöpfung noch die wüthendste Entrüstung sich kund gab — Herr Rath, ich bin schändlich mißhandelt worden, ich verlange strengste Bestrafung dieser Bande, Badeherr, Meister und Diener müssen in das Zuchthaus.

— Erklären Sie sich, sagte der Assessor, der selbst ein eifriger Besucher des Dampfbades war.

— Man hat ihn unter siedenden Dampf gebracht, rief die Frau. . .

— Dann hat man mich in eiskaltes Wasser geworfen, fiel der Mann weinerlich ein. . .

— Gut, ganz gut, sagte der Assessor.

— Sie haben mich wieder herausgefischt, mich wieder abgedampft, rief der Mann mit gesteigerter Stimme.

— Vortrefflich meinte der Assessor.

— Mit Ruthen haben sie ihn gestrichen, mit den Fäusten bearbeitet, daß ihm die Haut in Fetzen vom Leibe ging.

— Und dann wieder unter heiße und eiskalte Douchen, ich war wie von mir, schrecklich, schrecklich

— Ganz richtig, sagte der Assessor — sehr gut. Sie haben ja Alles genossen, was im römisch-russischen Bad geboten wird — worüber beklagen Sie sich denn?

Vielleicht, setzte er spöttisch hinzu, war ihre Rechnung zu stark und man hat Sie zu viel auf einmal abbaden lassen. Gehen Sie zum Doktor. . . .

Entrüstet zog das Paar ab, Bad und Gericht und alle, die mit beiden zu thun haben, gleichmäßig verwünschend.

Die hohe Civilisation des echten russischen Bades erspart dem Badegast alle solche Prüfungen.

Ein wahre Volkseinrichtung, wie sie das Dampfbad in Rußland ist, existirt es in allen denkbaren Abstufungen von Preis und äußerer Ausstattung; es giebt Badeanstalten, die phantastische Preise fordern, andere, die sich mit ein paar Kopfen begnügen. Die Idee und Grundanlage des Bades ist aber allenthalben die gleiche.

Ich machte den Anfang mit einem der vornehmsten Bäder in der Gartenstraße. Die Räumlichkeiten, die dem Badegast zur Verfügung gestellt werden, sind ein elegant und bequem ausgestatteter Salon zum Aus- und Ankleiden und Ruhen, ein daranstoßendes Wannen- und Douchebad und schließlich das Heiligthum, das Dampfbad selber. Man steigt einige Stufen hinauf und nimmt Platz auf

der hölzernen Britsche — warm und schmeichelnd legt sich die maßvoll erhitzte Luft um die Glieder, freudig ziehen die Lungen dieselbe ein. Körper und Geist beginnen sich in einem neuen Zustand zu fühlen. . .

Was der unkultivirte Europäer im Alkoholrausch sucht, was der Chinese in der Opiumkneipe schlürft, das Nirwana, das Vergessen der Erden Sorgen und des Erdenleides, der Russe findet es in seinem Bade. Der Drang, der Tausende auf Vergnügungsreisen treibt, was ist er seinem innersten Wesen nach, als das instinktive Bedürfniß nach einer durchgreifenden Veränderung und Erneuerung des Seins?

Die trügerische Hoffnung treibt den Reisenden, daß er draußen ein Anderer sein werde, daß er sich selbst entfliehen könne. Aber nähme er Flügel der Morgenröthe und flöge zum äußersten Meere, so wird er doch seinem Schicksal, das heißt sich selbst, nicht entgehen. Der Russe macht die große Reise nach Neuland schon durch den Eintritt in sein Bad und ihm gelingt immer, was die Reisenden regelmäßig verfehlen: er ist ein Anderer, Glücklicherer geworden, wenn auch nur auf eine nach Stunden und Minuten zu berechnende Spanne. . .

O seliges Vergessen, wunderbares Verschwinden der Welt! Alles was den Menschen bedrängt, schmerzt, bedrückt, ist draußen geblieben. Der Reiche hat es mit seinem eleganten Gewande, der Muschik mit seinem Kasten, der Bettler mit seinen Lumpen vor der Thüre gelassen. Die Dede des Lebens, die Schrecken der Bitterung, die Noth der Existenz sind vergessen, wer will, mag in Mos-

kau gebieten; den Markt und die Gerichte beherrschen, wer will; die drängenden Gläubiger, die eifernde Frau, häusliche Noth und Sorge — es ist ja Alles hinweggewischt. Nur freie Menschen kennt das russische Bad, den Drang des Irdischen haben sie, dem Dichter folgend, von sich geworfen. In einem träumerischen Mittelzustand zwischen Schlafen und Wachen sieht der Badegast die beste aller Welten in fernem rosigem Dämmerchein liegen.

Aber ehe man sich dem erquickenden Ruhen überlassen kann, ist noch ein Geschäft zu absolviren. Die Badediener treten in Aktion. Es waren zwei gewaltige Kerle. Der Diener, der mich begleitete, hatte es als selbstverständlich betrachtet, daß er das Bad mitzunehmen habe. Er assistirte nun als dritter bei dem Durchwalfungsprozeß, dem mich das Riesenpaar unterzog. Methodisch wird der ganze Körper durchgefnetet, die Muskeln gedehnt und gereckt, die Blutläufe verfolgt, man muß sich erst darauf besinnen, wo die Bänder und Gelenke sitzen, wenn man seine Glieder wieder in Gebrauch zu nehmen beginnt.

Dann erfolgt der Prozeß der äußeren Abreibung, der Begießung, der Temperatúrausgleichung — kein rohes, mechanisches Abdouchen wie in Westeuropa. Systematisch wurden die Kannen mit verschieden temperirtem Wasser zur Hand gestellt und systematisch wurden sie von dem Dreimännerkollegium entleert, eine angenehme, sanfte, beruhigende Wirkung über das ganze Nervensystem verbreitend.

Dann betten die Gefellen den Badegast auf dem Divan. Als sie abzogen, ließen sie mich mit dem Ge-

fühl zurück, als wollte ich demnächst zu den Federwolken hinauffliegen, die ich aus dem Fenster des Salons zwischen dem blauen Himmelsgewölbe oben und dem Birkenhaine des Gartens hängen und treiben sah, und ich berechnete mir im Geiste ihre Höhe und Geschwindigkeit . . .

Ich konnte mich natürlich nicht dabei beruhigen, einzig das Aristokratenbad versucht zu haben, ich wollte auch das Volksbad kennen lernen. Ein Journalist, früher Offizier — in Rußland eine nicht ungewöhnliche Karriere, übernahm meine Begleitung. Wir hatten uns eine von den Badeanstalten zum Ziel gewählt, welche die Stadt Moskau unterhält und die sie zu einem so mäßigen Preis verpachtet, daß für wenige Kopeken das Bad verabreicht wird. Das Urtheil des gemeinen Mannes über die Befähigung des Stadtreimentes zur Verwaltung von Moskau wird wenig dadurch bestimmt, wie Schulen, Pflaster, Kanalisation, Wasserleitung sind — eine Duma aber, welche die Bäder vernachlässigte, wäre der gefährlichsten Unpopularität sicher.

Es bedurfte gar keiner Frage, wo das nächste städtische Bad ist — nur dem dicken Krämer brauchten wir zu folgen, der soeben aus seiner Ladenthüre tritt und gravitativ über die Straße wandelt. Unter seinem Arm befindet sich eine dicke Birkenruthe, sie zeigt allen Nachbarn mit untrüglicher Sicherheit an, daß der gewichtige Herr in das Bad strebt. Vor dem Heiligenbild auf der Straße verneigt er sich wiederholt tief und feierlich, bekreuzt er sich orthodox und ausführlich und verschwindet in einem Hofe, in dessen Hintergrund ein städtisches Badhaus steht.

Wir folgen dem würdigen Muschik, bald sind wir in dem allgemeinen Aus- und Ankleideraum. Eine der Hauptideen russischer Gefühlsromantik haben wir damit in einem Sprunge erreicht. In das Volk gehen, ist die Losung fein und edel gestimmter Seelen in Rußland. Etwa ein Duzend beharteter, langhaariger Gestalten füllen den Raum — wir sind die einzig geschorenen — wir stehen mitten im Volke, es ist beinahe unmöglich, ihm näher zu kommen.

Ein Ausdruck innerer Befriedigung, höchsten Behagens liegt über allen Gesichtern, ein fröhlicher Ernst, welcher der Würde der Sache entspricht. Jetzt ist ja der Moment gekommen, den sich der Muschik genau berechnet hat schon damals, als er in der letzten Woche aus dem Bade herausgeschritten war und kühl und unfreundlich die Welt mit dem Kampf um's Dasein ihn vor dem Thor des Badehauses empfangen hatte. Jetzt liegen sie wieder draußen auf Wacht, der Ernst und die Sorgen, aber für den Augenblick sind sie wie weggewischt.

— Es ist ein Seelenbad unser Bad, sagte mein militärischer Kollege, als er sich neben mir behaglich niederstreckte, je größer das Leid, umso länger natürlich auch das Bad. Jüngst kam ein kleiner Kaufmann aus einem nördlichen Gouvernement nach Moskau auf die Hauptkassette dem Stadthaus gegenüber. Sein ganzes Wesen war eitel Jubel, Aufregung und Lärm, acht Tage war er gefahren, um in Moskau zu hören, ob er das große Loos, das er gewonnen, hier erheben kann — wenn nicht, will er weiter nach Petersburg reisen. Es kommt ihm

nicht darauf an, auch auf die Rubel, die er noch in der Tasche hat, kommt es ihm nicht an, er vertheilt die Scheine rechts und links, wer sie haben will. In wenigen Minuten wird er ja dreimalhunderttausend Rubel erheben, dreimalhunderttausend Rubel, ein Gedanke um schwindelnd zu werden — darum schnell noch mit den alten Rubelscheinen in der Tasche geräumt und vorwärts zum Hauptkassirer.

Der glückliche Gewinner zieht sorgfältig sein Loos aus der Briefftasche, überreicht es dem Mann an der Kasse. Triumphirend betrachtet der Loosbesitzer den Kassirer, während dieser in der amtlichen Ziehungsliste nachsah. Der Kassirer beschaut nochmals die Liste und dann das Loos . . .

— Eine Niete, sagte er — das Loos zurückgebend.

— Wieso eine Niete? Hier ist die Zeitung, die meine Loosnummer — 37 853 — mit dem Hauptgewinn enthält.

— Ist ein Druckfehler — 37 855 hat den Gewinn gemacht, auch ist er schon gehoben. . .

Enttäuscht, vernichtet steht der Provinzler, heulend und schreiend verläßt er die Kasse, sein Instinkt treibt ihn nach dem Orte, der alle Schmerzen stillt. Hier im Bade beginnt er sich schmoren zu lassen, er schmort den ersten, zweiten, dritten Tag — nach dem letzten Bad geht er, ein stiller und beruhigter Mann, zur Bahn.

Und nun frage ich Sie, vermag Ihre vielgerühmte deutsche Philosophie, was unser russisches Bad vollbringt? . . .

Die Badediener warteten auch hier ihres Amtes —

zwar mit weniger Ausführlichkeit wie in dem vornehmen Bade, aber nach dem gleichen Prinzip; die Ausstattung ist einfach, aber von absoluter Reinlichkeit.

— Schöne Leute, Ihre Russen, sagte ich, wie die Badediener an zwei stattlichen Graubärten experimentirten — und kräftig dazu.

— Es ist eine eigene Art — ich weiß, man hält uns in Europa für harte Körper und rauh an Geist. Ganz das Gegentheil ist der Fall — unsere Russen sind die weichsten Naturen von allen, die mit dem Schießprügel und dem Stallbesen hantieren. Ob das Bad dabei mitspielt, fragen Sie? — Ich weiß es nicht, es sind Poeten und Träumer von Haus aus; man muß sie zu fassen wissen, dann kann man Wunder mit ihnen thun, das weiß ich von meiner militärischen Zeit her. Bei der gewöhnlichen Disziplin versagen sie leichter als Ihre Landsleute, aber meine Kompagnie hatte ich im Zuge im letzten Krieg. . .

Es ist Wachs in ihrer Hand, sagte mir der Feldwebel, als ich die Kompagnie übernahm. Denken Sie, ein Feldwebel sagt so etwas, es war so ein alter gewitzter Graubart. Aber der Mann hatte Recht. Und so ist jede Kompagnie, was der Hauptmann aus ihr macht.

Kindige Leute, fuhr der Kollege fort — er hatte bereits die Cigarette im Munde und blies den Rauch langsam durch die Nasenlöcher — und Humoristen — um Jemand anzuführen, giebt es nichts annähernd Gleiches in der Welt und gälte es dem kommandirenden General und noch höher hinauf. Ja, das ist eigentlich erst der

rechte Spaß. Da passirte mir eine Geschichte — Sie wollen doch nicht schlafen? Das ist nicht gesund.

— Bitte, schießen Sie los.

— Ganz richtig. Es sollte bei der Inspektion der Brigade nach der Scheibe geschossen werden. Ich wußte nicht, wie es kam — meine Kompagnie hatte bei den letzten Inspektionen immer die wenigsten Treffer gehabt. Wenn ich auch meine besten Leute vorbrachte, immer waren einige da, die mir das Resultat verpuddelten.

Der Oberst paßte mir scharf auf den Dienst, ich hatte ihn einmal abgezeichnet, wie er in dem Wagen liegend, aus dem nur der Bauch mit den Uniformknöpfen herauschaute, das Regiment defiliren ließ — das konnte er mir nicht vergeben. Ich ließ den Feldwebel kommen und erklärte ihm den Fall. Lassen Sie mich nur machen Herr Hauptmann, sagte er und zwinkerte mit den Nasenflügeln. Wie wir auf den Schießplatz kommen, heißt es, die Schützen in drei Reihen hinter einander aufstellen, so daß man den einzelnen Mann bequem sehen konnte. So war es ausgediffelt worden, damit nicht immer dieselben Leute zum Schießen vorkämen. Der Großfürst wollte diesmal genau zusehen. . .

Ich sehe meinen Feldwebel an, er zwinkert immer noch. In der ersten Reihe stehen die besten Schützen, sie geben beim Schießen fast lauter Treffer ab. Die zweite Linie avancirt durch die erste durch und schießt noch famoser, die dritte, wo die schwächsten Leute stehen, ist sogar die beste.

Was war vorgegangen? Beim Passiren des vorderen

Gliedes hatte der Feldwebel einfach die Plätze wechseln lassen. Die ersten Leute gingen immer wieder vor, schließlich waren noch mehr Kugeln in der Scheibe als Schüsse abgegeben worden waren.

Der Großfürst war des Lobes meiner Kompanie voll — bis sich hernach die Sache verschwagte — dann hat er selbst noch am meisten darüber gelacht.

Den Grafen Moltke haben sie aber doch nicht daran gekriegt, die klugen Petersburger. Sie führten ihm in den Turnhallen der Petersburger Regimenter immer dieselben Leute vor. Als man Ihren großen Feldherrn frug, wie ihm die Leute gefielen, sagte er, ohne eine Miene zu verziehen:

Ich bewundere Alles an ihnen, namentlich die Ausdauer. . . .

— Ja, einen Moltke und Bismarck, sagte er abspringend, hätten wir die 1878 gehabt, statt dieser Hanswürste. — Ich habe doch selbst in den Gärten vor Konstantinopel fouragirt und das alte Nest lag vor uns — wir hätten es mit der Hand aufheben können. .

Doch im Bade soll man sich nicht ärgern, sagte der militärische Kollege, sich auf die andere Seite legend. . .



Deutsche und Russen.

Der Gottesdienst in der lutherischen Peter- und Paulskirche ging zu Ende, der Schlußgesang der Gemeinde tönte über den weiten Hof. Die Kirche steht frei in der Mitte, die Gebäulichkeiten der Gemeinde ziehen sich um die Kirche herum, wie eine Schutzwache, die ihr den Dunstkreis, den Lokalon gegen das Moskowitertum bewahren. Schulhäuser, ein Pfarrhaus, Stiftungshäuser — in dem Schulhaus für Mädchen hat Mazzeppa gewohnt, in seinem Wohnzimmer ist die erste Mädchenklasse — welches Thema für die deutschen Aufsätze der aufstrebenden Jugend, der romantische Kosakenheld!

War der Kirchturm wirklich so demonstrativ schwarz und spitz, oder schien er mir nur so im Gegensatz zu den stumpfen, gebuckelten, kürbisartigen, gezwiebelten Thürmen der orthodoxen Kirche, gegen ihr Blau, Roth, Grün und Gold! Wie ein ehrbarer schlichter Pastor im Chorrock neben den goldgestickten, schimmernden Messgewändern der Popen und Archimandriten. Nun setzte auch die Orgel mit einem triumphirenden Finale ein, das niedere Portal stand jetzt offen, man sah wie die Gemeinde sich ruhig und gemessen anschickte, das Gotteshaus zu verlassen.

Etwas Heimathliches, Hausväterliches in den mehr in die Breite als in die Höhe entwickelten Räumen. Der Pastor im Chorrock schritt quer über den Hof dem Pfarrhause zu. Man hätte sich in Thüringen denken können.

In Thüringen — auch war es sonderbarerweise ein junger Mann mit ausgesprochen Thüringer Art und Sprache, der auf mich zu trat. Wir hatten uns in Nishny-Novgorod kennen gelernt.

Die Kirche leerte sich, im Hofe bildeten sich noch Gruppen, die sich freundschaftlich begrüßten.

— Das ist auch eine deutsche Kolonie, sagte der Thüringer, Sie werden Mühe haben, bis Sie eine solche in Kamerun zusammen haben.

Sa, das sind Männer — und er sah leuchtenden Blickes auf eine Anzahl aus der Kirche kommender, stattlicher, gewiegter Herren — deren Wort gilt etwas auf der Moskauer Börse, im ganzen russischen Geschäft, ihre Unterschrift ist in der ganzen Welt erstes Papier. Und Frauen, sage ich Ihnen, die Güte, Wohlthätigkeit, Aufopferung selbst — wir Deutsche im Ausland, man sollte meinen, alle unsere Eigenschaften sind gesteigert.

Wir sind schon ein schöner Haufen Deutscher hier in Moskau zusammen — es kamen immer noch mehr Leute aus der Kirche — seit die russische Regierung eine Prämie auf jeden Deutschen gesetzt hat, der über die Grenze kommt, werden es immer mehr.

— Eine Prämie — wer giebt die?

— Ganz einfach die Zollgesetzgebung.

Unsre Waaren können nicht mehr hinein, da kommen

wir Deutsche selbst und fabriziren sie hier noch mit mehr Vortheil. Die Grenze halten wir schon dicht besetzt, ganze deutsche Städte entstehen dort, aber auch im Innern wächst unsere Zahl unaufhörlich und, glauben Sie es mir, unsere Bedeutung.

Natürlich sind wir den Russen längst zu viel. Sie trauen uns noch mehr zu als wir machen können — es ist unglaublich, was man uns Deutschen jetzt in der Welt Alles zutraut. . . .

Die am ärgsten gegen uns schreien, wenn sie einen zuverlässigen Mann brauchen, der seine Sache versteht, muß es doch wieder ein Deutscher sein. Zollprämien auf die Errichtung von Fabriken setzen, das heißt hier jetzt nationale Politik. Aber wem gehören die Fabriken, wer leitet sie und beutet sie aus — Direktor, Inspektor, Werkführer — regelmäßig wieder der Deutsche. Der Russe ist der Arbeiter und bleibt es. Nur daß er, statt in gesunder, froher Landarbeit unter Gottes freiem Himmel zu existiren, in die Glühhitze, den schrecklichen Lärm und Dunst einer Fabrik wie ein Strafgefangener gesperrt wird. Ein schöner Fortschritt.

Das wurmt die Russen — denn sie sind eine große Nation und wissen das. Aber mögen ihre Katkows und Aljakows predigen wie sie wollen, die Russen haben nur eine Wahl — entweder wollen sie Europäer bleiben, dann brauchen sie uns in der Armee, in der Regierung, im Geschäft, oder sie schwenken nach Asien ab. Dann gute Nacht Rußland. . . .

Die Deutschen haben für Alles Talent, nur für die

Politik nicht — Gott sei es geklagt — deshalb können sie sich auch mit unserem großen Mann nicht vertragen. Der Russe aber hat den politischen Instinkt und oft das politische Genie. Er ist der geborne Diplomat.

Ich halte es mit den vergnügten Leuten. Bei Seiner Majestät unserm Kaiser Wilhelm — ich bin Reserveleutnant — und er lüftete den Hut — bei unserem Kaiser hat es mir immer am Besten gefallen, daß er sich zur guten Stunde so herzlich freuen kann. Das ist die schönste Art von Courage. . . .

Der Russe ist ein Melancholikus, immer in der Bauffe — im Geschäft — in der Politik — mit sich selbst. Wir aber — wir packen an.

Er stieß seine großen breiten Hände vor sich her, als wolle er eine Sache heranholen.

— Seht einmal den Deutschen, sagt der Russe, wenn wir wieder wo angepackt haben, ist doch ein toller Kerl — bringt uns wieder Geld in das Land — was sollen wir mit ihm um die Zinsen streiten. — Es wird schnell mit ihm zu Ende sein. Die Sache schlägt aber ein — hier schlägt Alles ein, wenn es richtig gegriffen wird — dann heißt es: der Deutsche nimmt uns wieder die Butter vom Brode. Fragen Sie nur einmal, wo das Geld her ist, das in der neuen großen Industrie, der Petroleumbranche, arbeitet, und wo Zinsen und Gewinn hingehen.

— Da wird man Ihnen wohl eines schönen Tages den Stuhl vor die Thüre setzen!

— Ja, wenn sie uns nicht brauchten, die Russen —

aber ihr Genie ist nicht für die moderne Wirthschaft gemacht, sie kommen damit nicht zu Stande. Fordern Sie vom Russen, daß er großartig, weitherzig, freigebig, phantastisch sei — das kann er leisten. Aber genau, vorsichtig, vorausschauend, zähe und konsequent, das geht ihm ab. Er sieht immer nur das Nächste, für die Zukunft mag Gott sorgen.

Sich, wissen Sie, theile die Menschen ein in solche, die einen Etat haben, und die keinen haben — der Russe hat meistens keinen Etat. Nicht in seinem Haus, nicht in seinem Geschäft, nicht in seinem Leben. Er lebt über sein Vermögen, kommt in's Defizit und weiß es nicht. Wie viele russische Ehen habe ich am Mangel eines Etats zu Grunde gehen sehen, wie viel Geschäfte, wie viel Ehre und Reputation. Denn hier ist der Versucher immer nahe.

Früher konnte man das allerdings machen und, wenn man ein sehr großer Herr ist, vielleicht noch heute.

Da habe ich einen Bekannten, der kam als Oberverwalter zu einem Fürsten, der seinen Intendanten weggeschickt hatte, weil er ihm irgendwo in's Gehege gekommen war. Der Fürst wollte es einmal mit einem Deutschen versuchen. Mein Bekannter quält und wirthschaftet sich ab und macht einen schönen Abschluß. Er hat mir es oft erzählt, wie er beim Fürsten ankam.

Der Fürst saß auf dem Sopha, feilte sich die Nägel, als der Intendant gemeldet wurde:

— Ich bringe Ihnen den Jahresschluß — fünfzigtausend Rubel mehr als im Vorjahr. . .

Der Fürst warf einen langen prüfenden Blick auf den kleinen Finger der linken Hand, der eben in Behandlung war, und einen kurzen, flüchtigen, auf den Abschluß. Er blies die Nägelspähne weg.

— Sehr schön, lieber Weber, aber es paßt mir nicht.

— Ich sagte ja Mehreinnahmen, Durchlaucht.

— Ganz richtig, eben deswegen paßt mir's durchaus nicht. Fünfzigtausend Rubel Ueberschuß, sagten Sie? Darauf gebe ich dieses Jahr mindestens hunderttausend mehr aus. Macht fünfzigtausend Rubel Defizit. Das nächste Jahr kommen Sie vielleicht, um zu sagen, Sie hätten fünfzigtausend weniger herausgeschlagen, meine Ausgaben beschränke ich deshalb doch nicht — macht bereits einhundertfünfzigtausend Rubel Defizit. Sie sehen, ich verstehe zu rechnen.

Mein voriger Intendant brachte mir jedes Jahr, ob gut oder schlecht, den gleichen Abschluß, und wenn ich einmal mehr brauchte, so wußte ich ihn zu finden. Ihre Art zu rechnen, paßt mir offengestanden nicht. . . .

Der in seinem Selbstgefühl beleidigte Deutsche ging nach Hause und schrieb dem Fürsten einen Brief: nun passe es ihm nicht mehr. . . .

Hatte der Fürst Unrecht? Von seinem Standpunkt vielleicht nicht, seine Taktik hatte er sich spitzbüßischen Berwaltern gegenüber zugelegt, mit dem Deutschen verstand er sich aber nicht. Und als dieser abging, sagte er seinen Bekannten: nun habe ich auch mit einem Deutschen schlimme Erfahrungen gemacht, die Russen sind mir bequemer.

Wie ich zuerst hier in das Geschäft kam, wo ich jetzt Disponent bin, lag Alles drunter und drüber. Mein Chef — er ist Stockrusse — nahm mich in sein Kabinet und hielt mir eine lange Rede, ich hörte zu und sagte nur immer: Ja, ja. Hernach überlegte ich mir die Sache und machte sie nach meinem Kopfe.

Noch ein paarmal hielt mir der Prinzipal Reden, dann sah er, daß es gut ging. Hätte ich einen Russen genommen, sagt er mir jetzt oft selbst, so säßen wir noch gegenüber und hielten Reden — im Geschäft aber wäre die alte Wirthschaft. Das ist doch ein schöner Zug von dem alten Herrn, daß er das so rund herausragt. Es sind große Redner, die Russen, und wenn sie einmal ein Parlament haben — glaube nicht daran — wird die Welt sich wundern.

Man hat mir immer gesagt — gieb den Russen gute Worte, mach' ihnen hie und da ein Kompliment — das freut sie. Fällt mir gar nicht ein — im Gegentheil rund heraus mit der Wahrheit und derbe — zuerst stukteten sie, jetzt haben sie sich daran gewöhnt. Kinder, sag' ich, wenn sie nicht pariren wollen, gebt Euch doch keine Mühe, gegen den deutschen Dufel kommt Ihr doch nicht auf, Ihr habt es ja schon probirt, so ergebt Euch lieber gleich. Und wahrhaftig, das verstehen sie. Laßt ihn gehen, den Deutschen, sagen sie, er setzt es doch durch. . .

Wir gingen noch immer vor der Kirche auf und ab. Der Küfter hatte schon die Kirchenthür geschlossen. Mein Begleiter pfiß vor sich hin; ich glaube, es war der Choral von vorhin.

— In meinem Städtchen, sagte er dann, machte ich mir nicht viel aus der Kirche. Der Pastor war mir schon von der Schule her verleidet, und wissen Sie, man kommt leicht in das Gerede, als wolle man mit seiner Frömmigkeit Staat machen. Hier aber ist es mir Sonntags, wenn ich herkomme, wie ein Stück Heimath, und wenn ich einmal die Kirche versäumen muß, meine ich die ganze Woche, ich wäre nicht zu Hause gewesen. Ich glaube, auch unser Herrgott muß sich freuen, wenn er all die strammen Leute zusammensteht. . . .

— Sie sind nicht verheirathet?

— Verheirathet nicht, aber versprochen und stark, seit zwölf Jahren von der Tanzstunde her, sechs Jahr heimlich, sechs Jahre unter allseitiger Genehmigung. Im Herbst auf meiner Braut zweiundzwanzigsten Geburtstag hol ich sie hierher heim — das schönste, liebste Mädchel in ganz Thüringen, auf die Beschreibung hin können Sie sie nicht verfehlen, wenn Sie auf meiner Hochzeit tanzen wollen.

Und er lachte vergnügt in sich hinein.

— Also die Russinnen haben vergeblich auf Sie gespannt.

— Ich will nichts gegen die Russinnen sagen, es giebt charmante Frauen darunter, ich kenne Ehen von Deutschen und Russinnen, die musterhaft ausgefallen sind, so was recht Frisches, Lebendiges in der Frau — aber mein nächster Freund, der hat ein Haar darinnen gefunden, an dem er sich sein Leben lang herumwürgen wird.

Vor ein paar Jahren kam ein junger Mann hierher,

ich nannte ihn nur meinen siamesischen Bruder, denn er war aus dem Koburgischen. Ich nahm ihn auf unser Comtoir, alle Welt war dort in ihn vernarrt. Ein großer blonder Mensch mit feinen regelmäßigen Zügen, dem es immer nur so um Mund und Augen blitzte, ein Sänger, ein Geiger und Dichter, der flotteste Tänzer, kurz, eine Seele von einem Jungen. Er kam in russische Gesellschaft — auf einmal ward er melancholisch, seine Rechnungen stimmten nie mehr und in die Korrespondenz verirrten sich ganz merkwürdige Worte; von allen Seiten kamen Reflexionen, ein Petersburger Haus sagte uns die Kundschaft auf, weil ein Avisbrief unterzeichnet war: mit Gruß und Kuß, ewig der Ehre. Natürlich war er verliebt. Eines Tages fiel er mir im Comtoir vor dem Hauptbuch um den Hals:

— Ich bin der glücklichste Junge in der Welt, jubelte er.

Er war verlobt mit einer jungen Dame, reich und vornehm und ihrer Excentricität wegen in Moskau bekannt, dann heirathete er und kam von uns fort.

Das Paar verreifte und kam zurück. Mein Koburger fing an mir auszuweichen. Vor ein paar Wochen kam er wieder auf das Comtoir, vor demselben Hauptbuch fiel er mir wieder um den Hals:

— Ich bin der unglücklichste Mensch von der Welt.

Was war los? Seine Frau ist fromm geworden, will ihn bekehren, die Priester haben sich hineingelegt. Nun sitzt er im goldenen Bauer fest, der arme Thüringer Kanarienvogel. Ich bin ihm lange einen Besuch schuldig.

Sie gehen doch mit? Ich bin sonst nicht ängstlich, aber zu dem Besuche ziehe ich gern Reserven herbei.

Er pffiff seinem Kutscher — einfacher Wagen, kräftiges Gespann.

Wir fahren die neue Basmannaja entlang zwischen neuen, stattlichen, villenartigen Häusern. . . .



Im goldenen Bauer.

Wir nennen den Weg nur die Neue Potsdamer Straße, sagte der Thüringer. Suchen Sie sich rechts und links die besten Häuser, Sie brauchen nicht zu fragen, wem sie gehören — sie gehören Deutschen.

Wir bogen in eine Seitenstraße, ein eisernes Thor vor einem Ehrenhofe wurde geöffnet. Ein Diener in Livree läßt uns ein und meldet uns: wir sind im goldenen Bauer.

Wir trafen den Herrn in seinem Zimmer. Cuirre poli, ein Tigerfell, Waffen, bunte Teppiche, eine Bibliothek mit den deutschen Klassikern und Shakespeare, auf dem Tisch Scheffel, Frenzel, Julius Wolff und Spielhagen. Er hatte wirklich die Miene eines franken Vögelchen.

— Ich möchte Sie gerne zu meiner Frau führen, aber erwarten Sie nichts Conventionelles, lassen Sie sich durch Nichts überraschen. — Eine ungewöhnliche Frau, sagte er mit einem kaum unterdrückten Seufzer. . .

Ein saalartiges Zimmer, die Vorderwand aus Glas, die den Blick auf die Baumgruppen des Parkes frei ließ, die Wände aus Naturbalken, mit Ephen umzogen, ein

Madonnenbild mit brennender Lampe, Gruppenbilder von Krankenpflegerinnen und Pflegern aus dem letzten Orientkriege, Portraits von Kaisern und Prälaten, eine große Madonna von Zwanow über dem Schreibtisch. Die Herrin saß so eifrig beschäftigt daran, daß sie unseren Eintritt überhörte.

— Ich bringe Dir Landsleute von mir, Praskowia — meinen thüringer Kollegen kennst Du ja und hier einen Herrn aus Berlin.

Hinter einem mit Büchern hochbedeckten Tische erhob sich die Dame, schlank und rosig, die Nase etwas gestülpt, im bequemen Hausanzug, die blonden Haare fielen lang herab.

Sie legte die Feder hin und begrüßte uns.

— Wir bitten die Störung zu entschuldigen.

— Sie wissen ohne Zweifel, was ich treibe. Mein Mann hat es Ihnen jedenfalls gesagt. Es kommt ihm so wunderbar vor. Ich schreibe das Leben unserer Slavenapostel für ihren nächsten tausendjährigen Gedenktag. Nicht wahr, sehr sonderbar? Ich könnte ja auf Bälle und Diners gehen, mich amüsiren, wie andere junge Frauen.

— Du weißt, ich störe Dich nicht in Deinen Beschäftigungen, wenn Du nur . .

— Wenn ich Dich nur gehen ließe — das wolltest Du wohl sagen. Nein, ich lasse Dich nicht gehen. Diese Herren, Deine Freunde und Landsleute, mögen es nur hören. . .

Sa, ich bin eine solche Zelotin, daß ich glaube,

Mann und Frau sollen nicht bloß zusammen essen, trinken, und wohnen, sie sollen auch zusammen fühlen, empfinden und glauben. Du oder ich — überzeuge Du mich oder laß Dich von mir überzeugen.

Meine deutsche Gouvernante hat mir von der deutschen Tiefe, der deutschen Gemüthlichkeit, der deutschen Religiosität so viel erzählt, es war mein erster Glaube — und ich habe einen Deutschen geheirathet — Du hast Geibel und Uhland mit mir gelesen, meinethwegen auch Goethe, setzte sie hinzu, als der Mann einfallen wollte — kann davon eine Seele leben?

Ja eine Seele — Sie werden wohl nicht lächeln, wenn ich das betone.

— Du vergißt unsre Kirche.

— Sowohl, auch in Deine Kirche hast Du mich geführt, hast mich die klugen und kunstvollen Reden Deiner Pastoren hören lassen und Cure monotonen, zerhackten Kirchengesänge aus den Thüringer Wäldern. Ich sage Dir dagegen, komm zu mir — in dem Ritus unserer Kirche, da fließen die Seelen von Millionen zusammen, die sich zu Klage und Jubel vereinen, da taucht Dein Geist unter in dem unendlichen Meere millionenfacher Erweckung und Erhebung, erneuert und erfrischt kommt er zu Dir zurück. Du trittst in die kleinste, ärmste unserer Kirchen — ein armer Bettler, ein trauriges Weib knieen neben Dir — aber wenn der Gesang der Kirche die Seelen zu sich gesammelt hat, da fallen alle Schranken, Du siehst Dich im Geiste Deines Volkes, nicht nur wie er heute ist, wie er durch ein Jahrtausend überliefert wurde, wie

er anknüpft an die Zeit, da Christus selbst noch auf der Erde wandelte.

— Es ist Dein Volk, jagte der Mann, auf dessen Geistes Schwingen Du zu schweben gedenkst, für mich ist der Heiligenschein eine Dunstwolke von Aberglauben. Wir sind gelehrt worden, daß ein Jeder seine eigene Seligkeit zu suchen hat im Prüfen und Forschen.

— In Euren kalten, trockenen Rationalismus muß die Seele verschmachten. Die Brunnen der Tradition habt ihr verschüttet und Euer Wiß beginnt Euch in Stich zu lassen. . .

Wenn ich mich in diesen Wust von Büchern stürze und mit armer und ungeschulter Hand das Leben unserer Slavenapostel schreibe, da leuchtet meiner Feder wie ein Feuerzeichen die Empfindung vor, daß der gleiche Geist, der Cyrill und Methodius befeelte, auch in mir sich lebendig erweist. Der christliche Geist, der in den Slaven seine letzten unüberwindlichen Bollwerke gewonnen hat, von denen aus er die abgefallene Welt wieder erobern wird. . . .

Die Scene war seltsam geworden, wir lauschten der Rede der Dame, sie war wie die einer kriegerischen Prophetin, in dem Koburger kämpfte die Bewunderung für seine Frau mit der protestantischen Erbsünde, die nicht locker ließ. Aber noch etwas Seltsameres war uns vorbehalten.

Ein junger, hochaufgeschossener Mann in einem Kittel von schwarzwollenem Zeuge, durch einen groben Ledergürtel befestigt, war langsam hereingekommen.

— Mein Bruder Elpidifor, so stellte kurz sich unterbrechend die Dame vor.

Ohne unsere Gegenwart weiter zu beachten, wie einen alten Streit fortsetzend, wandte sich der Schwarze an seine Schwester:

— Cyrill und Methodius gräbst Du aus ihrem Staube auf und willst die Seele unseres Volkes mit neuem Moder belasten und dicht neben Dir ist ein neuer Slavenapostel auferstanden, größer und wahrer wie jene heiligen Männer, wenn er auch erst von wenigen erkannt ist.

— Dein Graf Leo Tolstoi ist für die Kirche nur ein gefährlicher Keger, er hätte besser gethan, bei seinen Romanen zu bleiben.

— Graf Leo Tolstoi nennt man ihn in der Welt und rühmt ihn als ersten Romanschriftsteller Rußlands. Aber Titel, Name und Ruhm weist er von sich, nur Christi Jünger will er sein — er gürtet sich mit dem Kasten des Armen. Einen großen Keger nennst Du den Mann; auch Christus hat man einen Keger genannt. Aber wohl verdient Leo Tolstoi, daß man ihn in einem Athem mit dem Herrn nennt, denn seit achtzehnhundert Jahren hat dieser keinen Apostel und Nachfolger gefunden wie ihn.

— Einen Nihilisten, der Kirche und Staat auflöst . .

— Um so schlimmer für Kirche und Staat, wenn die Erfüllung von Christi Lehre sie auflöst, und heilsam der Nihilismus, der die falschen weltlichen Truggebilde zerstört, welche die heilige Wahrheit verdecken . . .

Ja, ich habe die Nacht wieder mit den Brüdern zusammengeessen, wir haben die Lehre Tolstoi's mit der Schrift von Neuem verglichen — kein Zweifel, es ist das Wort des Herrn selbst, das so lieblich, so tröstlich, so friedensvoll aus Tolstoi's Buch herauströnt. Friede auf Erden, so sangen in der heiligen Nacht die Engel, das heißt die Kraft Gottes. Ist Gericht Friede? Ist Gefängniß Friede? Ist der Krieg Friede? Sind es Streit und Hader und Vergeltung von Bösem mit Bösem? Sagt nicht Christus, daß Ihr dem Bösen nicht widerstreben sollt? . . .

Und doch ist Euer ganzes Leben, Eure Kirche, Euer Staat gegründet darauf, daß Ihr dem Bösen widerstreben wollt mit Gericht und Gefängniß, mit Eidschwur, mit Tödtung und Schlachten, mit Haß und Feindschaft. Sonst können wir nicht bestehen, sagt Ihr, wir müssen einen Umweg nehmen, daß wir um die harten Worte Christi herumkommen. Aber Christus sagt: Meine Last ist leicht — Ihr seid es, die sie schwer macht . . .

Rehret um auf Eurem Weg, ruft Leo Tolstoi, dann wird Euch rechts sein, was Euch links bis jetzt war, was Ihr gesucht habt, das werdet Ihr fliehen, und was Ihr verachtet habt, das wird Euch groß sein, was Ihr unnützlich hieltet, darin werdet Ihr Eure Rettung sehen. Was hoch ist vor den Menschen, das ist ein Gräuelf vor Gott — sagt das nicht die Schrift? Und was sagt dazu Eure Kirche, die die Gewaltigen undienert und umschmeichelt? Wo ist nun das Keckerthum? Ruhm, Ehre, Reichthum, Bildung, was Ihr Luxus, Kultur, Civilisation nennt —

das lehrt uns Leo Tolstoi im Lichte des Wortes als schlecht und niedrig erkennen. Und was Euch schlecht und niedrig erschien, das Bäurische, die Unwissenheit, Armuth, Rohheit, das Einfache und Unkultivirte, das werdet Ihr als gut und erhaben erkennen. Diese Demuth der Gesinnung, Schwester, lerne, und dann versuche die erhabenen Flügel wieder, die Du jetzt auf den Schwingen musikalisch-historischer Begeisterung unternimmst — Du wirst bescheiden zu Jesu Füßen bleiben wollen . . .

Die Dame stand heftig von ihrem Stuhle auf und ging mit raschen Schritten im Saale auf und ab — von Zeit zu Zeit vor ihrem Bruder sich mit gekreuzten Armen hinstellend und ihn wie herausfordernd firierend. Der Mann trommelte ungeduldig auf der Sessellehne und sah halb trozig, halb weinerlich aus, wie ein Kind, dem man die Puppe genommen hat.

Der Schwarze aber schien nichts zu bemerken. Er fuhr im gleichen Tonfall fort.

— Christus lehrt, daß die Menschen das Licht der Vernunft höher stellen sollen, als alles Andere, daß sie nicht thun sollen, was ihnen unvernünftig erscheint. Warum wollt Ihr das Unvernünftige doch thun?

Haltet Ihr es für unvernünftig, hinzugehen und Deutsche oder Türken zu tödten — so gehet nicht.

Haltet Ihr es für unvernünftig, die Arbeit der Armen mit Gewalt für Euch auszubeuten, um einen Cylinder aufzusetzen und Euch in ein Korset zu schnüren, Euch mit lästigem Luxus zu umgeben — so thut es nicht.

Haltet Ihr es für unvernünftig, Euch in Zimmer

und Stadtluft einzuschließen, statt in und mit der Natur zu leben — so thut es nicht.

Haltet Ihr es für unrecht, Waffen zu tragen, Eide zu schwören, zu Gericht zu sitzen, Eure Kinder Dinge lehren zu lassen, an die Ihr selbst nicht glaubt, so thut es nicht. Christus hat gesagt: laffet die Kindlein zu mir kommen, haltet Ihr es für unvernünftig, ihnen einen Katechismus in die Hand zu geben, der die Lehre und Person des Heilands verdüstert, verfinstert, entstellt — so thut es nicht . . .

Er hatte das fast in einem Athem, die Augen halb geschlossen, mit halb singender Stimme, wie für sich selbst, hingefagt. Dann schwieg er und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen.

Mit einem halb geringschätzigen, halb mitleidigen Lächeln hatte die Dame die letzte Rede ihres Bruders angehört.

— Das ist recht eine Lehre, um das Ruffenvolk zum Spott seiner Feinde zu machen.

— Kann Dich das Ruffenvolk selig machen?

— Und wenn die Polen wieder in das Land reiten und die Deutschen uns vom Kreml herunter beherrschen?

— Dann wird Christus mit den Beherrschten sein und nicht mit den Herrschern — so wähle, wo Du dann stehen willst . . .

Es war Zeit, daß wir uns erhoben; auch hatte schon längst unsere Anwesenheit aufgehört, irgend nur mitgerechnet zu werden.

— Ich bedaure nichts, ich entschuldige nichts von

dem, was Sie gehört und gesehen haben, sagte die Dame — was konnte ich Ihnen als Freunden meines Mannes Besseres bieten, als ein Stück aus unserm innersten Leben. Wenn Sie länger in Moskau blieben, würden wir uns eingehender über diese Fragen unterhalten können.

Ich hatte nicht ein Wort zu äußern Gelegenheit gefunden. . .

Im Vorfaal begegneten wir einem hohen russischen Geistlichen, einem großen, stattlichen Herrn mit stolzem Gang und Blick und einem Johanneskopf.

— Voilà l'homme, sagte der Thüringer. Armer Freund, Dein Fall ist unheilbar . . .



Epilog.

Und hier ist es Zeit, meine Skizzenmappe zuzuklappen.

Noch manche Stimmen umschwirren mich: Nimm mich mit, nimm mich mit — ich muß es mir diesmal versagen. Und doch habe ich des sogenannten gemeinen Mannes nur flüchtig gedenken können, von dem ich alles Gute bestätigt fand, das ich von ihm jemals gehört, und von dem Schlimmen das Wenigste. Auch von Dir, wackerer Diener Lawrentie, hätte ich manches zu reden, der Du mich immer so treuherzig, so zutraulich anschautest, wenn ich mich mit Dir zu verständigen bemühte — ich würde mich schämen, von Dir zu sagen, daß ich Dich rein und lauter erfunden habe wie Gold, wenn ich nicht so unzähligemal gehört und gelesen hätte, daß das russische Volk „diebisch“ sei. . . .

Und wie erschrafft Du ehrlicher Lawrentie, als Dir erzählt wurde, der Fremde habe Dich in die Zeitung gesetzt, als wärest Du einem Zauberer in die Hände gefallen, der die Macht besäße, Deine Seele zu vertauschen und Dich zu einem Anderen zu machen. Dreimal hast

Du Dich ausführlich bekreuzigt und ängstlich gefragt: was hat er von mir gesagt.

— Nur Gutes, Lawrentie, sagte man ihm.

Da betastete er sich, als ob er sich versichern wolle, daß er noch derselbe wirkliche Lawrentie sei und schüttelte sich und verließ das Zimmer.

Offenbar hat sich etwas von dem Gefühl, mit dem man früher Hexen und Zauberer betrachtete, auf die Berührung mit der Zeitungswelt übertragen.

* * *

Mit den Urtheilen, die das Ausland über sie fällt, sind die Russen selten zufrieden. Es geht den Nationen wie den Individuen — der Mensch, der in sein Inneres blickt, findet sich vor einer Fülle von Gedanken, Anschauungen, Empfindungen, die ihm unendlich vorkommen, weil sie in das Unbestimmte verschwimmen, der festen Conturen entbehren. Dasselbe Individuum, wenn es von Außen betrachtet wird, stellt sich als etwas scharf Umrissenes, genau Begrenztes dar. So mag es mit der Selbstbespiegelung und der Selbstkritik der Nationen und mit der Berechtigung des Urtheils der Fremden sein.

Das eigene Bild im Spiegel oder in der Photographie kann Niemand bestreiten.

Ist es mir gelungen einige der äußersten Conturen dieser eigenthümlichen Welt aufzufassen und wiederzugeben? Die Entscheidung wird verschieden fallen, ich fürchte, schließlich wird keine der russischen Parteien mit mir zufrieden sein. Und vielleicht haben alle Recht — ich

behaupte nur eines — ich habe versucht den deutschen Leser so unmittelbar wie mir möglich war, den Personen und Dingen gegenüberzustellen — das Urtheil, das er schließlich darüber fällt, wird sein eigenes sein.

* * *

Die russische Welt ist unerschöpflich — unendlich — unberechenbar wie die Disharmonie. Ihre Propheten sind damit beschäftigt, die Harmonie der Zukunft zu konstruiren, in der sich alle Dissonanzen auflösen, ein Klang, der dann mit Donnerton über die Welt hallen soll. Warten wir es ab. . . .

— Zwanzig Jahre kann man in Petersburg gelebt und auf große Ereignisse gewartet haben, sagte mir beim Abschied ein erfahrener Mann, ein Jahr in Moskau genügt, um einzusehen, daß nichts kommen wird, weil nichts kommen kann. Die Form der Dinge wechselt, ihr Inhalt bleibt. Prophezeiung gegen Prophezeiung: die Zukunft wird der Vergangenheit gleichen — was gewesen ist, wird sein — nicht minder und nicht mehr. . . .

Die Nationen steigen und fallen je nachdem ihr eigener Geist dem Gang der Entwicklung der Weltideen sich leichter oder schwerer anpaßt. Mit einem Sprunge anscheinend, konnte das dunkle unbekannte Rußland in die Reihe der großen Mächte treten, ja die leitende Macht werden.

Die Zeit der Aufklärung unter den oberen Zehntausend, die Zeit des militärischen Absolutismus war Rußland günstig — für die Zeit der Demokratie, der exakten Arbeit fehlt es an den Vorbedingungen. Rußland ist als kosmopolitisches

Land groß geworden, immer stärker folgt es dem Zug der Zeit nach nationaler Abschließung. Und wenn der Spruch wahr ist, daß die Größe der Staaten durch die Mittel erhalten wird, die sie geschaffen haben, so hat es damit eines der schwersten und gefährlichsten Experimente begonnen. . .

In dem pessimistischen Zug aber der durch die Weltlitteratur geht konnte Rußland wiederum mit einem Schläge die Führung übernehmen — die Schonungslosigkeit der Kritik, die Wildheit des Anstürmens und die Bitterkeit der Resignation haben es dazu berufen.

* * *

In dem Eisenbahnzug, der mich nach Hause brachte, traf ich eine hochgebildete, lebenswürdige Familie aus der Mitte Sibiriens, ein Ehepaar, noch in Rußlands eisenbahnloser Zeit dahin gekommen, und zwei liebliche Töchter. Setzt zum ersten Mal unterwegs — westwärts ziehend seit zwei Monaten. Als wir bei Wirballen die Grenze passirten, wurde der Dame das Auge feucht.

— Ueber die Grenze, nach dem Westen zu kommen, es war der Traum meines Lebens — ich hätte nie geglaubt, daß er sich verwirklichen wird. . .

Alles bewunderten, bestaunten sie, die stattlichen Dörfer, die wohlgebauten Fluren, die Gärten und Vorgärten an den Stationen, die Ordnung und Reinlichkeit, das Freie, Ruhige, Selbstbewußte der Bevölkerung. Ja, das war wirklich der Westen hinter Wirballen — Eydtkuhnen. Der Traum war verwirklicht.

* * *

In Berlin trafen wir uns wieder.

— Wie gefällt es Ihnen bei uns? frug ich.

Der Herr, ein Mann von wenig Worten, drückte mir kräftig die Hand. Als suchte er nach dem Ausdruck, sah er mich an.

— Mais c'est un bijou, un vrai bijou que votre ville.

— Wo ist die Verbindung zwischen meinem früheren Zustand und meinem jetzigen — so frage ich mich, sagte ernst die Dame — zwischen der Einsamkeit meiner nordischen Gebirgswelt und dem wirren, verwirrenden Menschenstrudel in Ihren Straßen. Ihr großer Dichter giebt es mir in die Hand — dieses Band.

Und in tadellosem Deutsch zitierte sie die Verse des westöstlichen Divans:

Gottes ist der Orient, Gottes ist der Occident

Nord und südliches Gelände ruht im Frieden seiner Hände. . . .



Buchdruckerei von Gustav Schabe (Otto Franke) in Berlin N.

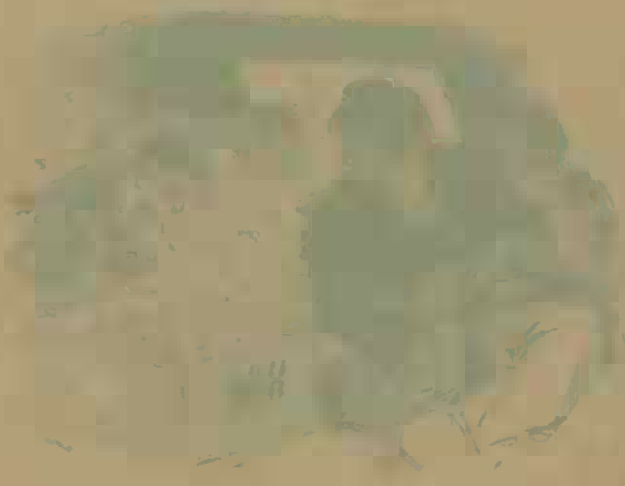
Von demselben Verfasser erschien im Verlage von Ferdinand Salomon
in Berlin:

Des Deutschen Kronprinzen

Reise nach Spanien und Rom,

Von

Friedrich Dernburg.



(Im Zwischenstück des Prinzen Adalbert.)

Mit Illustrationen von Hermann Lüders.

Prachtband: Preis Mf. 15,-.
